Mauvillon

Biogr. 404.

Lodron

Geschichte Ferdinands

Herzogs von Braunschweig-Lüneburg,

Oberster Befehlshaber der Armee Sr. Maj. des Königs von Großbritannien in Deutschland während des siebenjährigen Krieges, Königlich Preußischer Generalfeldmarschall, des blauen Hosenbandes, rothen und schwarzen Adlerordens, wie auch des Ordens de l'Union parfaite Ritter, des hohen Johanniterordens Commenthur in Gorgast, des hohen Domstifts zu St. Mauritius in Magdeburg Dechant, Probst der Collegiatstifter St. Sebastian, St. Nikolas, und St. Peter und Paul daselbst, rc. rc.

von

J. Mauvillon,

Obristlieutenant beym Herzoglich Braunschweigischen Ingenieur-Corps.

Zweyter Theil.

Leipzig,
im Verlage der Dykischen Buchhandlung.
1794.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Bayerische Staatsbibliothek München

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

Sechstes Kapitel.

Feldzug vom Jahre 1759.

Die Winterquartiere wurden ganz ruhig zugebracht, denn hier können die Unternehmungen einzelner Befehlshaber von leichten Truppen oder von kleinen Commando's nicht in Betrachtung kommen. Indeß geschah doch eine Sache, und zwar weit von der alliirten Armee, die nichts destoweniger einen wichtigen Einfluß auf ihre Verhältnisse hatte. Der Prinz von Soubise ließ nämlich am 3ten Januar die Stadt Frankfurt am Mayn besetzen, und bediente sich dabey des bey solchen Städten immer üblichen Mittels: daß er den Durchmarsch für einen kleinen Haufen forderte, (hier für ein Regiment), dem ein weit größerer (zehn Bataillons) folgte, und sich der Stadt bemächtigte, hernach aber den Rath protestiren und sich mit Worten verwahren ließ, so viel er wollte. Dieß war eine wesentliche Veränderung in dem Kriegsschauplatze

Die Franzosen besetzen Frankfurt.

und den daraus entstehenden Verhältnissen. Nun konnten die Franzosen immer unfehlbar und völlig sicher mit einer Armee vom Oberrhein her agiren. Man konnte diese Armee nun nie weiter zurücktreiben als Gießen oder Friedberg, und ihr nie wieder den Weg über den Rhein versperren, auch dann, wenn man eine Schlacht gegen sie gewann; denn man hätte müssen Frankfurt belagern und einnehmen, und das hätte den Alliirten wohl schwer werden sollen. Nun konnte Frankreich immer sicher zwey Armeen haben, die einander zu jeder Zeit ohne Mühe durch die mächtigsten Diversionen unterstützen, und den Herzog Ferdinand allemal entweder durch Oberhessen oder durch Westphalen von der ihm ganz unentbehrlichen Weser abschneiden konnten, wenn er einer etwa zu stark auf den Leib gehen wollte.

Um so mehr dürfte sich der Leser wundern, daß Herzog Ferdinand sich es jetzt vornahm, zu versuchen, ob er nicht mit der Oberrheinschen Armee zuerst fertig werden, ihr Frankfurt entreißen, und sie so außer Stand setzen könnte, ihm von dieser Seite her zu schaden.

Ich gestehe, es lassen sich Gründe angeben, warum man überhaupt diesen Plan verwerfen kann. Der hauptsächlichste ist der: daß es dem Herzog unmöglich gewesen seyn würde, auf der einen Seite Lippstadt und Münster, auf der andern Frankfurt zu behaupten, und das zwar besonders aus Ursachen, die anderswo ihren Platz finden sollen. Daß aber alsdenn die für diese Plätze, zumal für Frankfurt, erforderliche Besatzung, die Armee, wenn sie gezwungen gewesen wäre, am andern Ende zu agiren, sehr geschwächt haben, und ihr unvermeidlicher Verlust ein großer Schade für sie gewesen seyn würde. Läßt man aber diesen Grund nicht gelten, so muß man, däucht mir, zugeben, daß dieser Plan nothwendig im vorhergehenden Jahre bey Eröffnung des Feldzugs hätte ausgeführt werden müssen, und damals sehr leicht, jetzt aber um vieles schwerer war. Ein großer militärischer Schriftsteller behauptet zwar das Gegentheil. Allein, aus dem Gezwungnen seiner Gründe sieht man, daß er von der Wahrheit seiner Behauptung entweder selbst nicht überzeugt ist, oder daß er wenigstens einen unerweislichen Satz

Neuer Operationsplan des Herzogs für den Anfang des Feldzugs. Prüfung desselben.

beweisen will. Besonders wundre ich mich, daß er nicht den einzigen Grund anführt, der sich für seine Meynung vorbringen läßt, nämlich den, daß der Herzog im Jahre 1758 die Vereinigung mit den Engländern erwartete, und theils ohne sie zu schwach zu dieser Unternehmung war; theils sich auch von ihnen nicht entfernen durfte, um sie nicht der Gefahr auszusetzen, vor dieser Vereinigung aufgerieben zu werden. Diese Gründe haben vielen Schein; allein man kann doch ihre Nichtigkeit leicht einsehen. Man muß nur folgendes bedenken: 1) Der Herzog war 1758 freylich schwächer als 1759. Allein die Franzosen waren es auch. Sie hatten zwey höchst unfähige Generale an ihrer Spitze; Soubise war seit der Bataille von Rosbach der Gegenstand des Gespötts der Soldaten, und das hat bey Franzosen eine große Wirkung. Frankfurt war auch noch nicht in ihren Händen. Clermont wäre noch eine ganze Weile in seinen Quartieren geblieben; und ein ansehnliches Corps, das man hätte zurücklassen können, hätte ihn immer so lange aufgehalten, bis man mit dem Unternehmen am Mayn fertig gewesen wäre. 2) Eben

dieser Ursache wegen war die Vereinigung mit den Engländern immer gewiß; man hätte auch ihre Ankunft beschleunigen können; und auf alle Fälle brauchte man sie nicht zu Emden, sondern hinter der Weser ans Land setzen zu lassen, so konnte ihnen nichts geschehen. Kurz wenn man den Zeitpunkt berechnet, wo der Herzog sich in Bewegung setzte, die Zeit, die er brauchte, um von Lippstadt nach Frankfurt zu marschiren, mit einem Worte, wenn man die Expedition, wie sie im Jahre 1758 möglich war, mit der vergleicht, die im Jahr 1759 würklich geschah, so wird man mir darin recht geben, daß sie entweder ganz unterlassen werden, oder in jenem Zeitraume geschehn mußte.

Dem sey indeß wie ihm wolle, so faßte Ferdinand nun den Vorsatz, die vormalige Soubisische Armee anzugreifen, ihr Frankfurt zu entreißen, und ihr damit dieses Thor von Deutschland zu verschließen. Allein Soubise war zurück nach Frankreich gegangen, um die Oberbefehlshaberstelle über eine vorseyende Landung in England zu übernehmen, und die Armee am Oberrhein hatte damals einen viel geschick-

tern General an ihrer Spitze, den Generallieutenant von Broglio.

Marsch durch Hessen in die Wetterau. Dem gefaßten Vorsatze zufolge erhielten alle Truppen, die unter dem Herzog von Hollstein im sogenannten Köllnischen Sauerlande, und unter dem Erbprinzen im Paderbornschen, ihre Winterquartiere gehabt hatten, den Befehl, nach Hessen zu marschiren und sich mit dem dort liegenden Ysenburgischen Corps zu vereinigen. Sie setzten sich den 20sten März in Bewegung; das Corps des Erbprinzen marschirte über Warburg nach Cassel; der Herzog von Hollstein aber von Brilon aus über Korbach nach Fritzlar. Am 24sten langte der Herzog Ferdinand zu Cassel an, um sich selbst an die Spitze dieser Armee zu stellen. Dort kamen der Erbprinz, der Herzog von Hollstein und der Prinz von Ysenburg zu ihm und erhielten ihre Instructionen.

Die französische Armee, die man angreifen wollte, stützte den linken Flügel ihrer Quartiere an die Contadische, den rechten aber an die Quartiere der Reichsarmee, die, nebst den Würtembergern und einigen kayserlichen Regimentern, im Bißthum Fulde

und dann so weiter in Franken vertheilt lagen. Beym weitern Vorrücken hätte der Herzog diese Truppen in seiner linken Flanke gehabt, wodurch seine Communication mit Cassel in Gefahr gerathen wäre. Er trug daher dem Erbprinzen auf, sie zu verjagen. Zugleich war mit dem Prinz Heinrich von Preußen die Abrede getroffen, daß er dieß Unternehmen von Thüringen aus unterstützen würde. Der Erbprinz führte diesen Auftrag mit seiner gewöhnlichen Klugheit und Tapferkeit aus; machte dabey ein Paar tausend Gefangne, und stieß am 3ten April wieder zum Hauptcorps seines Oheims, der indeß immer weiter vorwärts marschirt war.

Broglio hatte seiner Seits auch nicht versäumt, die besten Anstalten zu machen, um seinem Gegner zu widerstehn. Er hatte seine Quartiere so angelegt, daß alle Truppen den Tag nach erhaltner Ordre auf den ihnen bey Bergen bestimmten Sammelplatz vereinigt seyn konnten. Contades schickte ihm, unter dem General von St. Germain, ein beträchtliches Corps zu Hülfe. Daher eilte auch Ferdinand, als ein kluger General, ihn noch vor der An-

kunft dieses Beystandes anzugreifen. Er rückte also gerade auf Broglio'n los; ließ im Vorbeygehn das Schloß Ulrichstein wegnehmen, um seine Communication mit Cassel sicher zu stellen; marschirte den 10ten von Fulda bis Freyenstein, den 11ten bis Büdingen, und den 12ten bis Windecken, wo die Armee die Nacht unter dem Gewehre blieb.

Unterdessen hatte sich Broglio mit seiner ganzen Armee in den Posten bey Bergen gestellt, der an sich sehr fest und zur Deckung von Frankfurt, von der Seite her, gleichsam geschaffen war.

Treffen bey Bergen.

Am rechten Flügel lag der Flecken Bergen, der mit einer Mauer, und außerhalb derselben mit Hecken und Gärten umgeben ist. Zur Seite geht eine steile Anhöhe herab, an deren Fuß das Dorf Enkheim liegt. Es fließt dort ein Bach vorbey, der von da bis nach dem, einen guten Kanonenschuß davon liegenden Mayn mit lauter feuchten Wiesen begränzt ist. Vor Bergen und weiter zur linken Hand hin ist der Boden eben; aber hinterwärts dieser Ebne, dem Flecken nordostwärts, liegt ein Wartthurm auf einer Erhöhung. Die

Ebne erstreckt sich etwa zwölf hundert Schritt weit in der Breite und gränzt an eine tiefe Schlucht, hinter deren Wurzel der linke Flügel der Alliirten zu stehen kam, und die von ihnen gerade auf die französische Armee loslief; hernach aber einen Haken bildete, wodurch sie beynahe wieder in die Richtungslinie dieser Armee kam, die von Bergen ab südnordwärts ging. Beyde Wände dieser Schlucht sind steil und mit Holz bewachsen; auch läuft im Grunde ein Waldbach mit feuchten Ufern, der sich in die Nidda wirft, die am Fuße dieser steilen Höhen vorbeyfließt. An dem Ufer der Nidda liegt aber Vilbel, ein ansehnliches Dorf.

Auf den so beschaffnen Posten hatte der französische General seine Armee folgendermaßen gestellt. Bergen und die umliegenden Gärten waren mit acht Bataillons besetzt. Funfzehn Bataillons standen hinterwärts, zur Seite, in Colonne, damit sie gleich, wo es nöthig wäre, hinmarschiren konnten. In der Ebene von Bergen bis nach jener angegebenen Schlucht, aber hinter dem Wartthurm, standen zwey und dreyßig Schwadronen

Cavallerie in drey Treffen, deren acht aus Dragonern bestanden, die man nöthigen Falls absitzen lassen konnte. Vor dem Wartthurme auf der Höhe befand sich eine starke Batterie, die die ganze Ebne auf eine sehr vortheilhafte Art bestrich. Hinter dem Haken der Schlucht, der in einer etwas schrägen Richtung die Stellung der Franzosen verlängerte, standen die Sachsen, die an ihrem linken Flügel eine Batterie hatten, von der sie flankirt wurden. Hinter ihnen stand das Regiment Apchon, Dragoner, zu ihrer Unterstützung, und dann weiter zurück acht Schwadronen Cavallerie, die sich noch mehr links als die Sachsen ausdehnten. Ein wenig hinter dem rechten Flügel derselben waren eilf Bataillons als Reserve gestellt; allein, auch in Colonnen, damit auch sie hinmarschiren konnten, wo es nöthig wäre. Diese Disposition ist schön, und muß bey defensiven Stellungen zum Muster dienen. Wenn bey einer solchen der General seine Truppen alle in Schlachtordnung aufmarschirt stellt, so richtet sich der Feind darnach bey seinem Angriffe, und attakirt da, wo man sichs nicht vermuthen war; ja oft mit Vor-

theil an der stärksten Stelle, weil man die im Vertrauen auf ihre Stärke mit wenig Truppen besetzt hat. Soll dann die Schlachtordnung verändert werden, so macht das schon an sich einen bösen Eindruck auf die Truppen. Außerdem geschieht es immer mit Uebereilung, unordentlich und doch langsam, weil einmal stehende Truppen nicht so leicht in Bewegung zu setzen sind, als wenn sie in Colonnen zum Marschiren schon bereit stehen. Oft macht sogar der General, der den Flügel oder die Division kommandirt, zu welcher sie gehören, Schwierigkeiten, sie nach dem verlangten Orte hinzuschicken, aus Furcht, sich zu schwächen. Selbst die in Schlachtordnung stehenden Reserven sind nicht nach allen Richtungen hin beweglich genug, und werden durch die schon überall stehenden Truppen oft noch aufgehalten. Alle diese Ungelegenheiten fallen weg, wenn in einem defensiven Posten nur das Nöthige postirt, das übrige aber als Reserve in Colonne steht, wie es Broglio hier angeordnet hatte.

Auf den so gestellten Feind ließ der Herzog am 13ten mit Anbruch des Tages die

Armee in fünf Colonnen anmarschiren. Der Aufmarsch des ganzen Heers war sehr leicht und sonder Gefahr. Denn die Ebne vor Bergen und vor der Warte hat gerade in der gehörigen Weite einen etwas stärkern Abfall, hinter welchem die Alliirten vor dem Feuer der Feinde bedeckt standen.

So bald die Armee in Schlachtordnung gestellt war, rückte der Prinz von Ysenburg an der Spitze der Hessischen Grenadiere gerade gegen Bergen an. Broglio sah dieß kaum, als er sogleich eine ansehnliche Verstärkung dahin marschiren ließ, die auch schon vor dem Angriffe bereit stand, die Hessen zu empfangen. Diese tapfern Truppen thaten ihr möglichstes, um einzudringen; allein sie mußten sich dergestalt durch die Hecken und Graben der Bergenschen Gärten durcharbeiten, daß sie nur sehr langsam vorrücken konnten; indeß behaupteten sie ihre errungenen Vortheile und verschossen auf dem Platz alle ihre Patronen. Darauf kam ihnen der Erbprinz mit seiner Division zu Hülfe. Er folgte zu dem Ende aber nicht ihren Fußstapfen, sondern griff seines Orts die Franzosen und Bergen zur Seite nach der Ebne und der

Wart an, und dieser Angriff brachte jene schon zum Wanken. Allein diese Bewegung konnte nicht geschehn, ohne zugleich den Feinden seine eigne rechte Flanke blos zu geben. Diesen Umstand nutzte Broglio mit vieler Geschicklichkeit; er schickte sogleich ein Regiment, von zwey andern unterstützt, um den Erbprinzen da anzugreifen, dem zugleich die Kanonen von der Batterie bey der Wart, die die Franzosen dazu vorrücken ließen, in Flanke und im Rücken feuerten. Hiezu kam nun, daß der Prinz von Ysenburg bey der Attake der Hessen todgeschossen wurde. Diese also eben so wohl, als der Erbprinz, zogen sich wieder zurück. Gleich liefen ihnen zwey Bataillons Infanterie nach, dem ausdrücklichen Verbot des französischen Generals zuwider. Sie mußten aber auch dafür büßen; denn es fielen einige Schwadronen von der alliirten Cavallerie über sie her, hieben sie etwas zusammen und würden noch viel schlimmer mit ihnen verfahren seyn, wenn nicht Broglio sogleich zehn Schwadronen von den zwey und dreyßigen hinter dem Wartthurme hätte vorrücken lassen, welche die Cavallerie der

Alliirten nöthigten, abzustehn, und sich mit der Infanterie nach der Linie zurück zu ziehen.

Nach diesem mißlungenen Angriffe schien der Herzog alle weitere Gedanken auf ein Gefecht aufzugeben. Er zog alle Truppen wieder hinter jene Erhöhung zurück und blieb da ganz stille liegen. Man vermuthet, seine Absicht sey gewesen, die Franzosen aus ihrem Posten herauszulocken, sie dann mit ganzer Macht zu verfolgen, und mit ihnen in Bergen und in ihre Stellung einzudringen. Allein Broglio war zu keiner Bewegung vorwärts zu bringen. Er blieb unverändert auf sein Augenmerk bedacht, und litt nicht, daß ein Mann von seiner Armee von der Stelle ging, sondern begnügte sich damit, alles bereit zu halten, um einem neuen Angriffe zu widerstehen. Dieser neue Angriff geschah auch in der That. Herzog Ferdinand rückte mit seiner Armee wieder auf die Höhe, fing an, die Franzosen zu kanoniren, ließ wieder etliche Bataillons gegen Bergen anmarschiren, und zugleich die Jäger am rechten Flügel in das Holz eindringen, um die französischen leichten Truppen daraus zu vertreiben. Bey

dieser Kanonade ward der Befehlshaber der Sachsen unter allen seinen Landsleuten allein tödtlich verwundet, und gab etliche Tage darauf zu Frankfurt seinen Geist in den Händen der bis dahin von ihm immer verachteten Geistlichkeit auf; die dagegen seine Bekehrung als einen Triumpf, zum Beyspiel aller verstockten, mit diesem General hierin gleichdenkenden Menschen, weit und breit bekannt machte.

Dieser neue Angriff war indeß viel zu schwach, um etwas zu bewirken. Herzog Ferdinand zog sich bald wieder hinter die Höhe zurück; blieb da bis zur Nacht, schaffte alle seine transportabeln Verwundeten fort, und trat darauf seinen Rückzug an, ohne im geringsten beunruhigt zu werden. Erst am folgenden Tage setzten ihm die Franzosen nach. Ihre leichten Truppen verfolgten ihn auf dem ganzen Rückmarsche, konnten ihm aber nicht viel anhaben. Nur durch den Umstand, daß sie einen Ordre bringenden Offizier aufhoben, geriethen zwey Schwadronen preußischer Dragoner fast ganz in ihre Hände. Dieses und einige Bagage machten alle Vortheile aus, die ihnen ihr Nachsetzen ein-

brachte. Der Herzog führte seine Truppen in Quartiere hinter die Schwalm, wo er sie ziemlich weitläuftig bis an die Eder verlegte. Marburg blieb in französischen Händen, und Broglio, mit den erhaltenen Vortheilen zufrieden, bezog auch seine alten Quartiere zwischen der Lahn und dem Mayn.

Betrachtungen darüber.

So endigte sich diese Unternehmung, zu der man sich aus mir unbekannten guten Gründen entschlossen haben mochte, die aber in der That auf keine Weise gut ausgeführt wurde. Wenigstens erkennt man in dem Treffen bey Bergen, worauf dabey doch eigentlich alles ankam, gar nicht den sonst so vortrefflichen Feldherrn. Zum Ernst wurde dabey viel zu wenig gethan, und als Versuch zu viel; denn der dabey erlittene Verlust betrug doch acht und achtzig Offiziere und zwey tausend einhundert neun und sechzig Gemeine, nebst fünf Kanonen. Ich kenne zwar das Terrain nicht genau genug, um darüber entscheidend zu sprechen; allein wenn man den Riß betrachtet, so waren die Anhöhen, auf welchen die Sachsen standen, ganz und gar nicht unersteiglich. Es gehen zwey Fahrwege von

Vilbel aus gerade hinauf; und dieß bezeichnet Berge, worauf Infanterie gewiß in ganz guter Ordnung herauf kommen kann. Warum ward also nicht da angegriffen, wo nicht nur die Attake leichter war, als auf einen gemauerten mit Truppen und Kanonen besetzten und mit einer Batterie seitwärts flankirten Ort, sondern wo sie auch weit entscheidender werden konnte, indem man alsdenn der eben in dem Orte liegenden Infanterie großentheils den Rückzug abgeschnitten hätte? Noch eine andre Ursache mußte zu diesem Angriffe anrathen. Ohngeachtet in den öffentlichen Relationen nichts davon gesagt worden ist, so bezeugen doch besondere Nachrichten einmüthig, daß die Alliirten bey diesem Treffen nur wenig Parkgeschütz gehabt haben, und darunter gar kein schweres. Bey diesem Umstande durfte Bergen gar nicht angegriffen werden; denn das mußte man erst recht zusammen, und besonders mit Haubitzgranaten in Brand schießen, ehe man hoffen konnte, die Franzosen daraus zu verjagen. Allein auf dem linken Flügel der Franzosen konnte eine bloße Infanterieattake, mit Cavallerie unterstützt, sehr

wohl gelingen. Ob etwa das Gefecht von Lowositz, wo auch das Dorf am rechten Flügel der Feinde mit Erfolg angegriffen wurde, den Herzog hier bestimmte? Da war aber ein sehr bemerkenswerther Unterschied. Die Preußen kamen auf Lowositz von oben herab gezogen; stürzten so die Feinde über den Haufen und dann in den Flecken hinein, welcher noch oben drein in Brand geschossen wurde; dabey war auch noch der linke Flügel der Feinde inattakabel. Nach mißlungner Attake war der Gedanke sehr fein, sich hinter der Höhe verborgen zu halten, in der Hoffnung, dadurch die Franzosen aus ihrem Posten zu locken und dann mit ihnen hineinzudringen. Von ihrem Nationalcharakter ließ sich das oder etwas ähnliches erwarten, und es war der Mühe werth, es zu versuchen. Allein wenn man ihn als den Grundgedanken des ganzen Gefechts ansehn, und dadurch das ganze Verfahren bey demselben erklären wollte, so würde es dennoch kein besseres Ansehen gewinnen. Die Aeußerung eines solchen Zugs des Nationalcharakters hängt doch immer nur von dem Willen eines einzigen Menschen ab,

nämlich des Generals. Wenn man den also nicht genau kennt, darf man, auf die Hoffnung, daß auch er davon beseelt seyn wird, eine so viel Blut kostende Attake nicht wagen. Man überlege nun einmal recht alle diese Dinge! Wird man alsdenn nicht eingestehn, daß es Ferdinand dießmal nicht so anfing, wie er gesollt hätte, um den Sieg davon zu tragen, und daß er vermuthlich den Posten von Bergen angriff, ohne ihn genau zu kennen, wodurch das Schwankende in dem Angriffe hervorgebracht wurde? Uebrigens kann ich nicht unangemerkt lassen, daß die ganze französische Nation wie berauscht dadurch ward, daß sie endlich einmal Truppen, die Ferdinand selbst anführte, vor den ihrigen hatte zurückweichen sehn. Dieß allein zeigt schon, welche hohe Meynung er ihnen von sich selbst eingeprägt hatte, und macht den herrlichsten Lobspruch für seine militärschen Talente aus. Broglio ward bis in Himmel darum erhoben, daß er sich in einem sehr starken Posten nicht hatte schlagen lassen; denn das war am Ende doch alles was er gethan hatte.

Erste Bewegungen der französischen Armee am Niederrhein.

Den 25sten April kam der Generalissimus der französischen Armee, der Marschall von Contades, von Paris, wo er den Plan des Feldzugs mit dem Kabinet verabredet hatte, zu Frankfurt an, und reiste von da nach Crefeld. Kurz darauf, am 4ten May, gab er seinen Unterbefehlshabern die Weisung, seine Armee in vier Corps bey Burik, Calcar, Düsseldorf und Diez zusammenzuziehen. Er selbst begab sich nachher nach Düsseldorf und blieb da bis zum 20sten.

Der Herzog hatte beynahe die Hälfte seiner Armee, unter dem Lord Sackville und dem General Spörken, bey seiner Expedition nach Bergen hin, in ihren Quartieren in Westphalen gelassen. Er gab also denen weiter zurückliegenden Truppen Befehl sich in der Gegend von Münster zusammen zu ziehen. Er selbst reisete nach Lippstadt, und ließ das in Hessen liegende Corps größtentheils über Corbach und Brilon nachkommen. Nur ein geringer Theil der Truppen blieb unter dem General Imhof bey Fritzlar stehen.

Die Disposition des französischen Feldherrn war sehr gut; sie ließ den Herzog

völlig zweifelhaft, ob er durch Westphalen oder durch Hessen losbrechen würde. Indeß hatte Contades den rechten Punkt gefaßt, und sein Vorhaben ging auf letzteres los. Die Operationslinie über Westphalen konnte ihn zu nichts führen, als zum Besitze einiger kleinen preußischen Provinzen. Die über Hessen machte ihn aber sogleich zum Meister von dem Lande eines der mächtigsten Aliirten. Die Communication durch Westphalen war immer schwer und nur auf der Achse zu erhalten. Durch Hessen konnte sie von Hersfeld aus bis an die Nordsee immer zu Wasser statt haben. Außerdem ging da eine gebahnte Straße bis nach Cassel hin, da hingegen die Westphälischen Wege bey der geringsten üblen Witterung ganz unbrauchbar wurden. Alle diese Gründe mußten ihn nach Hessen hinleiten.

Er ließ daher alle Truppen, außer neunzehn Bataillons und achtzehn Schwadronen, die das Armentierische Corps am Niederrhein ausmachen sollten, den Rhein herauf marschiren, und zu Düsseldorf über diesen Fluß setzen. So stand er am 29sten May mit einem Corps von neun und zwan=

zig Bataillons und vierzehn Schwadronen bey Marburg; einem andern von sieben und funfzig Bataillons und vierzig Schwadronen bey Gießen; und der Reserve von Broglio'n von drey und zwanzig Bataillons und ein und dreyßig Schwadronen bey Friedberg. Den 3ten Junius stieß das Corps von Gießen zu dem bey Marburg, und die Reserve marschirte nach Homburg an der Ohm.

Es scheint, als habe Contades seine Absicht, den Herzog über sein Vorhaben zu täuschen, damals völlig erreicht; denn dieser setzte sich am 24sten May mit dem Corps, das der Erbprinz aus Hessen herausgeführt hatte, bey Unna; ließ Spörken seine Truppen zu Dülmen, und Sackvillen seine Engländer zu Haltern zusammenziehn; den Herzog von Holstein stellte er aber bey Mülheim, im Herzogthum Westphalen; und so blieb er eine ganze Zeitlang stehn, indeß sein Gegner immer auf seinen Zweck losging. Den 3ten Junius detaschirte er den Erbprinzen mit etwa drey tausend Mann in das Herzogthum Berg hinein, etweder um die Aufmerksamkeit des Feindes, vielleicht gar einen Theil sei-

ner Macht dahin zu lenken, und wenigstens ihn in seinem Vorrücken aufzuhalten, oder auch wohl nur, um nähere Nachrichten von ihm zu erhalten, die ihm damals gemangelt zu haben scheinen. Wenn man die Schwäche dieses Corps bedenkt, so scheint letzteres wahrscheinlicher als jenes. Die Absicht dieses Zuges sey indeß gewesen, welche sie wolle, so führte ihn der Erbprinz mit seinem gewöhnlichen Feuer und Scharfsinn aus; setzte alle feindlichen Postirungen am Rhein in gewaltige Unruhe, machte Gefangene, schrieb Contributionen aus, und kam am 10ten in das Lager bey Weel zurück, ohne jedoch auf die Bewegung der französischen Hauptarmee auch nur den geringsten Einfluß gehabt zu haben.

Durchgang der Franzosen durch die Defilees von Stadtbergen.

Diese marschirte nach Frankenberg, und ließ die Reserve, sich zur Seite, auf der geraden Straße nach Cassel bis Nieder-Urf vorrücken. Am 8ten Junius gelangte die Armee nach Sachsenberg, und trieb eine Avantgarde vor sich her, die durch ihre Husaren Stadtbergen besetzen ließ. Am 10ten lagerte sich der Marschall bey Corbach, und am 13ten bey Stadtbergen, aber doch am südlichen Ufer der Dimel,

die er sich, wegen der Defilees jenseits, nicht zu passiren getraute, oder es vielmehr seiner ermüdeten Armee an dem Tage nicht zumuthen konnte. Indeß wollte er sich doch sogleich des Debouschees versichern, und schickte noch an demselben Tage eine Brigade Infanterie, ein Regiment Cürassiers, eins von Husaren und ein Corps leichter Truppen bis nach Essen hin. Zwey Brigaden Infanterie mußten auch noch zu ihrer Unterstützung über den Fluß gehen. Die berühmten Pässe bey dieser Stadt waren jedoch viel zu wichtig, als daß ein einsichtsvoller General, wie Contades, hätte säumen sollen durchzusetzen. Es trat also die Armee schon am 14ten, in sechs Colonnen, den Marsch an, um jenseits zu kommen; ließ alles Gepäck zurück, und stellte sich auf jener Seite in Schlachtordnung; mit dem linken Flügel an den Wald von Essen, und mit dem rechten bey Meerhof. Der Marschall ließ sie auch das Lager nicht eher aufschlagen, als bis er wußte, daß von der Seite der Alliirten nichts zu besorgen sey, so wichtig war ihm das Manöver dieses Tages, und so gewiß glaubte er, jene würden das Aeußerste thun, um es zu

verhindern oder zu vereiteln. Allein das thaten sie nicht; denn sie hatten nur ein Corps unter dem General von Wutgenau bey Büren gestellt, das entweder von dem Durchgange der Franzosen durch jene Defilees nichts erfuhr, oder sich zu schwach hielt, um etwas gegen sie zu unternehmen, ob es gleich schon am 10ten durch die Ankunft des Generals Imhof und dessen Corps war verstärkt worden. Dieser General stand, wie gesagt, bey Fritzlar, und erfuhr da den Marsch der französischen Hauptarmee nach Frankenberg und das Vorrücken der Broglioschen Reserve gerade auf ihn los bis nach Niedern-Urf. Darauf schickte er sogleich seine schwere Artillerie voraus nach Cassel; folgte ihr den 8ten selbst nach; gab dem General Post mit einem kleinen Corps den Auftrag, aus Cassel und aus Münden, wo ein großes Magazin lag, alles, was nur möglich seyn würde, weiter zurück transportiren zu lassen, und marschirte sodann den 9ten nach Warburg und den 10ten nach Büren, ohne auch nur einen Wagen von allem, was zu seinem Corps gehörte, verloren zu haben. Dieser Rückzug ward so schön ausgeführt,

als zur rechten Zeit angetreten; denn bey längerm Verweilen lief Imhof die größte Gefahr, von seiner Hauptarmee abgeschnitten zu werden.

An eben dem 10ten stießen auch sowohl Spörken als Sackville mit ihren unterhabenden Truppen zum Herzoge bey Soest, wozu sie am 4ten den Befehl erhalten hatten. Sobald der Herzog sich so verstärkt sah, marschirte er am 13ten nach Anrücht, und am 14ten zum Wutgenauischen Corps nach Büren, wo er die Nachricht vom Durchgange der Franzosen durch die Pässe von Stadtbergen erhielt.

Ich habe diese Bewegungen blos darum so umständlich beschrieben, weil das nöthig ist, um das Verfahren beyder Generale recht einzusehn. Daß der Herzog würklich durch die ersten Schritte seines Gegners hintergangen ward, und seinen wahren Plan nicht durchschaute, erhellt, deucht mir, deutlich aus dem Umstande, daß er Spörken und Sackvillen erst am 4ten Junius den Befehl zuschickte, zu ihm zu stoßen, da am 3ten die ganze feindliche Armee schon zu Marburg beysammen stand. Wäre er nur zwey Tage eher zu Büren gewesen,

so konnte er ihr die Pässe von Stadtbergen versperren. Ich entscheide nicht, ob Wutgenau nicht allein hätte hingehn und Contaden wenigstens so lange aufhalten können, bis der Herzog mit der ganzen Armee angekommen wäre, da es hier auf vier und zwanzig Stunden und vielleicht noch weniger angekommen zu haben scheint; denn Büren liegt nur einen kleinen Marsch weit von Stadtbergen. Allein daß ihm dieserwegen kein Vorwurf gemacht werden kann, ergiebt sich daraus, weil der Herzog deshalb nicht die geringste Ungnade auf ihn warf, da er doch in ähnlichen Fällen damit, wie billig, gar nicht zurückhaltend gewesen ist.

Weitere Fortschritte der Franzosen.

Contades wäre es nicht werth gewesen, bis dahin so vortrefflich manövrirt und die Hauptschwierigkeit überstiegen zu haben, wenn er nicht sogleich gesucht hätte, den Herzog so weit, als nur möglich, von der Weser abzudrängen. Er ließ also auch schon den 18ten Broglio'n mit seiner Reserve nach Etteln marschiren, Paderborn besetzen, und dort die Bäckerey anlegen. Da alles für das weitere Fortrücken der Armee in Bereitschaft war, stellte sich die

Reserve am 23sten zu Neuhaus, und die Armee marschirte von Meerhof nach Paderborn. Der Herzog nahm dagegen am 18ten sein Lager zu Erwitte unweit Lippstadt, und den 21sten zu Rittberg hinter der Embs.

Den 29sten rückten die Franzosen bis Ohlschlagen, zwischen Horn und Paderborn; Broglio ward nach Osterholt geschickt und Chevreuse kam von Büren nach Neuhaus, um die Bäckerey zu decken. Ihre große Armee ging darauf am 2ten Julius nach Stuckenbrück, den 4ten nach Bielefeld und den 8ten nach Hervorden. Broglio war indeß den 4ten nach Heppen und den 7ten nach Engern marschirt; hatte am 8ten den Erbprinzen mit einem Angriffe bey Melle bedroht; worauf dieser das Magazin an dem Orte verbrannte und sich nachher zur Armee zurückzog, die bey Osnabrück stand, indem sie den 30sten Junius von Rittberg nach Marienfeld, den 3ten Julius nach Dissum, und den 7ten von da nach jener Stadt hinmarschirt war. Weil nun bey so bewandten Umständen eine Hauptschlacht alles entscheiden mußte, so wollte der Herzog seine ganze

Macht dazu zusammenziehn, und hatte also schon am 30sten Juni Wangenheimen Ordre geschickt, mit seinem Corps, von Dülmen aus, zu ihm zu stoßen. Armentieres hatte nun freye Hand, und berennte Münster auch am 9ten Julius.

Einnahme von Minden mit stürmender Hand.

In der Nacht vom 9ten zum 10ten bemächtigte sich am andern Ende der französischen Operationslinie Broglio der Stadt Minden, und zwar auf eine so kluge Weise, daß er in die Stadt drang, den Commandant nöthigte, sich mit seiner ganzen, vierzehn hundert Mann starken Besatzung auf Diskretion zu ergeben, und dabey nur einen sehr unbedeutenden Verlust erlitt. Dieser Commandant hieß Zastrow. Nun hatten die Franzosen einen sichern Uebergang über die Weser, und konnten den Krieg, auf welche Seite des Flusses sie wollten, hinspielen. Hameln lag hinter ihnen, und nichts konnte sie an der Einnahme dieses, damals sehr leicht, und auch jetzt noch immer nicht schwer einzunehmenden, Orts hindern.

Bis dahin waren alle Schritte des Marschalls von Contades nicht nur tadelfrey, sondern musterhaft gewesen; ein ver-

dienter glücklicher Erfolg hatte sie gekrönt. Es eröffneten sich ihm die allerschönsten Aussichten, man mußte sich nur Zeit geben, mit voller Sicherheit nach dem Ziele zu gelangen. Allein von dem Augenblicke schien es, als blendeten ihn die Menge Gegenstände, die ihm sein bisheriges Glück vor Augen stellte, und er zeigte in seinem fernern Verfahren ein Schwanken, das seinem Heerzuge kein glückliches Ende prophezeyte. Dieses nutzte Ferdinand auf eine ganz wunderns würdige Art, wie die Folge zeigen wird, und machte das Versehen in Ansehung der wahren Absichten des Feindes bey Eröffnung des Feldzuges mehr als wieder gut, indem er den Franzosen Hessen wieder entriß, dessen Einnahme und Behauptung er ihnen auf keine Weise hätte verwehren können, wenn er ihnen auch die Pässe von Stadtbergen versperrt hätte.

Fernere Operationen beyder Armeen.

Die Einnahme von Minden, die alle Erwartungen des deutschen Feldherrn so sehr zerrütten mußte, gab seinen Operationen einen ganz neuen Schwung, weil die Gefahr nun würklich dringend wurde. Er marschirte am 12ten mit der ganzen Armee von Osnabrück nach Bromte; am

13ten

13ten nach Diepenau, und am 14ten nach Stolzenau, das an der Weser liegt. Anjetzt kannte er diesen Fluß vollkommen, und ließ sich durch Gefälligkeiten gegen die Rechte der Herren Reichsbürger von wichtigen Maßregeln nicht länger abhalten. Er schickte also den General Drewes nach Bremen, um sich dieser Stadt, als eines sichern Posten an der Weser, zu bemächtigen, wobey dieser wenig Schwierigkeiten fand; und sobald dieß geschehn war, bereitete er sich die Sache durch ein Treffen zu entscheiden, dessen Verlust seine Angelegenheiten nie merklich schlimmer, der Sieg aber sie weit besser machen konnte. Diesen Plan verfolgte er unverrückt, und mit ausnehmender Geschicklichkeit.

Der französische General hingegen, anstatt seine jetzige Lage völlig zu befestigen, ließ das Chevreusische Corps links nach Lippstadt marschiren, um diese Festung zu berennen; und das Broglioſche rechts über die Weser setzen, und bis Bückeburg vorrücken, um seine Streifpartheyen bis nach Hannover hinzutreiben. Das war sein erster, sein Hauptfehler. Dadurch zerstreute und verwirrte er sich, und bereitete

sich seinen Untergang selbst zu. Die Einnahme von Minden war ein Glücksstreich, der ihm aber noch keinen festen Fuß verschaffte, bis die dahinter liegende Festungen sein waren. Darunter war Lippstadt eigentlich die wichtigste, denn sie schloß das Thor, wodurch der Herzog zwischen den zwey französischen Armeen hineinschleichen konnte, feste zu, und setzte beyde in den sichersten Zusammenhang untereinander, ohne welchen an kein glückliches Fortschreiten gedacht werden kann. Daß Contades indeß Münster belagern ließ, wenn ihm dazu die Mittel besser zur Hand waren, ist nicht zu tadeln; denn der Besitz von Münster schränkte nicht nur den Gebrauch von Lippstadt für den Herzog auf alle Fälle sehr ein, sondern machte es ihm am Ende unmöglich, diese Festung zu behaupten. Auch konnte ihm kein Mensch in seiner jetzigen Lage, wenn er nur keine Schlacht verlor, verwehren, Lippstadt gleich nach Münster wegnehmen zu lassen. War ihm indeß dieses zu langwierig, und er fühlte sich stark genug, in diesem Zeitpunkt, Hameln, hinter seinem Rücken, zugleich mit Münster belagern zu lassen, so konnte er

das auch thun; das hätte ihn nicht sehr lange aufgehalten, und dann war er völlig im Stande, ohne sich um Lippstadt zu bekümmern, weitre Fortschritte zu thun; denn dann war Lippstadt dem Herzog völlig unnütz. Aber auf keinen Fall durfte er diesem Feldherrn Gelegenheit geben, ihm eine Schlacht zu liefern, ehe er nicht wenigstens zwey von den dreyen nun hinter ihm liegenden Festungen hatte.

Anstatt aber auf eine solche, den gründlichen und einzig wahren Regeln der Kriegskunst angemeßne Art zu verfahren, marschirte der Marschall von Contades den 14ten nach Minden, wo er sein Lager so nahm, daß die Armee ihren rechten Flügel an der Weser, den linken an Harthausen lehnte, daß der größte Theil ihrer Fronte durch einen großen Morast gedeckt war, und daß ihr im Rücken eine Kette von waldigten Bergen lag. In dieses Futteral schloß er sich ein, nicht anders, als ob er mit einer noch so schwachen Armee gegen eine doppelt so starke den traurigsten Vertheidigungskrieg führen müßte. Man wird mir vielleicht sagen, dieß habe er eben darum gethan, um eine Schlacht so lange

zu vermeiden, bis jene Festungen alle in seine Hände gefallen wären. Sollte das seine Absicht gewesen seyn, so wählte er dazu ein sehr abgeschmacktes Mittel. Um eine Schlacht zu vermeiden, muß man sich nicht in einen Kasten einschließen. Das muß diejenige Armee am allerwenigsten thun, die verschiedene Unternehmungen vor hat, denen sie die Hand bieten soll. Die wählt sich zwar eine gute Stellung, wo sie keine Ursache hat, den Angriff des Feindes zu scheuen, aber auch eine freye, wo sie sich leicht nach allen Seiten hinbewegen kann, um jede von ihren Unternehmungen zu unterstützen. Außerdem hatte dieses Lager einen großen Fehler Die Communication mit Herforden fing da an unsicher zu werden. Man mußte sie durch ein detaschirtes, jenseits der Kette von Bergen gestelltes Corps unterhalten, das folglich mancher Gefahr ausgesetzt war, weil Defilees es von der Hauptarmee trennten. Jene Communication konnte aber Contades nicht einen Augenblick entbehren; denn da er Hameln nicht hatte, mußte ihm alles von Cassel aus über Herforden auf der Achse zugefahren werden. Man wird sehen, wie

vortrefflich der Herzog diesen Umstand nutzte, um die Dinge dahin zu bringen, wo er sie hin haben wollte. Indeß schickte Contades den Herzog von Brißac mit einem ziemlich beträchtlichen Corps nach Cofeld, um besagte Communication zu decken. Das Unzusammenhängende in den Maaßregeln dieses Generals wird indeß dadurch recht einleuchtend, wenn man sieht, daß er nun nicht im Stande war, auf die Wegnahme von Hameln zu denken, sondern sich begnügen mußte, den Grafen von St. Germain mit einer Brigade Infanterie und einem Regiment Reuter vor diese Festung zu schicken, um den Streifereyen ihrer Besatzung auf seine Zufuhren Einhalt zu thun. Dabey war, wie gesagt, Chevreuse nach Lippstadt geschickt worden, und zwar ursprünglich um einen Handstreich gegen diesen Ort auszuführen. Da der ihm aber durch die Wachsamkeit des Commandanten mislang, so begnügte er sich damit, ihn zu berennen. Ueber die Weser war Broglio wahrscheinlich darum detaschirt worden, damit der Herzog, aus Furcht, die Communication mit Hannover zu verlieren, auch nach dem östlichen Ufer

dieses Flusses übergehn möchte. Allein wie konnte Contades hoffen, einen so klugen General durch eine solche Maßregel irre zu leiten? An der Communication mit Hannover war diesem für jetzt nichts, alles aber daran gelegen, seinen Gegner unter nachtheiligen Umständen zu einer Schlacht zu zwingen, und was konnte er besseres wünschen, als daß sich dieser durch vieles Detaschiren recht schwächen möchte. Contades rechnete nun zwar darauf, daß er das Broglio'sche Corps immer wieder an sich ziehen konnte, ehe ihm der Herzog auf den Leib kam. Er hatte auch deshalb, oder um es verstärken zu können, wenn der Herzog etwas dagegen unternehmen wollte, mehrere Brücken über die Weser schlagen lassen. Allein dieß Detaschiren schadete ihm doch immer dadurch, daß er darum jenes Lager nahm, aus welchem er nicht anders heraus konnte, als durch das Loch, das ihn in die Falle leitete, die ihm Ferdinand gelegt hatte.

Dieser Feldherr setzte demnach nicht über die Weser, sondern marschirte in der Nacht vom 15ten zum 16ten gerade vorwärts gegen den Feind, von Stolzenau nach Pe-

tershagen. Den 17ten rückte ein starkes Corps unter dem Erbprinzen noch weiter vor, und stellte sich vor den Dörfern Tonhausen, Kuttenhausen und Hemmern in Schlachtordnung. Die Armee folgte dieser Avantgarde und nahm ihre Stellung mit dem rechten Flügel an Südfeld und mit dem linken an die Weser. Darauf zog sich ein in der Ebne bey Minden stehendes französisches Corps gleich unter die Kanonen dieser Stadt, und Broglio mußte wieder über die Weser zur Armee stoßen. Da die Franzosen aber dabey in ihrem Lager blieben, und dieses würklich inattakabel war, so ging Ferdinand mit der Armee hinter Petershagen, General Wangenheim stellte sich vor ihr, jenseits des Bachs, und das Beversche Corps blieb als das vordre Eschelon hinter Tonhausen stehn. In dieser Stellung hielt sich der Herzog dem Anscheine nach ruhig, bereitete aber unablässig den Streich vor, den er seinem Gegner versetzen wollte. Seine leichten Truppen mußten sich immer weiter in der Ebne vor Minden ausdehnen; er ließ große und breite Wege durch die Landwehre bey Tonhausen anlegen, damit die Armee, so-

bald es nöthig seyn würde, ungehindert in jene Ebne einrücken könnte. Den 22sten stieß auch schon das Wangenheimsche Corps zum Beverschen hinter Tonhausen.

Münster fällt in französische Hände.

Es war auch in der That hohe Zeit, zur Ausführung zu schreiten, denn mit jedem Tage traten neue Umstände ein, die das ganze Vorhaben leicht vereiteln, oder wenigstens dessen glücklichen Erfolg beschränken konnten. Am 23sten hatte sich ein andrer General Zastrow in Münster an Armentieres ergeben, und sich also kaum zehn Tage nach eröffneten Laufgräben gehalten. Indessen hing doch diese Ausführung auch nicht allein vom Herzog ab, denn man mußte die Franzosen zwingen, aus ihrem Lager heraus zu gehen, weil an einen Angriff desselben gar nicht zu denken war; und es erforderte viel Kunst, sie nicht nur heraus zu locken, sondern auch so geschwind, daß sie sich vorher nicht in Westphalen oder an der Weser völlig festsetzten. Dieß wußte der Herzog auf eine ganz meisterhafte Art zu veranstalten.

Ferdin. Bewegungen um den Feind zur Schlacht zuzwingen.

Bey ihrem schnellen Vorrücken hatten die Franzosen ein ansehnliches Magazin der Alliirten zu Osnabrück erbeutet. Das

hatten sie da gelassen, und noch vermehrt, allein den Ort nur mit sechs hundert Mann von den Freywilligen von Clermont besetzt. General Drewes zu Bremen erhielt also Befehl, von da aus sich dieses Orts und des Magazins zu bemächtigen. Zugleich marschirte der Erbprinz mit sechs Bataillons nach Lübbecke, um die Feinde von da zu verjagen, und Drewes zu unterstützen. Um das Unternehmen des letztern gehörig einzuleiten, schickte der Herzog seinen damaligen Adjutanten, den Hessischen Hauptmann von Schlieffen, (nachmaligen Hessischen und dann Preußischen Generallieutenannt) nach Bremen. In Vechte fand Herr von Schlieffen keinen Widerstand. Er war dahin voraus gegangen, um diesen Posten zu forciren, und so dem Ganzen den Weg nach Osnabrück zu bahnen. Als darauf der General Drewes noch mit zwey Bataillons zu ihm gestoßen war, ging es am 28sten auf diese Stadt los. Zwey Thore wurden attakirt; das eine durch den General Drewes, das andre durch den Hauptmann von Schlieffen. Jener fand den Widerstand auf seiner Seite zu stark, zog sich zurück

und ließ es diesem melden. Schlieffen kehrte sich aber daran nicht, setzte seinen Angriff fort, forcirte das Thor, bekam die Stadt und das Magazin in seine Gewalt, und rechtfertigte auf die Art die Wahl des Herzogs in seiner Person, zum Hauptanführer bey diesem wichtigen Unternehmen. Die in Lübbeke stehenden Franzosen zogen sich bey Ankunft des Erbprinzen an ihr Hauptcorps zu Cofeld zurück, und dieser ging darauf am 29sten auf Hervorden zu, indem er sich zu Rissel, dieser Stadt gegen über, stellte. Zugleich und während dieser Vorgänge marschirte der Herzog mit der Armee von Petershagen ab, und ließ sie ein Lager in der Ebne vor Minden, zwischen Hille und Friedewald, nehmen. Das Corps des General Wangenheim blieb aber dabey immer hinter Tonhausen stehn. Der Herzog schickte überdem noch den General Gilsä mit einem kleinen Corps nach Lübbeke hin, um die Gemeinschaft der Armee mit dem Corps des Erbprinzen zu unterhalten.

Nun zeigten sich auf einmal die Folgen der grundlosen Bewegungen Contadens und zumal der schlechten Wahl des Lagers,

worin er sich eingeklammert hatte. Der Herzog war im Stande, dadurch Bewegungen vor ihm zu machen, die er sonst nimmermehr hätte wagen dürfen. Er schloß einen ausgedehnten halben Zirkel um ihn, durch den seine Communication anfing gewaltig unsicher zu werden. Noch wäre es Zeit gewesen, sich heraus zu ziehen. Er durfte nur zurück in seinen Posten nach Herforden marschiren. Der war fest und frey; da konnte er ruhig erwarten, bis Armentieres Lippstadt weggenommen hätte; dann Hameln einnehmen lassen, und wenn er hernach auch eine Schlacht verloren hätte, so wäre des Herzogs Lage nicht sehr gebessert, und die seinige nur wenig verschlimmert worden. Zu dieser Rückbewegung konnte er sich aber, wie's scheint, nicht entschließen, und ergriff daher das alsdenn noch einzig übrige Mittel, eine Schlacht zu liefern. In seinen Umständen war das indeß freylich ein höchst thörichter Entschluß. Erstlich ist fast niemals eine Schlacht gewonnen worden, die man aus Noth, und weil man sich auf keine andre Art zu helfen wußte, hat liefern müssen. Außerdem war dabey auch

alles gegen ihn; denn er konnte bey dem Siege wenig gewinnen, bey dem Verlust aber alles verlieren; und das ist immer der Fall, wenn man vom Feinde besetzte Festungen in seinem Rücken hat. Wie thöricht ist es nicht alsdenn, so wichtige Betrachtungen durch die Eitelkeit überwiegen zu lassen, daß man keinen Schritt zurück thun will! Man kann sich endlich noch leicht vorstellen, daß eben die Verlegenheit, die den französischen General jetzt nöthigte, unter so nachtheiligen Umständen zu seiner Rettung eine Schlacht zu suchen, ihm den Kopf nicht frey genug ließ, um dabey die besten Anstalten zu treffen. Die seinigen waren folgendermaßen beschaffen.

Schlacht bey Minden.

Seine Armee hatte zwar vor der Front einen großen Morast; sie war aber nicht von einem Ende bis zum andern damit bedeckt, sondern ein Theil vom rechten Flügel hatte nur den kleinen Fluß, die Barthe, vor sich, der aus dem Moraste herausfließt und nicht weit davon in die Weser läuft. Ueber diesen Fluß ließ Contades sehr viele Brücken schlagen, und am 31sten Julius mit Anbruch der Nacht

(denn der Zapfenstreich sollte die Stelle des Generalmarsches vertreten) passirte ihn seine Armee in neun Colonnen, um sich folgendergestalt in der Ebne vor Minden in Schlachtordnung zu stellen. Die Broglioſche Reserve stieß mit dem rechten Flügel an die Weser, machte Front nach dem General Wangenheim hin, stand in zwey Treffen, wovon das erste aus Infanterie, das zweyte aus Cavallerie bestand. Vor der Front waren zwey große Batterien. Hierauf folgte die Hälfte der Infanterie der Armee in zwey Treffen, und davor standen vier und dreyßig Stück grobes Geschütz. Dann kam die ganze Cavallerie, die fünf und funfzig Schwadronen ausmachte, in zwey Treffen, und dazu noch achtzehn Schwadronen als eine Reserve dahinter. Endlich machte die übrige Infanterie, in zwey Treffen gestellt, den linken Flügel der Armee aus, der sich an jenen Morast lehnte, den sie vorher vor ihrer Front gehabt hatte. Vor der Front dieses Flügels standen auch dreyßig Kanonen, und das hart am Morast liegende Dorf Halen hatte er vor sich liegen. Die ganze Stellung bildete eine Art von Zirkel-

bogen, oder vom Theil eines irregulären Vielecks, um Minden herum, welches der Armee im Rücken lag, und wo auf den Wällen, zur Deckung ihres Rückzugs im nöthigen Fall, eine Brigade Infanterie mit schweren Kanonen gestellt war.

Herzog Ferdinand hatte es gewagt, seiner ganzen Armee eine Stellung zu geben, die ihn einer großen Gefahr aussetzte, und in jedem andern Falle ein großer Fehler gewesen wäre, hier aber wieder als eine Wirkung des militairschen Genies, der allergenauesten Kenntniß und Beurtheilung, theils der Umstände, theils der Einsichten und des Charakters seines Feindes, und also auch des Eindrucks, den diese Umstände auf ihn machen würden, betrachtet werden muß. Er hatte sich nämlich zu Hille postirt, und den General Wangenheim hinter Tonhausen gelassen, so daß sein linker und der Wangenheimische rechte Flügel wohl eine Stunde Weges weit von einander lagen. Zwar hatte er breite Wege durch die Dörfer Kuttenhausen, Hemmern, und Holzhausen bereiten lassen, um nöthigen Falls dem General Wangenheim zu Hülfe eilen zu können; allein das wäre

wohl nicht hinreichend gewesen, um ihn zu retten, wenn die Franzosen ihn durch eine schnelle nächtliche Bewegung über den Fluß mit Macht angegriffen hätten. Ferdinand wußte aber gewiß, daß Contades nicht der Mann war, so etwas gehörig auszuführen; dabey lag in seiner Stellung, da sie einen einwärts gehenden Winkel mit der Wangenheimischen machte, ein Umstand, der dieß Unternehmen schwer auszuführen machte. Denn es konnte nur des Nachts und nur mit der ganzen Armee ausgeführt werden. Nur des Nachts, weil die französische Armee sich in einen Kasten gesteckt hatte, aus dem sie am Tage ohne Gefahr nicht herauskommen konnte. Nur mit der ganzen Armee, weil ein einzelnes Corps, das Wangenheimen hätte angreifen wollen, der Armee des Herzogs die Flanke geboten hätte. Also mußte sich die übrige französische Armee ihm entgegen stellen, um das zu verhüten. Dieß machte das Unternehmen sehr verwickelt, und da konnte Ferdinand mit Sicherheit darauf rechnen, daß sein Gegner der Mann nicht war, der sich in dieser Verwickelung gehörig würde helfen können. Er konnte wenigstens dabey

auf vorfallende Fehler rechnen, die es ihm möglich machen würden, ihn zu schlagen. Außerdem war diese Stellung nöthig, um dem Erbprinzen die Hand zu bieten, und zu verhindern, daß die Franzosen zwischen dem Gebirge und dem Moraste nicht durchbrächen und das Corps dieses Prinzen von der Armee abschnitten. Dieses Corps hatte er aber dahin schicken müssen, wo es stand, denn sonst hätte er umsonst gehofft, den französischen General zu einer Schlacht zu bewegen, ehe er wenigstens Lippstadt eingenommen hätte; und dann verlor sie den größten Theil ihrer Wirkung. Wenn man dieß alles genau überdenkt, und mit dem Erfolg zusammen hält, so kann man das Verfahren des Herzogs, und das dabey entwickelte militärsche Genie, in der Richtigkeit seiner Berechnungen nicht genug bewundern.

Der französische General hatte Kenntnisse genug, um den Fehler in des Herzogs Stellung einzusehen. Er baute sogar darauf den Erfolg der vorhabenden Schlacht. Vielleicht sollte selbst dieser Fehler von Seiten des Herzogs ein Mittel seyn, ihn dazu eher zu bestimmen, als zu dem Schritte

gegen

gegen das Corps des Erbprinzen zu marschiren, und seine alte Stellung bey Hervorden zu nehmen; und wenn man dieß mit Gewißheit wüßte, so würde dadurch die Bewunderung gegen Ferdinands Anstalten noch einen großen Zuwachs erhalten. Contadens Plan ging also darauf hinaus, daß Broglio mit seiner Reserve das Treffen damit anfangen sollte, das Wangenheimsche Corps zu attakiren, weswegen jener auch demselben gegenüber gestellt werden sollte. Wenn das zur gehörigen Zeit, mit rechter Lebhaftigkeit geschehn, und wenn die französische Schlachtordnung dabey zweckmäßiger eingerichtet worden wäre, so hätte das allerdings sehr schlimme Folgen für die Alliirten haben können. Allein die Sache nahm durch folgende Umstände eine ganz andre Wendung.

Die französische Armee ging befohlner Maßen, in der Nacht, in neun Colonnen über die Barthe. Gleich nach Mitternacht stand das Broglioische Corps auf seinem Platze in Schlachtordnung. Allein mit der Armee selbst dauerte es viel länger. Einige Colonnen waren zu nahe aneinan-

der gekommen. Ehe sich diese unter sich herauswickeln, und die Truppen gehörig gestellt werden konnten, brach der Tag an; und es war schon fünf Uhr des Morgens, als noch nicht einmal der linke Flügel der Armee völlig gestellt war.

Dem Herzog von Broglio ist sehr oft der Vorwurf gemacht worden, daß er mit Fleiß den Verlust dieser Bataille veranlaßt habe, damit das Commando der Armee Contaden abgenommen und ihm ertheilt werden möchte. Der Marschall hat ihn selbst deshalb angeklagt, er habe seine Ordre nicht befolgt, Wangenheimen anzugreifen; und ihre Streitigkeiten haben Aufsehn erregt. Da Broglio, ohne eben einen großen Anhang am französischen Hofe zu haben, dort Recht behalten hat, so läßt sichs muthmaßen, daß er würklich recht hatte. Er soll angeführt haben, daß er schon, in dem über die vorhabende Schlacht gehaltenen Kriegsrath, seine Meynung über den wahrscheinlich schlechten Ausgang derselben geäußert hätte. In diesem Falle läßt sich eine böse Absicht bey seinem Verfahren nicht einmal muthmaßen. Ueber dieselbe will ich indeß nichts entschei-

den. So viel ist gewiß, daß sein Betragen an sich selbst keinem Tadel unterworfen ist. Die einzige Schuld lag an Contadens ganzer Anlage. Diese taugte nur, in so fern Herzog Ferdinand bis zur Attake auf Wangenheimen unthätig blieb, und sich dann darauf einschränkte, diesem Generale zu Hülfe zu marschiren, worauf er auch gerechnet haben mag. Dieß konnte Contadens zahlreiche Reuterey verhindern und ihn im Schach erhalten, in der Zeit, da Broglio Wangenheimen angriff und schlug. Allein so geschah es nicht. Broglio kam um Mitternacht auf den Platz. So lange die Hauptarmee noch in der Gährung des Aufmarsches war, konnte er nicht angreifen. Ja ich habe so gar von sehr glaubwürdigen Personen versichern hören, Broglio habe es thun wollen, und deshalb an Contaden geschickt, der ihm aber eine unbestimmte Antwort hätte zurück sagen lassen, so daß ein böser Erfolg auf jenen zurückgefallen wäre, wenn er statt gefunden hätte. Wäre das wahr, so wäre Broglio noch vollkommner entschuldigt, denn nur in der Nacht konnte sein Angriff auf Wangenheimen geschehn und

gelingen. Da nun aber um fünf Uhr des Morgens die französische Armee noch nicht einmal völlig geordnet stand, und Herzog Ferdinand um die Zeit schon im Anmarsche war, da konnte Broglio nicht mehr den vorhabenden Angriff thun. Er hätte dabey seine und der Armee Flanke blos geben müssen, denen sich der linke Flügel der Alliirten Armee mit jeder Minute mehr näherte. Das mußte ihm, zumal da er Wangenheimen stärker sah, als er ihn glaubte, natürlicher Weise bedenklich vorkommen. Der Generallieutenant dû Bourcet, dessen Denkwürdigkeiten ich schon angeführt habe, giebt auch Broglio'n nicht die entferneste Schuld, in Ansehung des Verlusts dieser Schlacht, sondern wirft alles auf Contaden zurück, von dem er behauptet, er hätte seine Armee ausbreiten und gegen des Herzogs seine anrücken lassen sollen. Das konnte aber auch nicht geschehn, vermöge der auf den Flügeln gestellten Infanterie und Batterien. Denn wollte die Cavallerie mit jenen Tritt halten, so ward sie geschlagen; wollte sie allein vorbrechen, und ihr Angriff mißglückte, so war alles verloren. Mit einem

Worte, Contadens ganzer Entwurf und Anlage war so ein seltsames Gemisch von Defensiv- und Offensiv-Anstalten, daß daraus unmöglich ein glücklicher Erfolg erwartet werden konnte, und sein Schicksal ihm ganz allein zugeschrieben werden muß.

Ich habe schon gesagt, Contadens Anstalten wären blos darauf berechnet gewesen, daß der Herzog Ferdinand sich bey der Schlacht nur leidend verhalten und Wangenheims Niederlage zu verhüten suchen würde. Allein dazu hatte Ferdinand so viele meisterhafte Anlagen nicht getroffen, und niemand in der Welt war weiter davon entfernt als er, eine so passive Rolle zu spielen. So bald er vom Marsche der französischen Armee Nachricht erhielt, ließ er die seinige vorrücken, um jene gleich angreifen zu können, und er war schon in voller Bewegung, ehe die Feinde in Ordnung standen. Eine Division Infanterie am rechten Flügel, unter dem Prinzen, jetzigen Herzoge von Bevern, marschirte auf Halem und auf das Fußvolk am linken Flügel der Franzosen los. Hier hätten ihn die Engländer beynahe, durch einen Streich nach ihrer Weise, um die Frucht

aller seiner Bemühungen gebracht, und den Verlust der Schlacht sehr leicht veranlassen können. Anstatt den Erfolg des Angriffs auf Halem zu erwarten, damit hernach die ganze Linie ungehindert hätte avanziren können, brach die englische Infanterie sogleich los, um auf den Feind anzurücken; die an sie stoßenden Hannoveraner mußten also mitmarschiren, um sie nicht ohne Unterstützung zu lassen. So rückte also die alliirte Infanterie in zwey Treffen mit Cavallerie dahinter gegen die im Centrum stehende ungeheure Masse französischer Reuterey vor. Hiedurch war Broglio an seine Stellung wie angenagelt, und er konnte nichts weiter thun, als Wangenheimen zu kanoniren und verlorne Trupps gegen ihn anprellen zu lassen, nicht um ihn zu forciren, denn das war auf die Art unmöglich, sondern um ihn zu beschäftigen und ihn zu verhindern, dem Angriffe des Herzogs die Hand zu bieten.

Der französische General hatte recht nach Folardscher Weisheit Cavallerie und Infanterie auf das für sie schickliche Terrain gestellt; und jene hatte eine ganz unermeßliche Ebne vor sich. Dieß wollte er nicht

umsonst, seiner Meynung nach, so künstlich angeordnet haben, und ließ daher das erste Treffen seiner Reuterey auf die alliirte Infanterie ansprengen, so bald er letztere herbey kommen sah. Dieses wurde aber durch ein sehr gut angebrachtes Feuer in Unordnung gebracht und zurückgewiesen. Hierauf folgte der Angriff des zweyten Treffens auf diese immer langsam vorrückende Infanterie, und auch dieses mußte abprellen. Endlich kam die aus den Carabiniers und der Gendarmerie bestehende Reserve, und das waren an Mannschaft und an Pferden die auserwählteſten Truppen, die damals die französische Monarchie besaß. Diese brachen zwar auch an einigen Orten durch die erste Linie, konnten sie aber nicht in Verwirrung bringen, und wurden dabey von der zweyten so zusammen geschossen, daß alles geschwinde wieder zurück jagen mußte. Auf die Art machte die unerschütterliche Tapferkeit der englischen Truppen den Fehler wieder gut, daß sie mit Bloßgebung ihrer rechten Flanke, welche die bey der Attake von Halem beschäftigten Truppen decken sollten, zu voreilig gegen den Feind angerückt waren.

Man kann sich auch leicht vorstellen, daß drey und siebzig durch einander geworfene Schwadronen einen Klumpen bilden, der sich so leicht nicht aus einander wickelt. Es befand sich also in der Mitte der französischen Armee ein großes Loch, hinter welchem eine Menge Menschen zu Pferde in unbeschreiblicher Verwirrung durch einander wühlten.

Die Begebenheit mit Sackvillen während der Schlacht.

Dieß sah nicht so bald Ferdinand, als er den Rittmeister von Wintzingerode, von den Hessen, einen seiner Adjutanten, zum Lord Sackville, der die englischen Truppen commandirte, und damals an der Spitze der englischen Reiterey stand, mit dem Befehle hinschickte: Er möchte sogleich vorrücken und einhauen! Sackville zauderte, und eine Viertel Stunde darauf kam der Oberste Ligonier, ein englischer Adjutant, vom Herzoge mit demselben Befehle zu ihm an. Endlich da der Herzog Sackville'n noch nicht herbey eilen sah, und jeder Augenblick hier unschätzbar war, indem sich die Unordnung der französischen Armee immer verminderte und sie sich näher an Minden heranzog, so schickte er ihm den dritten Adjutanten, und zwar wieder einen von

seiner Nation, den Obersten Fitzroy, um seinen Anmarsch zu beschleunigen. Allein Sackville hatte keine Lust zu attakiren; er stellte sich daher, als fände er etwas widersprechendes in den Befehlen dieser Adjutanten, und verlangte von Fitzroy'n, er sollte ihn zum Herzog führen, um die Erklärung seiner Befehle von ihm selbst zu holen. Wie er im Begriff war, dieß auszuführen, kam ein Befehl des Herzogs an Lord Granby, mit seiner Division Cavallerie herbey zu kommen. Aber auch dieses verhinderte Sackville so lange es ihm möglich war; und als er endlich nicht länger zögern konnte, und mit seiner Reiterey heran kam, war es zu spät, und der günstige Augenblick verstrichen. Die Ordnung in der französischen Armee war wieder hergestellt; sie war näher zusammen und an Minden herangerückt; passirte schon wieder die Barthe über alle ihre Brücken; das Broglioſche Corps stand nun so, daß es den Rückzug deckte und sicherte; und auf die Art war die schönste Gelegenheit, das ganze feindliche Heer beynahe völlig aufzureiben, und die Scene von Hochstedt zu erneuern, verloren. Um die Wahrheit

dieser Behauptung ganz einzusehn, darf man sich nur die Lage der französischen Armee recht vorstellen. Sie stand in einer Art von Zirkelbogen, dessen Mitte aus Cavallerie bestand. Diese Mitte war weg. Wenn man in dieß ungeheure Loch hineinbrach, so ward die Cavallerie zur völligen Flucht gezwungen; die ganze Brogliosche Reserve nebst der Infanterie vom rechten Flügel war abgeschnitten, die fliehende Cavallerie in die Pfanne gehauen, und wahrscheinlich selbst die Infanterie vom französischen linken Flügel umgangen; wenigstens war diese allein kaum noch zu retten. Diesen glorreichen Ausgang vernichtete allein das Sackvillsche Zaudern.

Dieß ist der allgemeine, für uns hier allein wichtige Begriff dieser großen Schlacht. Daß der Herzog von Bevern die Truppen des linken Flügels zurücktrieb; daß die Sachsen das Dorf Halem in Brand steckten, um sein Vorrücken aufzuhalten; daß sie hernach ein paar Bataillons, von denen ihnen die Flanke bietenden Engländern, in einige Unordnung brachten, durch andre aber wieder zurück getrieben wurden; daß die große Batterie am rechten Flügel der

Franzosen mit erstaunlicher Bravour von den Hessen gestürmt und eingenommen wurde ꝛc.: das sind kleinere Vorfälle, die nichts charakteristisches haben, vom Zufalle und nicht vom Feldherrn abhangen, und also in dessen Geschichte nicht hinein gehören. Die Franzosen verließen das Schlachtfeld und rückten wieder in ihr altes Lager ein, mit einem Verluste von sieben tausend Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, fünf und zwanzig Kanonen und vielen Fahnen und Standarten.

Betrachtungen über diese Schlacht.

Diese Schlacht, wenn man sie mit allen Bewegungen betrachtet, wodurch sie hervorgebracht wurde, ist ein Meisterstück der Kunst, dergleichen man im Leben sehr weniger Generale antrifft. Denn hier benutzte Ferdinand nicht nur die Fehltritte des französischen Generals; er bewirkte sie; er zwang ihn, die Schlacht zu suchen; er zwang ihn, die schlechte Stellung dazu zu nehmen; und das ist so gewiß, daß er sie vorher sagte. Auch brachte diese Schlacht dem Herzoge durch ganz Europa den größten Ruhm zuwege, den er gewiß durch alle Jahrhunderte hindurch behalten wird. Jedermann sah deutlich, daß wenn Sackville

den in der entscheidenden Minute gegebnen Befehl gleich befolgt hätte, die französische Armee aufgerieben und der Krieg vielleicht auf der Seite geendigt worden wäre. Friedrich der Große schrieb selbst damals an den Herzog: „Ich danke Ihnen von Herzen für den mir überschickten Plan von „der Bataille von Minden; ich habe ihn „betrachtet, und die Falle, in die Sie den „Marschall von Contades hineingelockt „haben, sehr bewundert.“

Danksagungen des Herzogs an die Armee, wobey er Sackvillens Betragen sehr scharf, aber sehr fein ins Licht stellte.

Die erstaunliche Tapferkeit der Truppen entsprach bey dieser Schlacht vollkommen der großen Klugheit ihres Anführers. Auch bezeigte ihnen der Herzog am folgenden Tage bey der Ordre, die ihm dadurch eingeflößten Empfindungen in den schmeichelhaftesten Ausdrücken; er nannte mit Ruhm alle Corps und alle Männer, die sich hervorgethan hatten. Den Hauptmann Macbean von der englischen Artillerie hatte er dabey vergessen, da dieser doch mit seiner Brigade eine gefährliche feindliche Batterie zum Schweigen gebracht hatte; deshalb schrieb er ihm am folgenden Tag einen sehr verbindlichen Brief. Noch am 7ten August zu Bielefeld bezeugte er seinen Dank

an vier Regimenter Infanterie, deren schönes Betragen bey der Schlacht er erst hernach erfahren hatte. Bewundernswürdig ist die Schärfe und die Delikatesse, womit er Sackvillens Ungehorsam züchtigte. Er ward in der Ordre nicht genannt, sondern dem Lord Granby sein gebührendes Lob ertheilt, und hinzugesetzt: „Der „Herzog sey überzeugt, daß wenn er das „Glück gehabt hätte, ihn an dem Tage „an der Spitze der englischen Reiterey zu „besitzen, so würde der Erfolg dieser Schlacht „noch weit glänzender gewesen seyn, und „die brittische Cavallerie Theil an der Ehre „genommen haben, die sich die Infanterie „erworben hätte.“ Dieß fühlte der englische General in seiner ganzen Stärke; er suchte sich durch einen Brief, den er an Fitzroy'n schrieb, zu rechtfertigen; er merkte aber aus dieses Offiziers Antwort, daß derselbe gewiß nicht gesonnen sey, etwas zu seiner Entschuldigung anzuführen; kurz es war ihm so deutlich, daß er der Gegenstand des Hasses, der Verachtung, des Abscheus der ganzen Armee, und besonders seiner eignen Landsleute geworden sey, daß er sogleich nach London zu reisen beschloß.

Da waren ihm schon die Klagen des Herzogs über sein Betragen an den König zuvor gekommen, und dieser entsetzte ihn sogleich aller seiner militärschen Stellen. Sackville forderte darauf ein Kriegsrecht, um zu versuchen, ob er nicht wenigstens seinen ehrlichen Namen retten könnte, allein auch das erklärte ihn für schuldig.

Untersuchungen über die Gründe des Sackvillischen Betragens.

Das war dieser Mann allerdings. So wenig man indeß hieran zweifeln kann, so ungewiß ist dagegen die Triebfeder, die ihn bewog, so zu handeln Alle unsere Schriftsteller sagen entscheidend, es sey aus Neid gegen den Herzog geschehn. Ja Herr von Archenholz schreibt es sogar seiner Begierde zu, Befehlshaber der Armee an des Herzogs Stelle zu werden. Das ist unmöglich, und mich wundert, wie dieser Schriftsteller nicht eingesehen hat, daß Sackville sich die Möglichkeit einer solchen Hoffnung auch nicht träumen lassen konnte. Meiner Meynung nach, wenn ich aufmerksam den ganzen Prozeß durchlese, war es blos Feigheit, die ihn hiebey antrieb. Man bedenke nur die Aussage des Obersten Sloper von der englischen Cavallerie, die dahin ging: Er selbst habe zum Obersten

Ligonier gesagt: „Ich bitte Sie, wieder„holen Sie ihm Ihren Befehl noch ein„mal, Sie sehen ja, in welchem Zustande „der Mensch ist.“ Worauf Ligonier seine Zustimmung zu dieser Beobachtung durch die Antwort: Ja, bezeugt habe. Mehrere Zeugen erboten sich, die gänzliche Verwirrung des Beklagten in der Zeit eidlich zu erhärten; allein er lehnte ihre Abhörung unter dem Vorwande von sich, weil dieß der Untersuchung eine zur Sache nicht gehörige Wendung geben würde. Wenn man nun noch andre Umstände bedenkt, als seine Bemühungen, gleich nach der Affäre die Sache wieder gut zu machen, besonders aber den Urtheilsspruch des Kriegsgerichts, so muß man, deucht mir, diese Meynung für die wahrscheinlichste halten. Letzteres erklärte ihn für schuldig, seiner Instruction zuwider, den Befehlen des Herzogs nicht gehorcht zu haben, und zugleich für unfähig, dem König jemals in irgend einer Qualität im Militärstande Dienste zu leisten. Dieß deutet offenbar auf bezeigte Feigheit. Man muß hier nicht einwenden, daß sich von einem Engländer, von einem Generallieutenant nicht denken

lasse, er sey feige, weil ein feiger Mensch nicht Generallieutenant werden kann. Ein solches Urtheil würde wenig Menschenkenntniß zeigen. Die Engländer sind gewiß eine höchst tapfere Nation; aber damit kann nicht gemeynt seyn, daß nicht ein einziges Individuum derselben feige seyn könne. Der Zufall kann in allen Diensten machen, daß einmal ein feiger Mensch sich bis zur Generallieutenantswürde empor schwinge, besonders aber im englischen Dienste, wo alle Stellen, außer die höhern, käuflich sind, und wo man sich also schon früh hoch herauf kaufen kann; wo es auch überdem verschiedne Corps giebt, die niemals in's Feld ziehn, außer in der höchsten Noth und um die eigne Person des Königs zu begleiten. Weit entscheidender ist aber noch dieß: daß die Menschen nicht zu allen Zeiten gleich tapfer sind, wenn nicht unwandelbare Ehrbegierde ihren Muth begründet. Besonders wird von Natur der Mensch mit den Jahren feiger, und also kann sehr leicht derjenige, der als Fähndrich und Lieutenant ein Wagehals war, wenn er Generallieutenant ist, als eine feige Memme handeln. Als Generallieutenant

fängt

fängt das Leben noch dazu erst an recht angenehm zu werden, weil man viel Ehre und Geld hat, welches doch die Dinge sind, die sich die Menschen am meisten wünschen. Man muß den Soldaten des Lucullus nicht vergessen, der einmal sehr brav that, und eine große Beute machte. Als ihn dieser römische Feldherr noch einmal erwählte, um eine sehr kühne That auszuführen, so antwortete er ihm: „Suche „einen aus, dessen Geldbeutel leer ist; der „meinige ist voll, und ich will nun, was „ich habe, genießen.“ Wer dieß alles gehörig bedenkt, wird wohl einsehn, daß, gesetzt auch der Kornet oder Rittmeister Sackville sey ein sehr tapfrer Mann gewesen, so konnte es sehr leicht Sackville der Generallieutenant nicht mehr seyn.

Darstellung der Fehler des französischen Generals bey dieser Schlacht.

Wenn man nun die Augen von der Alliirten Armee in dieser Schlacht auf die französische richtet, so wird man einsehn, wie verwirrt die Anordnungen waren, die ihr Feldherr traf. Einen Hauptfehler hat Herr von Tempelhof sehr scharfsinnig angemerkt, und zuerst als einen militärschen Grundsatz recht auseinander gesetzt: den nämlich, daß Contades die Mitte seiner

Armee aus Cavallerie gebildet hatte; allein das ganze Widersprechende in den Maaßregeln dieses Feldherrn scheint dadurch doch nicht völlig erschöpft zu seyn. Sie machten so ein seltsames Gemische von Defensiven und Offensiven aus, dergleichen wohl noch nie statt gefunden hat, und wovon immer eins das andre aufhob und vernichtete. Broglio sollte das Wangenheimsche Corps attakiren. Das war ein guter Gedanke. Allein dann mußte sein Corps nicht zum Stützpunkte des rechten Flügels der Armee genommen werden; denn dadurch ward er ja an seinem Platze festgehalten. Cavallerie in die Mitte zu placiren, ist und bleibt immer eine thörigte Einrichtung. Noch widersinniger wird sie aber dadurch, wenn man ihr rechts und links zwey ungeheure Batterien stellt. Was sollen die da thun? Soll die Cavallerie agiren, so hört ihre Wirkung auf und sie sind unnütz. Sollen sie wirken, so kann sich die Reiterey nicht regen, und muß sich geduldig zusammenschießen oder über den Haufen reiten lassen. Beyde Batterien standen auch viel zu weit auseinander, als daß sie hätten den Zwischenraum, gegen tapfre Truppen, mit hin-

länglicher Kraft flankiren können. Generallieutenant dû Bourcet sagt in seinen Denkwürdigkeiten: Contades hätte seine Armee entwickeln und damit gegen den Herzog Ferdinand anmarschiren sollen. Mich wundert aber, daß er nicht einsieht, seine Schlachtordnung, mit der Cavallerie in der Mitte und der Infanterie nebst zwey ungeheuern Batterien auf beyden Flügeln, habe ihm das unmöglich gemacht. Mit einem Worte, der Contadische Entwurf und seine Schlachtordnung waren zwey so ganz unzusammenhängende und widersprechende Dinge, daß man nicht begreift, wie ein General, der gewisse Theile der Kriegskunst unstreitig in einem hohen Grade der Vollkommenheit inne hatte, solche verkehrte Anordnungen am Tage einer Hauptschlacht treffen konnte. Man muß dieß lediglich dem Mangel an Kenntnissen in den Grundsätzen der Taktik der verschiedenen Arten von Waffen zuschreiben; und das kann und wird nie anders in Diensten seyn, wo man blos an die Ausbildung der höhern Theile der Kriegskunst denkt, ohne die Grundlage zu bearbeiten; wo Menschen Befehlshaber werden, ohne die Be-

standtheile dieser Grundlage hinlänglich zu kennen, und wo also auch die fähigen Köpfe unter diesen Befehlshabern ihre Entwürfe in der Luft bauen, ohne sie auf eine sichre Kenntniß der niedern Taktik aller verschiednen Arten von Truppen zu stützen. Denn Künsteley war wahrlich genug in dem Entwurfe des französischen Feldherrn, aber freylich nur luftige, grundlose, unzusammenhängende und durch Aengstlichkeit verderbte Künsteley.

Die Niederlage des Herzogs von Brissac zu Coefeld vermehrt noch Contadens Verwirrung.

So sehr indeß der Verlust dieser Schlacht die Hoffnungen und Maaßregeln desselben zerrütten mußte, so war doch noch bey weitem nicht alles verloren, wenn er noch Entschlossenheit behalten hätte, sich zu helfen. Es traf ihn zwar noch, ehe er einen Entschluß fassen konnte, ein neuer Schlag. Man brachte ihm nämlich die Nachricht, zu eben der Zeit, da ihn Herzog Ferdinand schlug, habe der Erbprinz das Brissacsche Corps, das zu Cofeld stand, um seine Communication mit Herforden zu decken, angegriffen und zum Weichen gezwungen, von dem Gebirge weggedrückt, und die Durchgänge desselben größtentheils besetzt. Das war allerdings ein sehr schlimmer Um-

stand. Allein wenn Contades gleich Herz gefaßt, denselben Abend noch durch die Gebirge marschirt wäre, so war es wohl nicht möglich, daß man ihm am Durchgange hätte hindern, oder der Erbprinz etwas anders thun können, als sich gegen eine so überlegne Macht zurück zu ziehen; denn die hätte ihn erdrückt, ehe er vom Herzoge Hülfe hätte bekommen können. Dann wäre Contades nach Herforden gekommen, wo ihn ein sehr guter Posten erwartete. Da konnte er Chevreusen gleich an sich ziehn, der schon zu Bielefeld stand, weil Armentieres nach der Eroberung von Münster auf Lippstadt zu marschirt war, und ein Lager zwischen diesem Orte und Paderborn genommen hatte. Hier konnte der französische General überlegen, was zu thun war; ob er die Hoffnung, Lippstadt zu bekommen, aufgeben, sich hinter der Dimel setzen, und die Eroberung von Hessen behaupten wollte; oder ob er Stellungen zwischen Herforden und Lippstadt finden, und sich da so lange halten könnte, bis Armentieres auch jenen Platz noch eingenommen hätte, wozu sich für einen fähigen Kopf, und eine gehorsame durch eine

Schlappe nicht gleich muthlos gemachte Armee wohl noch immer Mittel finden ließen. Freylich gehörte hiezu Entschlossenheit; es durfte kein Augenblick mit der Ausführung dieses Vorhabens gezaudert werden, und man wird immer behaupten können, daß der Mann, der fähig gewesen wäre, es zu fassen, sich vermuthlich auch nicht zu Minden so würde haben schlagen lassen, als Contades gethan hatte.

Rückzug der Franzosen am östlichen Ufer der Weser

Er war auch weit von einem solchen festen Entschlusse entfernt; vielmehr gerieth er auf den höchst unglücklichen Einfall, noch in der Nacht nach der Schlacht über die Weser zu gehen. Wenn man den Lauf dieses Flusses betrachtet, so wird man sehn, welcher Gefahr er sich hiedurch aussetzte. Die Weser macht da eine Krümmung von drey starken Meilen nach der andern Seite hin. Um diese mußte er sich herum ziehen, und dann noch die gefährlichen Defilees von Münden passiren, ehe er wieder nach Hessen kommen, und die geringste Communication mit seinem Vaterlande haben konnte. Die ganze Bagage seiner Armee ließ er bey Nehmen stehn. Zum Glück hatte der Erbprinz noch keine Nachricht von dem

Siege des Herzogs bekommen, als sie sich in Marsch setzte. Daher entkam sie zum Theil unter dem Schutze des Brissacschen Corps. Doch holten sie die leichten Truppen der Alliirten bey Detmold ein, und bekamen besonders die von der hohen Generalität in ihre Gewalt, wobey sie sich sehr gütlich thaten. Hier fanden sich unter andern Briefe des Marschalls von Belleisle an Contaden, die von dem schrecklichen Schicksale handelten, das die Franzosen den Hannöverschen Landen bereiteten, worin sie nun gewiß rechneten hinein zu kommen. Herzog Ferdinand ließ sie bekannt machen, und sie erregten Abscheu gegen die französische Regierung unter allen Ständen, Gelächter über ihre Ohnmacht, allgemeine Liebe und Bewunderung für den Herzog, der die Menschheit vom Anblicke solcher Greuel errettet hatte. Der Eifer der Armee ward aber dadurch besonders bis zum höchsten Enthusiasmus angefeuert.

An der andern Seite der Weser ging es mit der französischen Armee an ein beständiges Laufen. Der Erbprinz passirte diesen Fluß zu Rinteln, um ihr nachzusetzen; hatte ein hitzig Gefecht mit ihrer Arriere-

garde in der Gegend von Einbeck; jagte ihr überall Gefangne und Beute ab; konnte sie aber in ihrem Laufe nicht aufhalten, und sah sie den 10ten und 11ten die Defilees von Münden und Witzenhausen passiren; da sie denn am 12ten endlich, in erbärmlichen Umständen, ohne Gepäck, ausgehungert und abgemattet, in der Gegend von Cassel ankam.

Wenn man blos die Charte betrachtet, und keine andre Umstände erwägt, oder zu erwägen hat, so sollte man glauben, der Rückzug hätte ihr noch weit verderblicher gemacht werden können, wenn der Herzog mit dem größten Theil seiner Armee am westlichen Ufer der Weser, aber geradezu marschirt wäre, um ihr die Pässe von Münden und Witzenhausen zu versperren. Die Wege durch das Lippische, Corweyische und Paderbornsche, bis nach Hessen hin, sind sehr beschwerlich; man hätte gewaltig laufen müssen, um die französische Armee selbst durch einen kürzern Weg zu überholen; eine siegreiche Armee braucht Ruhe, und einige Zeit, um Ordnung wieder in ihrem Innersten herzustellen, das doch auch Zerrüttung erlitten hat; man hatte dabey

Chevreusen und Armentieren auf der rechten Flanke, die das Vorhaben hätten vereiteln können. Dagegen scheint mir aber, daß die verfolgende Armee so leicht gemacht werden konnte, als möglich, um durch diese mühsamen aber doch nicht unübersteiglichen Wege durchzukommen; daß der Preis, nach dem man rang, wohl der Mühe werth gewesen wäre, den Franzosen stark nachzulaufen; denn man hätte sie gezwungen, durch Thüringen und Franken hinter den Mayn zu gelangen, und auf dem langen Marsch, ohne Bagage und ohne Magazine, wäre sie gewiß fürchterlich zusammen geschmolzen, ohne was man ihr da noch hätte anhängen können; denn am Ende hätte das französische Laufen doch nicht mehr so entsetzlich geschwinde gehen können, als im Anfange; daß man immer einen Theil der Armee hätte zurücklassen können, um die nöthigen Angelegenheiten einzurichten, und hernach zu folgen; und endlich, wenn man nur alles übrige zum Nachsetzen fortgeschickt hätte, so war man immer stark genug, Armentieres und Chevreuse in Respekt zu erhalten, und der Hauptarmee den Durchgang durch die Mindenschen Defilees

zu versperren. So scheint mirs gegenwärtig nach den Angaben, die ich vor mir habe, und ich bescheide mich gerne, daß tausend Ursachen da seyn konnten, warum dieß nicht anging. Es geschah also auch nicht, sondern der Herzog marschirte erst am 5ten August aus dem Lager bey Cofeld, das er den Tag nach der Schlacht bezogen hatte. Vorher übergab sich ihm die Stadt Minden, mit dreyhundert Mann Besatzung, und allen in der Schlacht Verwundeten von der französischen Armee. Sein Marsch ging über Bielefeld und Paderborn nach Stadtbergen, wo er am 12ten anlangte.

Folgen der Schlacht.

Sobald der General d'Armentieres die Nachricht von der unglücklichen Schlacht der Hauptarmee erhielt, schickte er gleich sechs Bataillons nach Wesel, und eine ansehnliche Verstärkung nach Münster, und marschirte dann mit Chevreusen nach Hessen, wo er in einer Stellung bey Warburg Contadens Ankunft erwartete. So wie dieser ins Lager bey Cassel einrückte, marschirte Armentieres nach Wolfhagen, um ihm die linke Flanke zu decken. Dieß Corps mußte von der Stelle getrieben werden, wenn man die Franzosen zwingen wollte,

das Lager bey Cassel zu verlassen. Es ward also von Alliirter Seite der Entwurf zu einem combinirten Marsch darauf gemacht, um es von mehrern Seiten anzugreifen. Allein dieser Entwurf, wodurch man es hoffte aufzureiben, gelang nicht völlig, und Armentieres bekam Zeit, sich ohne großen Verlust nach Fritzlar zurück zu ziehen.

Darauf retirirte die französische Armee den 18ten hinter die Eder, und den 23sten hinter die Ohm. Zwey Tage darauf kam der Marschall d'Etrees dahin, unter der gelinden Benennung eines Rathgebers Contadens in seiner beschwerlichen Lage.

Nachdem der Herzog Ferdinand die Franzosen so weit zurück getrieben hatte, dachte er darauf, Münster wieder zu erobern. Er schickte also am 24sten August den General Imhof, mit sechs tausend Mann Infanterie und einiger Reiterey dahin ab, um diese Festung zu belagern. Man hatte französischer Seits den Fehler begangen, sich nicht zeitig genug zu bestimmen, ob Münster behauptet oder verlassen werden sollte. Um dergleichen Dinge müssen französische Feldherrn am Hofe nachfragen, und der Befehl, diesen einzigen Rest der anfäng-

Berennung von Münster.

lich so großen Contadischen Fortschritte zu behaupten, kam zu spät, so daß man nicht Zeit gehabt hatte, den Ort gehörig mit Vertheidigungsmitteln zu versehn. D'Armentieres ward also hingeschickt, um sich an die Spitze einiger aus Frankreich kommender Regimenter und andrer aus den Besatzungen am Rhein zusammen gezogener Truppen zu setzen, und damit zu versuchen, das Imhofsche Unternehmen zu vereiteln.

Bewegungen, um die Franzosen von der Ohm und Lahn wegzutreiben.

Der Herzog wollte indessen die Contadische Armee noch weiter zurücktreiben, und folgte ihr in ihrer Stellung hinter der Ohm und Lahn. Er lagerte sich dem Theile derselben, der hinter der Lahn stand, gerade gegen über. Die Franzosen hatten verschiedene Posten auf der Seite der Lahn, wo der Herzog stand; unter andern einen sehr festen zu Ober-Wetter. In dem Orte selbst lag die Infanterie des Fischerschen Corps und dahinter campirte die Reiterey desselben. In einer regnigten Nacht unternahm es der Erbprinz, dieß Corps mit Hülfe des General Wangenheims zu überfallen, und führte diesen Streich mit seiner gewöhnlichen Geschicklichkeit aus. Dadurch

sah sich das Brogliosche Corps genöthigt, sich hinter Marburg zurück zu ziehen, wodurch es wieder hinter der Lahn zu stehn kam, weil dieser Fluß hier einen großen Bug bildet, hinter dessen vordern Schenkel er erst stand, und sich nun durch den andern deckte. Ueber jenen setzten ihm der Erbprinz und der General Wangenheim nach. Da nun die Franzosen hier wieder einen solchen Vorposten zu Ober- und Nieder-Weimar hatten, so ward auch der, eben so wie jener zu Wetter überfallen, und theils gefangen genommen, theils gesprengt. Darauf verließ Contades seine Stellung hinter der Ohm, und zog sich bis nach Gießen zurück. In Marburg legte er eine Besatzung von neun hundert Mann. Diese Stadt, oder vielmehr das Schloß bey derselben, ließ der Herzog sogleich belagern, und da der Graf von Bückeburg dabey das Commando führte, der einzige Mann bey der Alliirten Armee, der den Belagerungsdienst gehörig verstand, so ergab sich die Besatzung am 11ten September, vier Tage nach Eröffnung der Laufgräben, zu Kriegsgefangenen.

Lager bey Krosdorf, und weiter Erfolg der Belagerung von Münster.

Am 19ten September bezog der Herzog das Lager bey Krosdorf. Indessen hatte die Belagerung von Münster, wo kein Graf von Bückeburg zur Anführung da war, eine ungünstige Wendung genommen. Am 3ten war sie angegangen; allein d'Armentierens Ankunft zwang den General Imhof, sie schon am 8ten aufzuheben, und die Franzosen warfen eine Verstärkung und einen Vorrath von Lebensmitteln hinein, wonach sie sich zurückzogen. Darauf rückte zwar Imhof wieder vor, verwandelte aber die Belagerung in eine Blockade, bis er Verstärkung erhielt. Da sich nun der Herzog genöthigt sah, mehrere Truppen hinzuschicken und sich folglich zu schwächen, so konnte er seine Unternehmungen nicht weiter treiben, und mußte sich auf die Behauptung der bisher erhaltnen Vortheile einschränken.

Diese Verstärkung traf zwar schon im Anfange Octobers bey dem General Imhof ein; allein die nöthige Belagerungs-Artillerie erhielt er aus Lippstadt nicht eher, als mit den ersten Tagen des Novembers. Zugleich kam auch der so nöthige Graf von Bückeburg bey diesem Corps an. Indeß

würde auch dieser vielleicht bey der späten Jahrszeit nichts haben ausrichten können, da sich die Besatzung sehr tapfer wehrte, und seine Arbeiten durch verschiedne Ausfälle verdarb, wenn nicht der Versuch, den Armentieres am 20sten November machte, noch einen Transport hinein zu werfen, fruchtlos abgelaufen wäre. Als der Commandant dieß sah, ergab er sich am 21sten unter der Bedingung eines freyen Abzugs. Also hielt sich diese Festung, die der General Zastrow kaum zehn Tage lang gegen Armentieres hatte vertheidigen können, nach deren Ablauf er sich zu Kriegsgefangen ergab, an die drey Monate gegen die Alliirten, wobey sie der Besatzung noch den freyen Abzug gestatten mußten.

Unterdessen waren folgende Veränderungen bey der französischen Armee vorgegangen. Der Hof zu Versailles hatte beschlossen, Broglio'n das Commando über seine Armee zu geben. Er war deshalb am 4ten October nach Paris gereiset, und kam den 2ten November wieder zur Armee, von welcher darauf die beyden Marschälle abgiengen. Broglio suchte nun auf alle Art den Herzog Ferdinand aus seiner Stellung

zu drängen. Ein Anschlag auf die Feldbäckerey der Alliirten in Marburg ward indeß durch Wachsamkeit vereitelt.

Expedition des Erbprinzen gegen den Herzog von Würtemberg.

Broglio versuchte es also mit einem andern. Der Herzog von Würtemberg hatte ein Corps von zehn tausend Mann in französischen Sold gegeben, und zwar unter der Bedingung, daß er es selbst kommandiren wollte. Diesem trug Broglio auf, zu versuchen, dem Herzog Ferdinand die Communication mit Cassel abzuschneiden. Dem zufolge brach der Herzog von Würtemberg am 28sten October auf, marschirte durch Franken, kam den 21sten November zu Fulda an, wo ein Corps von tausend Mann französischer Cavallerie und Husaren zu ihm stieß. Er besetzte Hersfeld, blieb aber mit dem Hauptcorps bey Fulda stehn.

Gegen diesen neuen Feind ward der Erbprinz mit einem Corps von acht Bataillons, zwölf Schwadronen, und einigen Husaren und Jägern detaschirt. Er traf ihn bey Fulda, wo er eine sehr schlechte Stellung genommen hatte; griff das würtembergsche Corps an, das keine andre Rettung sah, als aus einander zu sprengen, und auf verschiednen Wegen, mit Hinterlassung von

mehr

mehr als zwölf hundert Gefangnen, zu flüchten. Die Leichtigkeit, womit dieß Unternehmen ausgeführt wurde, ohne daß der Erbprinz, so zu sagen, einen Mann dabey verlohr, erregte viel gute Laune bey der Alliirten Armee und bey der ganzen protestantischen Parthey in Deutschland; und man jauchzte überall dem jungen Zweige aus dem braunschweigischen Hause, der, gleichsam spielend, dem Stamme des Würtembergischen einen so derben Hieb versetzt hatte, lauten Beyfall zu.

Weil nun indeß, durch die Flucht des würtembergischen Corps, die rechte Flanke der Franzosen entblößt war, so zogen sich auch diese bis nach Friedberg zurück, und überließen den General dû Blaizel in Gießen seinen eignen Kräften. Den 6ten December ließ ihn Herzog Ferdinand auffodern, aber umsonst, worauf der Herzog von Holstein ihn mit einem Corps blockiren mußte.

Vielleicht würde Ferdinand am Ende doch noch dazu gelangt seyn, die Feinde hinter den Mayn zu treiben. Allein es eräugnete sich ein Umstand, der seine Lage sehr veränderte. Der Verlust der Schlacht

Herzog Ferdinand schickt dem König von Preußen zwölf tausend Mann zu Hülfe.

bey Kunnersdorf, und die Gefangenneh=mung des ganzen Finkschen Corps bey Maxen, hatten den König von Preußen dergestalt geschwächt, daß er seinen Feinden nicht widerstehen konnte. Er wandte sich also an den Herzog um Beystand. Wäre dieser blos auf sich und seinen Ruhm be=dacht gewesen, so hätte er die Ausführung seines Vorhabens dem allgemeinen Wohl vorgezogen, und sehr scheinbare Vorwände in Ueberfluß finden können, um dieß Ge=such von sich abzulehnen. Allein er sah ein, daß dem gemeinschaftlichen Zwecke nicht sowohl daran lag, daß er glänzende Thaten verrichtete, sondern daß der König von Preußen gegen seine Feinde aufrecht erhalten wurde, ohne welches alles, was er gethan hätte, nichts helfen konnte; in=dem der Hauptendzweck aller seiner Thaten eigentlich darauf hinaus lief. Es kostete ihm also nichts, seine Privatabsichten dem gemeinem Wohl, dem sein Herz so redlich und aufrichtig ergeben war, aufzuopfern, und er schickte um die Zeit dreyzehn Ba=taillons und neunzehn Schwadronen nach Sachsen. Der Erbprinz führte sie seinem Oheim zu, blieb damit bis gegen Ende

Februars bey ihm, und brachte sie alsdenn, nachdem er die rechte Flanke der Quartiere des Königs so lange gesichert hatte, bis dessen Armee wieder stark genug geworden war, um den Oesterreichern in Sachsen die Spitze zu bieten, wieder zur Alliirten Armee zurück.

Die Armeen gehn endlich im Januar in die Winterquartiere.

Dadurch war Herzog Ferdinand außer Stand gesetzt, weiter etwas zu unternehmen, und mußte sich damit begnügen, den Feind so lange im Zaume zu halten, bis etwa Gießen gezwungen wäre sich zu ergeben. Wenigstens weiß ich keine andre Ursache, warum beyde Armeen so gar lange in ihren Lagern blieben, wo sie sich zwar barackirt hatten, aber doch erstaunlich viel Ungemach erduldeten. Broglio nöthigte indeß den Herzog, die Blockade von Gießen aufzuheben, und darauf marschirte Ferdinand, mit Anfange des Januars, von Krofdorf nach Marburg zurück. Von da aus ließ er die französische Postirung in der Gegend von Dillenburg angreifen, wobey das Waldnersche Schweizerregiment von den Bergschotten überfallen und durch diese Schwerter führende Infanterie sehr arg zusammengehauen wurde. Dadurch ward

Dillenburg gerettet und blieb in den Händen der Alliirten. Dieser letzte Vorfall bewog dann endlich auch die Franzosen nach ihren Winterquartieren aufzubrechen, die sie nun eben so anlegten, als im vorigen Jahre, nachdem sie die Hoffnung gehabt hatten, sie in den Ländern ihrer Feinde zu nehmen. Diesem Beyspiele folgte der Herzog. Am 22sten Januar ließ er die Armee auseinander gehn. Sein Hauptquartier nahm er zu Paderborn. Marburg und Dillenburg deckten die Spitze des Quartierstandes in Hessen. Zwischen diesen Oertern lag Luckner mit den leichten Truppen. Im Bißthum Münster kam der General Spörken mit einem starken Corps zu liegen. Die Engländer wurden ins Osnabrücksche verlegt, und der General Wangenheim besetzte mit einem Corps das Herzogthum Westphalen.

Durch diesen Feldzug stieg Ferdinands Ruhm auf den höchsten Gipfel. Zumal feuerte er den Enthusiasmus der englischen Nation für ihn aufs stärkste an. Sackvillens That und Name ward verabscheuet, und sowohl bey den Engländern als in Niederdeutschland nannte man d e n einen

Sackville, den man als das Ideal eines schlechten, niederträchtigen, boshaften Menschen bezeichnen wollte; diesen Begriff von ihm hat auch wahrlich weder die wieder erlangte königliche Gunst, noch die Erhebung zur Ministerstelle, noch sein Betragen in derselben ausgerottet. Georg II. suchte Ferdinanden, so gut ihm möglich war, die Empfindungen zu bezeigen, womit ihn der so herrlich erfochtene Sieg erfüllte. Nicht nur ertheilte er ihm den Hosenbands-Orden, sondern schickte gleich nach erhaltener Nachricht der Schlacht, am 14ten August, den ersten Wappenherold Englands nach Deutschland, um ihm die Zeichen desselben, nebst einem prächtigen goldnen mit Diamanten besetzten Degen zu überbringen. Am 17ten September ward die Anlegung dieser Ordenszeichen, unter einem Pavillon, im Angesicht der Armee, und mit der größten Pracht, vorgenommen.

Siebentes Kapitel.

Feldzug vom Jahre 1760.

Man hört oft sagen: „Wenn die Oester„reicher, die Russen, die Franzosen, „nicht diesen oder jenen Fehler begangen „hätten, oder wenn nicht dieser oder jener „zufällige Umstand eingetreten wäre, so „würden Friedrich der Große, oder Herzog „Ferdinand verloren gewesen seyn.“ Allein wie wenig ist eine solche Rede der Vernunft gemäß! Sobald man sich zwey Armeen von ungleicher Stärke denkt, und nicht etwa dabey zugleich annimmt, daß die stärkere aus höchst elenden Truppen besteht, so muß diese die Oberhand behalten, falls ihr Anführer nur ein Mann von gewöhnlicher Geschicklichkeit ist. Man mag von dem, was kleine Armeen thun können, sagen, was man will; ohne Fehler, und zwar ziemlich grobe Fehler des Gegners, oder ohne besonders glückliche Zufälle, wird der Feldherr eines schwächern Heers, das

Vordrängen eines stärkern in die Länge niemals verhindern können. Dieß sey hier darum gesagt, weil Ferdinand in diesem Feldzuge der Uebermacht der Franzosen in etwas weichen mußte. Denn diese hatten nun einmal einen General an ihre Spitze bekommen, der, ohne gerade ganz ausgezeichnete Fähigkeiten zu besitzen, dennoch sein Handwerk würklich verstand, Kaltblütigkeit und Entschlossenheit besaß, und folglich die ihm gegebenen Mittel zu einem vortheilhaften Angriff gehörig gebrauchte, ohne bey einem glücklichen Ereignisse schwindlich zu werden, und darüber die Regeln der Vorsicht aus den Augen zu setzen; noch auch bey einem Unfalle den Kopf zu verlieren, und sich völlig ins Verderben zu stürzen, wie seine Vorgänger immer gethan hatten.

Ruhige Winterquartiere der Alliirten Armee.

Die alliirte Armee war sehr spät in die Winterquartiere gerückt, und der Erbprinz, der sogar erst im Februar aus Sachsen marschirt war, hatte sein Corps noch später in eine völlige Ruhe gebracht. Wenn man also die Truppen nicht ganz zu Grunde richten wollte, so konnte kein früher Versuch gegen den Feind angestellt werden.

Deshalb ließ auch der Herzog die ganze Armee bis tief im May ruhig in ihren Quartieren liegen; denn die kleinen Vorfälle des Winters verdienen hier keine Erwähnung. Sie bestanden in bloßen Streifereyen, die nichts hervorbrachten, als daß Luckner der Armee, und besonders ihm, sehr nützliche Contributionen aus dem Fuldaischen beytrieb, welches der Gegenparthey Gelegenheit gab, sehr laut über die arge Behandlung der Mitstände im heiligen Römischen Reiche zu klagen.

Indeß durfte der Herzog nicht leiden, daß ihm die Feinde in Ansehung des Zusammenziehens der Armee zuvorkämen, und zwar aus folgenden Ursachen. Marburg war in seinen Händen. Diese Festung liegt an der Lahn, nicht weit von der Gegend, wo sich die Ohm in diesen Fluß ergießt. Die Ufer der Ohm liefern aber eine Stellung, worin eine schwächere Armee, einer weit stärkern das Vordringen in Hessen, wo nicht unmöglich machen, dennoch gewiß sehr lange verwehren kann; und dieser höchst wichtigen Stellung lagen die Feinde in ihren Quartieren viel näher als die alliirte Armee; weil der Herzog das Land, das in

diesem Jahre den Schauplatz seines Feldzugs abgeben sollte, hatte schonen wollen, und es deswegen nicht stark mit Truppen belegt hatte. Er mußte sich also frühzeitig in Bereitschaft halten, den Absichten der Feinde entgegen zu rücken.

Das Zusammenziehen der alliirten Armee, am 20sten May im Lager bey Wabern.

Dieserwegen bezog der Herzog schon am 20sten May, noch lange ehe die Franzosen an militärsche Verrichtungen zu denken schienen, mit der Infanterie der Hauptarmee ein Lager bey Fritzlar. Die Cavallerie blieb fürs erste dahinter in Cantonirungen liegen. Dabey schob Ferdinand ein beträchtliches Corps unter dem Generallieutenant von Imhof, ungefähr sechs Meilen weit vom rechten Flügel seiner Armee, bis nach Kirchhayn an dem Ohmflusse vor. Zur Sicherheit gegen alle Unternehmungen auf seine linke Flanke mußte sich der Generallieutenant von Gilsä mit einem kleinern Corps bey Hersfeld stellen. In dieser Lage erwartete der Herzog, was die Franzosen dort beginnen würden. Da sie aber doch immer zwey Armeen bildeten, wovon eine ihre Quartiere am Niederrhein hatte, und von der Seite her manches unternehmen konnte, wenn man sie gänz-

lich aus den Augen ließ, so mußte ein ansehnlicher Theil der Armee, unter dem General von Spörken, in der dortigen Gegend stehn bleiben. Um nun Münster und Lippstadt zugleich zu decken, schlug dieser sein Lager ungefähr zu eben der Zeit bey Dülmen auf, und dehnte sich bis in die Gegend von Hamm aus.

Erste Bewegungen der Franzosen.

Mitlerweile brachten die Franzosen alles, was sie zur Eröffnung des Feldzuges nöthig hatten, in Bereitschaft. Das Corps am Niederrhein, dessen Befehlshaber der Generallieutenant Graf von St. Germain war, zog sich zuerst zusammen. Am 4ten Junius schlug es sein Lager in der Gegend von Düsseldorf auf, setzte am 15ten dort über den Rhein, und nahm seine Stellung am 20sten zu Dortmund. Hier stand es ganz vortrefflich; denn nun durfte sich der General Spörken, aus Furcht, ihm Münster blos zu geben, nicht so weit heraufziehen, daß er die Vereinigung dieses Corps mit der Broglioschen Hauptarmee, sobald sie die Umstände erforderten, hätte verhindern können. Eben diese Stellung zeigte aber auch deutlich die Absicht des Marschalls von Broglio, seine Gegner von der

Seite ihres rechten Flügels anzugreifen. Schwer blieb es immer, ihm völligen Widerstand zu leisten, obgleich ein Corps von sieben tausend Engländern im Lager bey Fritzlar zur Armee des Herzogs anlangte, und die Würtemberger das französische Heer verließen. Hiebey gewannen aber die Franzosen im Grunde mehr als sie verloren; denn die Würtemberger waren ihnen doch mehr lästig als behülflich, weil sie ganz mit Widerwillen dienten. Dabey erhielt Broglio an ihre Stelle Verstärkungen aus Frankreich, wodurch seine Armee der Ferdinandschen immer noch sehr überlegen blieb.

Vorfälle während dem langen Standlager der Armee bey Wabern.

Daß der Herzog in seinem Hauptquartiere zu Wabern alles veranstaltete, um dem Feldzuge die beste mögliche Wendung zu geben, läßt sich nicht bezweifeln. Allein davon ward niemand etwas gewahr. Dem Anschein nach, dachte man dort an nichts, als die Zeit der Ruhe, die die Franzosen den Alliirten noch ließen, recht zu benutzen, um sich zu belustigen. Im Hauptquartiere ergötzte man sich vortrefflich. Der Herzog selbst nahm lebhaften Antheil an allen Belustigungen, und die bey Fritzlar stehenden

Truppen lebten herrlich und in Freuden. Es war das schönste Wetter von der Welt. Die Einwohner von Cassel zogen schaarenweise dahin, und besuchten ihre Landsleute und Freunde; alle Lebensmittel strömten dem Lager im Ueberfluß zu, wo sie Käufer in Menge fanden. Mit einem Worte, kein Feldlager in der Welt sah während dieses ganzen Krieges einem Lustlager ähnlicher als dieses. Darum ließ aber der Herzog den Feind nicht aus den Augen; denn er schickte den Erbprinzen mit einem starken Corps, das nach der Vereinigung mit dem Gilsäschen zu Hersfeld zehn tausend Mann betrug, nach Fulda hin, wo er einen Streich ausführen sollte. Der Feind entging ihm aber durch einen schleunigen Rückzug. Der Erbprinz zog sich darauf auch ein wenig zurück und stellte sich bey Schlitz. Bis auf den 20sten Junius blieb nun alles im Ganzen ruhig, und die Stellung der sämmtlichen alliirten Armee war an dem Tage ungefähr folgender maaßen beschaffen. Spörken mit zehn bis zwölf tausend Mann bey Lünen, wo er hinmarschirt war, als sich der Graf von St. Germain zu Dortmund gelagert hatte. Imhof

mit einem ungefähr gleich starken Corps bey Kirchhayn, dessen Avantgarde unter Lucknern vor ihm bey Amöneburg stand. Der Erbprinz mit etwa zehn tausend Mann bey Schlitz; die Hauptarmee, die nun noch wenigstens eben so viel ausmachte, als jene drey Corps zusammen genommen, stand dabey noch immer zu Fritzlar.

Für Broglio'n beruhte alles darauf, mit seiner Armee schnell vorzurücken, ehe es Ferdinand argwöhnte, um ungehindert über die Ohm zu kommen: denn wenn ein Feind an diesem Flusse steht, so kann man ihn nicht mit Gewalt vortreiben; und es ist fast eben so unmöglich, ihn zu umgehen, wie das diejenigen, denen die Gegend bekannt ist, wohl wissen. Broglio hatte also seine Anstalten ganz in der Stille gemacht, und nahm sein Hauptquartier am 20sten Junius in Hungen; ließ aber seine Armee noch immer in ihren geschickt angelegten Cantonirungen. Schnell zog er sie am 22sten im Lager bey Grünberg zusammen, marschirte den 23sten bis Gonterhausen, und setzte den 24sten über die Ohm in der Gegend oberhalb Schweinsberg. Er selbst nahm in der Nacht sein Quartier in dem

Broglio geht über die Ohm.

an diesem Flusse liegenden Städtchen Homburg. Die Franzosen erzählen diesen wichtigen Vorfall folgender maaßen. Schon am 22sten hatte Broglio den Grafen von Melfort mit zwölf hundert Pferden nach Homburg hingeschickt, um den dort stehenden Feind zu recognosciren, und die zur Bereitung der Marschwege ausgeschickten Leute zu bedecken. Am 23sten fielen Scharmützel vor, und den Abend um vier Uhr setzte sich die Avantgarde der Armee in Marsch, kam mit Tages Anbruch am 24sten auf die Höhen am rechten Ufer der Ohm an, und hatte also schon über den Fluß gesetzt. Der französische General ließ sogleich das Dorf Ober-Ufleiden angreifen, und vertrieb daraus den Posten der Alliirten. Die Armee langte den Morgen an; der Marschall ließ sie auf den Höhen am linken Ufer aufmarschiren und abkochen. Zu Mittag kamen die Pontons; drey Brücken wurden geschlagen, und in der Nacht vom 24sten ging die ganze Armee über den Fluß. Imhof hatte sein Corps am 24sten zu Kirchhayn in Schlachtordnung gestellt. Auf der andern Seite war der Erbprinz von Schlitz herbey geeilt, und machte auf

den rechten Flügel der Franzosen eine Bewegung vorwärts, gegen Nieder-Klein und Dannerode. Dieß machte sie stutzig, weil sie glaubten, er werde von der ganzen Armee des Herzogs unterstützt; allein der Marschall ließ die Zugänge gegen dieses Corps stark besetzen; der Erbprinz rückte nicht weiter, und so fuhr die französische Armee in ihren Anstalten zum Uebergange fort; da denn Imhof auf der einen Seite und der Erbprinz auf der andern ihren Rückzug zur Hauptarmee antraten.

Der Herzog war unterdessen auch am 24sten früh aus seinem Lager bey Fritzlar aufgebrochen, und bis nach Frillendorf, unweit Ziegenhayn, marschirt. Hier ließ er die Armee nur eine kurze Zeit rasten, und führte sie hernach weiter bis nach Neustadt, wo sie in der Nacht ankam, und unter dem Gewehre bleiben mußte. Der Erbprinz stieß dort zu ihr, nachdem er den ganzen Tag mit dem Feinde im Handgemenge zugebracht und nicht sonder Mühe einen im Ganzen guten Rückzug gemacht hatte, ohne etwas anders zu verlieren, als ein wenig Gepäck. Dadurch erfuhr der Herzog, daß der Feind die Stellung an

der Ohm schon völlig besetzt habe, und er gab daher den weitern Marsch auf, dessen Absicht dahin ging, den Uebergang des Feindes über diesen Fluß zu verhindern.

Imhof verfällt darüber in Ungnade beym Herzog Ferdinand. Untersuchung seines Betragens.

Ich habe dieses ein wenig weitläuftig auseinander setzen müssen, weil dieser Vorfall den Verlust von Hessen nach sich zog, und den Abgang eines Generals, der bisher ausgezeichnete Dienste geleistet hatte, von der Armee veranlaßte. Anfänglich warf der Herzog die ganze Schuld dieser ihm sehr empfindlichen Begebenheit auf den damaligen Major Bauer, den Generalquartiermeister seiner Armee, als welcher ihn sollte durch falsche Rapports über die Lage der Dinge, und über die Möglichkeit von Seiten des Generals von Imhof, die Ohm gegen die Franzosen lange genug zu vertheidigen, irre geleitet haben. Es fiel dabey ein sehr harter Auftritt vor, der den sonst nicht leicht aus der Fassung zu bringenden Bauer in große Verlegenheit setzte. Dem General Imhof machte hingegen der Herzog damals keinen Vorwurf über sein Betragen, ob er schon im Grunde nicht recht zufrieden damit seyn mochte. Es erhob sich aber, wie man sichs leicht vorstellen

kann,

kann, viel Gerede im Hauptquartier über diese wichtige Begebenheit, wobey Bauers Freunde die Schuld von ihm ab- und auf Imhofen zu wälzen suchten. Da soll nun dieser General, als er vernahm, daß er von verschiedenen Personen getadelt würde, selbst in Klagen ausgebrochen seyn. Diese soll er so laut und mit so weniger Bedachtsamkeit geführt haben, daß ihm der Herzog völlig abgeneigt wurde, und er nicht glaubte, Imhofen mit Anstand länger bey der Armee behalten zu können. Dieß ist leicht möglich; denn Imhof hatte keine geringe Meynung von sich selbst, und war wohl der Mann, den auch ein blos indiscreter Tadel über die Schranken hinausführen konnte. Den völligen Zusammenhang der Sache bin ich nicht im Stande dem Leser vorzulegen: allein das weiß ich gewiß, daß die Stimmen damals über den Grund derselben getheilt waren: Einige behaupteten, Imhof hätte sich länger an der Ohm halten, und dem Herzog Zeit geben können, ihm zu Hülfe zu kommen; andre, sehr unpartheyische Männer, und sonst wahre Verehrer des Herzogs, die aber glaubten, daß auch ein sehr großer Mann

wohl einmal einen Fehler begehn könne, versicherten, er habe zu sehr gezaudert, und Imhof hätte, ohne Gefahr aufgerieben zu werden, nicht länger in seiner Stellung bleiben können. Einige Personen von großem Gewicht behaupten dagegen, er habe Imhofen gar nicht wollen zu Hülfe marschiren: dieser wäre mit dem Erbprinzen, und einem andern Corps, das noch hätte zu ihm stoßen sollen, völlig im Stande gewesen, der feindlichen ganzen Armee den Uebergang über die Ohm zu verwehren. Unterdessen hätte der Herzog, mit seinen übrigen Truppen einen ganz besondern Streich ausführen wollen. — Allein es giebt auch wieder Personen, die dieses nicht nur läugnen; sondern sogar glauben, dieß einzige mal in seinem ganzen Leben habe Lust zum Vergnügen Ferdinands gewöhnliche Thätigkeit eingeschläfert, und das Kapua-Wabern den Helden vier und zwanzig Stunden zu lange aufgehalten. Dem sey wie ihm wolle, so war der Ausgang dieser, daß Imhof die Armee verließ, und Bauer vor wie nach wieder die Gnade und das volle Vertrauen des Herzogs erhielt.

Die Sache selbst zu entscheiden, ist anjetzt für jedes menschliche Wesen unmöglich; und war es vielleicht schon in dem Augenblicke, da Imhof aus seinem Posten marschirte. Wie viel Franzosen waren schon über die Ohm? Wie weit war ihr Brückenschlagen gediehen? Wo stand der Erbprinz? Wie viel Artillerie hatten beyde Partheyen bey der Hand? War es noch für Imhofen Zeit, die seinige gehörig zu postiren, da der Erbprinz kam? rc. Diese und tausend andre Fragen sind hier entscheidend, und im Nun verschwand die Möglichkeit sie zu beantworten auf ewig. Allein wenn schon der Grund der Sache nicht entschieden werden mag, so läßt sich doch untersuchen, ob irgend jemanden eine wahre Schuld dabey zugerechnet werden könne.

Ich glaube zwar nicht, daß ein Projekt gegen die Franzosen, mit gegründeter Hoffnung, vom Herzog, aus seinem Lager bey Wabern, ausgeführt werden konnte. Indeß wenn er ein solches gehabt hat, so ist er völlig entschuldigt, und das, was ihm hie und da einigen Tadel zugezogen hat, verdient vielmehr Lob und Bewunderung; denn nun waren seine Lustparthien zu

Wabern nicht mehr Hang zum Vergnügen, sondern tiefgelegter Plan, den Feind in Ansehung seiner Absichten zu verblenden. Ueber Bauers Betragen kann man gar nichts bestimmen, da man seine Rapports so wenig weiß, als die recht genaue Lage der Dinge; und er tritt daher hier ganz aus dem Spiele.

Um Imhofens Aufführung hingegen zu beurtheilen, müßte man genau wissen, was für Instructionen er hatte. Daß er von einem Plane des Herzogs etwas gewußt hätte, ist nie gesagt worden; das ist aber auch nicht nöthig, um ihn strafbar zu finden. Denn wenn der Herzog diesen Plan recht geheim halten wollte, war es allerdings nöthig, ihn keinem seiner Generale zu entdecken. Alles kömmt darauf an, ob Imhof Befehl hatte, an der Ohm stehen zu bleiben, es koste was es wolle. Wenn ihm alsdenn schon der Untergang seines ganzen Corps unvermeidlich schien, so mußte er dem Befehle gehorchen, dessen Absicht er nicht wissen konnte. Allein wenn er keinen so entscheidenden Befehl hatte; wenn ihm, wie jedem detaschirten General gewöhnlich, die Ueberlegung dessen anver-

traut war, was zur Sicherheit des unterhabenden Corps gehört; so ist er in soweit außer Schuld, daß er wenigstens nur einen Irrthum des Verstandes, aber keinen Fehler des Willens begangen haben kann.

Ob es indeß mit dem angeblichen Projekte des Herzogs seine volle Richtigkeit habe, läßt sich darum noch bezweifeln, weil er es doch aufgab, um am 24ten seinem Generale an der Ohm zu Hülfe zu eilen. Man wird zwar dagegen einwenden, dieß sey darum geschehn, weil dieser so gewaltig um Hülfe geschrieen haben mag, daß der Herzog wohl einsah, er würde die Ohm nicht gehörig vertheidigen, deshalb nun sein eigen Vorhaben aufgab, und ihm zu Hülfe eilte. Allein da wäre es Zeit gewesen, Imhofen Nachricht von dem Entwurfe zu geben, ihm zu erklären, was man von ihm erwartete, und denn zu dessen Ausführung zu marschiren, die doch nun statt haben mußte. Aber war es dazu nöthig, daß die Franzosen tiefer vorrückten? Je nun, so war ja geschehn was man verlangte; sie hatten sich in den Uebergang über die Ohm verwickelt, und nun konnte der Herzog die

vorgehabte Bewegung machen, wenn sie unter solchen Umständen möglich war.

Mit einem Worte, bis auf weitere Aufschlüße erscheint hier in dem Verfahren des Herzogs kein rechter Zusammenhang, und auf alle Fälle war die Stellung an der Ohm viel zu wichtig, um sie auch nur dem geringsten Zufalle blos zu geben. Ja selbst einem wichtigen Entwurfe zu gefallen, dessen Ausführung immer ungewiß blieb, durfte man sich der Gefahr nicht aussetzen, sie zu verlieren. Allem Anschein nach konnte aber der Herzog eben sowohl den 23ten als den 24ten Junius von Wabern nach der Ohm marschiren, und man kann nicht einsehn, warum er das nicht that. Wenn man nun aber auch das allerschlimmste annehmen wollte, daß er aus Lust so lange als immer nur möglich in Wabern zu bleiben, den Uebergang der Ohm Preiß gegeben hätte; warum sollte ein großer Mann nicht einmal einen Fehler begangen haben? Hatte dieser große Mann aufgehört ein Mensch zu seyn? Es ist wahrscheinlich genug, daß er in fünf Feldzügen dieß einzigemal Anlaß zu vermuthen gegeben hat: seine Privatangelegenheiten oder Neigun-

gen hätten ihn zu dem sehr geringen Fehler verleitet, daß er gehofft habe, sein General werde die Ufer eines Flusses zwölf Stunden länger vertheidigen als er wirklich that; denn das ist am Ende alles, was man von diesem Vorfalle sagen kann.

Wegen jener berühmten Stellung an der Ohm bleibt mir aber noch eine Bemerkung übrig. Sie ist höchst merkwürdig und fast einzig in ihrer Art. Allein sie hatte für den Herzog viel unbequemes in seiner Lage, weil sie ihn zu weit vom Mittelpunkt seiner Macht abzog. Wenn unglücklicher Weise sein General in Westphalen geschlagen wurde, so konnte sie ihm sehr gefährlich werden. Es bleibt für Kriegsverständige immer eine große Frage: ob Ferdinand Hessen und Münster und Lippstadt zugleich decken konnte, wenn ein auch nur gewöhnlich geschickter General die überlegnen Heere der Franzosen anführte? Vielleicht wäre der Schaden am Ende für ihn viel größer gewesen, wenn er anfangs die Ohm behauptet hätte, als da er hernach hinter die Dimel getrieben ward, wo er seine eingeschränktere Parallel viel besser decken

konnte; und sie auch zwey Feldzüge hindurch gegen Broglio'n immer behauptete.

Uebrigens kann ich nicht unbemerkt lassen, daß, als Imhof die alliirte Armee auf immer verließ, Ferdinands Ungnade ihm doch die Huld seines eignen Regenten, des regierenden Herzogs von Braunschweig, nicht entzog; denn dieser ließ ihm nicht nur alle seine Würden und Einkünfte, sondern ernannte ihn nachher noch dazu zum Gouverneur der Festung Braunschweig. Dieß giebt einen neuen Grund ab, zu glauben, daß dieser General im Stande war, sehr erhebliche Rechtfertigungen für sein Verfahren anzuführen.

Broglio's weitere Fortschritte.

Nachdem nun Broglio diesen wichtigen Punkt gewonnen hatte, bereitete er sich darauf weiter vorzurücken. Er schickte dem Generallieutenant Grafen von St. Germain den Befehl zu: daß er den 4ten Julius von Dortmund aufbrechen, über die Roer setzen, und dann seinen Marsch über Arensberg nach Korbach richten sollte. Darauf machte er einen sehr geschickt angelegten Versuch auf Fritzlar, weit hinter der Front der alliirten Armee, der beynahe geglückt wäre, und der durch die Zerstörung

eines großen Magazins sehr verderblich werden konnte; allein die Sache lief nicht ganz so ab, wie er sie ersonnen. Am 7ten schickte er sein Gepäck voraus nach Frankenberg, und folgte um Mitternacht mit der ganzen Armee. Dabey bestellte er eine starke Arriergarde zur Unterstützung des ihm nach marschirenden Xaverschen Corps.

Gegenbewegungen des Herzogs, und daraus erfolgtes Treffen bey Korbach.

Das mißliche bey allen Gelegenheiten, wo man defensiv agiren muß, besteht darin, daß der Feind Bewegungen anfangen kann, die dem allervortrefflichsten Generale eine Zeitlang verborgen bleiben. Broglio's Marsch nach Frankenberg erfuhr der Herzog erst am andern Morgen. Er schickte den Erbprinzen zwar gleich mit der Avantgarde voraus, um dem Feinde die Pässe von Korbach zu versperren, und den Mittag folgte er ihm mit der Armee über Wildungen nach Sachsenhausen. Allein Broglio hatte schon einen Vorsprung gewonnen, und dem Grafen St. Germain, der am 9ten zu Bredelaer angekommen war, wissen lassen, er möchte doch seinen Marsch beschleunigen, um den 10ten zu Korbach anzulangen. Er selbst ließ seine Armee,

um sie nicht gar zu sehr zu ermüden, bey Imminghausen stehn. So ermattet St. Germains Truppen auch waren, so that dieser General doch, was Broglio verlangte; kam schon am 10ten des Morgens zu den engen Pässen hinter Korbach herans, und besetzte die Ebne vor denselben mit der zuerst angelangten Infanterie. Auf der andern Seite eilte der Marschall von Broglio mit den Spitzen seiner Colonnen herbey, und stellte auch diese in Schlachtordnung, indeß er den Marsch der übrigen Truppen, so viel möglich beschleunigen ließ. Dieß war der Zeitpunkt, wo der Erbprinz gleichfalls, von Sachsenhausen her, in die Korbacher Ebene anlangte, und die Franzosen auch sogleich angriff. Dadurch wurden sie in einige Verlegenheit gesetzt, weil sie nicht gleich wußten, ob sie nicht Ferdinands ganze Armee vor sich hätten. Da Broglio aber sah, daß es ein Corps war, gegen welches er den Ausgang aus den Pässen wohl behaupten könnte, ließ er mit dem Herausmarschiren fortfahren, und die angegriffnen Truppen durch die neu ankommenden unterstützen. Er schlug auch den sehr muthigen Angriff des

Erbprinzen ab, der sich zurückziehen mußte. Bey diesem Rückzuge gerieth die englische Infanterie in große Unordnung und würde einen starken Verlust erlitten haben, wenn der Erbprinz sie nicht noch durch eine Attake mit zwey englischen Dragoner-Regimentern gerettet hätte. Er selbst erhielt eine Contusion im Rückzuge, weil er, seiner Gewohnheit nach, bey den letzten blieb, die vom Schlachtfelde abzogen. Während dieses Gefechts langte die Armee auf den Höhen bey Sachsenhausen an; allein ob sie es schon sehen konnte, so war sie doch zu entfernt, zumal da ihr Aufmarsch ziemlich langsam von statten ging, als daß sie hätte Zeit genug Hülfe bringen können. Der Verlust betrug in allem hundert sieben und siebenzig Todte, worunter sieben Offiziers; vierhundert sieben und sechzig Verwundete mit Inbegriff von achtzehn Offiziers; hundert neun und siebenzig Vermißte, und darunter zwey Offiziers. Die Franzosen erbeuteten zwölf Kanonen, vier Haubitzen und dreyßig Munitionswagen, deren Pferde erschossen wurden. Sie gaben ihren Verlust selbst zu siebenhundert Mann an. Ihre eigne Ungeschicklichkeit

kostete ihnen über hundert Mann; denn es sprungen mitten unter ihnen zehn Munitionskarren in die Luft. Unterdessen war der Durchgang durch die Korbacher Pässe gewonnen, und das war für sie das Wichtigste.

Stellung der Alliirten bey Sachsenhausen. Französisches Corps, das der Erbprinz zu Emsdorf gefangen nimmt.

Auf St. Germains Marsch war auch Spörken aus Westphalen herbeygekommen, aber hinter ihm her, nach Maaßgabe ihrer beyderseitigen Stellung. Der Herzog brauchte also sein Corps, um ihm die rechte Flanke zu decken, und stellte es bey Volkmißen. Er selbst nahm sein Lager zu Sachsenhausen, dem Französischen bey Korbach gegen über. Broglio schickte aber das Corps des Grafen von St. Germain nach Mengeringhausen, um Spörken die Spitze zu bieten. Die Bäckerey der Franzosen lag indeß immer noch zu Marburg und Gießen; und um eine sichere Communication damit zu unterhalten, stand ein Corps von fünf Bataillons und vierhundert Husaren bey Emsdorf. Diese überfiel der Erbprinz mit solcher Geschicklichkeit, daß auch fast nicht ein einziger Mann entkam. Der General Globitz, der Oberste Prinz von Anhalt, hundert sieben und siebenzig Offi-

ziers, und zweytausend vierhundert zwey und achtzig Mann, acht Kanonen, sieben Fahnen, vierhundert Pferde und das ganze Feldgeräthe dieser Truppen, die nicht einmal die Zeit gehabt hatten das Lager abzubrechen, fielen den Alliirten in die Hände. Diese verloren hundert sechs und achtzig Mann, und darunter das erst in England neugeworbene Elliotsche leichte Reiter-Regiment, das kurz zuvor zur Armee gekommen war, allein hundert und fünf und zwanzig. Die Tapferkeit, womit es focht, setzte die ganze Armee in Erstaunen; allein es war auch gleich so übel zugerichtet, daß es zur Erholung ins Paderbornsche geschickt ward. Dieser Streich, dessen Umstände, wenn hier der Ort wäre sie zu erzählen, den Leser mit Erstaunen und Bewundrung für den General erfüllen würden, der ihn ausführte, brachte eine Lücke in der französischen Armee hervor, zu deren Ausstopfung einige Zeit nöthig war, während welcher beyde Heere ruhig in ihren Lagern blieben.

Broglio drängt die Alliirten aus ihrer Stellung bey Sachsenhausen.

Den 24ten Juli war Broglio mit seinen Anstalten fertig. Er rückte mit der Hauptarmee gegen die Alliirten bey Sachsenhausen vor, und es erhob sich da eine

ziemlich lebhafte Kanonade von beyden Seiten. Zugleich ließ er auch ihre ganze Postirung an ihrem linken Flügel auf das linke Ufer der Eder hinüber treiben, und Fritzlar besetzen. Das Corps des General Spörken ward aber mit vereinter Macht von allen Seiten angegriffen und zu einem sehr mühsamen, aber schön vollendeten Rückzuge gezwungen. Sobald auf die Art die rechte Flanke des Herzogs entblößt war, konnte er das Lager bey Sachsenhausen nicht länger behaupten, und zog sich in der Nacht auf eine sehr geschickte Art zurück, ohne irgend einen namhaften Verlust zu leiden. Dieser Rückzug mußte aber fortgesetzt werden, und am 27ten kam der Herzog zu Kalden, auf der Landstraße zwischen Warburg und Kassel, an.

Sobald der Marschall von Broglio auf die Art den Weg über die Dimel frey sah, schickte er sogleich den Generallieutenant du Muy mit einem ansehnlichen Corps hinüber, um sich bey Warburg festzusetzen. Hier war nun für den Herzog nichts anders zu thun, als entweder Westphalen oder Kassel dem Feinde zu überlassen. Ersteres schien ihm mit Recht das Gefähr-

lichste, weil, sobald der Feind Westphalen hatte, ganz Hessen ohnehin geräumt werden mußte. Er machte also einen sehr schönen Entwurf, um dů Muy'n wieder über die Dimel zurück zu treiben.

Zur Sicherung des Uebergangs über diesen Fluß ließ er die brittische Legion zu Libenau Posto fassen; er schickte darauf am 29ten den General Spörken mit vierzehn Bataillons und eben so viel Schwadronen jenseits dieses Flusses zwischen Körbecke und Libenau, und in der folgenden Nacht den Erbprinzen noch mit zehn Bataillons und vier Schwadronen zu Spörkens Verstärkung. Dadurch aber, daß er andre Corps die verlaßnen Lager dieser beyden Generale besetzen ließ, verbarg er dem Feinde diese Bewegung so gut als möglich.

Anstalten des Herzogs, um dů Muy'n wieder über die Dimel zurück zu treiben.

Kassel hätte durchaus für den Marschall von Broglio nur ein Gegenstand der zweyten Ordnung, und die Unterstützung des dů Muyschen Corps jenseits der Dimel sein Hauptaugenmerk seyn müssen. Ich habe auch behaupten hören, dieß sey eigentlich seine Meynung gewesen. Weil aber die Schritte der französischen Generale immer

von Versailles aus geleitet würden, so habe er von daher den allergemessensten Befehl gehabt, sich vor allen Dingen dieser Stadt zu bemächtigen. Dem sey wie ihm wolle, so befolgte Broglio wirklich diesen Plan; rückte über Zierenberg und den Dürrenberg gegen Fürstenwalde vor; ließ den Prinz Xaver, an seinem rechten Flügel, sich des Winterkastens bemächtigen, und es durch eine heftige Kanonade versuchen, den Herzog Ferdinand aus seiner Stellung zu vertreiben, damit er ihm dem Weg nach Kassel frey ließe. Die alliirte Armee hielt sich indeß noch den 30ten in ihrer Stellung, wo sie den ganzen Tag unter dem Gewehre zubrachte. Allein den Abend brach sie auf, um die Dimel zwischen Libenau und Trendelburg zu passiren, und so den Angriff, den der Erbprinz auf das dü Muysche Corps vorhatte, zu unterstützen.

Treffen bey Warburg.

Dieser Angriff geschah am 31ten des Morgens. Dü Muy stand mit dem rechten Flügel an Warburg, mit dem linken nach Oßendorf hin, und hatte die Dimel, mit acht Brücken belegt, hinter sich. Die brittische Legion bestürmte das mit dem Fischerschen Corps besetzte Städtchen Warburg,

burg, drang hinein, und plünderte es rein aus. Zu gleicher Zeit führte der Erbprinz die Truppen, durch einen großen bey einem Morgennebel durchmarschirten Bogen, bis in die linke Flanke der Franzosen; griff die Truppen, die auf einer, mit einem Wartthurme besetzten Anhöhe standen, mit ausnehmender Tapferkeit an; indem er immer bey den Bataillons war, die an der Spitze der Attake marschirten, und warf die Feinde sogleich vom Berge herunter. Hierauf machte dû Muy sogleich Anstalten zum Rückzuge. Er geschah auch, wenn man die damit verbundene Schwierigkeiten bedenkt, in guter Ordnung, unter dem Schutze einer Brigade Reiterey, die sich aufopfern mußte. Denn sie schargirte mehreremale auf die nachsetzende englische Cavallerie, um diese zurückzuhalten. Die französische ward dabey freylich immer mit Verlust geworfen; allein da sie den Angriff, so oft sie konnte, erneuerte, so gab sie doch den übrigen Truppen Zeit über den Fluß zu kommen. Dieß war die Attake, wo Lord Granby, an der Spitze der blauen Garde, deren Befehlshaber er war, mit schargirte. Im Jagen verlor er den Hut

vom Kopfe, den eine ganz besonders große Platte noch dazu recht sichtbar machte. Allein er ritt immer zu, ohne sich darum zu bekümmern, und zeigte dadurch sehr deutlich, daß wenn er die englische Reiterey bey Minden angeführt hätte, so wäre sie wahrlich nicht zurück geblieben. Der Verlust der Franzosen war beträchtlich. Die Alliirten bekamen über funfzehnhundert Gefangne, nebst zehn Kanonen, einer Fahne und einer Standarte, in ihre Hände. Die Zahl der Todten und Verwundeten mag wohl nicht viel weniger betragen haben. Der Verlust der Alliirten war dagegen unbeträchtlich. Die Engländer thaten sich durch ihre Tapferkeit an dem Tage sehr hervor. Sie litten auch bey weiten am mehrsten, und ihr ganzer Verlust betrug fünfhundert neunzig Mann.

Die Franzosen nehmen Kassel ein; und beyde Armeen stellen sich einander gegen über an der Dimel.

Hierdurch waren nun die Franzosen wieder über die Dimel zurückgetrieben; und ohngeachtet sie sich an demselben Tage Kassels bemächtigten, das die Alliirten ihnen fast ohne allen Widerstand überließen, so war das doch keinesweges eine Schadloshaltung für sie. Denn die Dimel bietet eine solche Stellung dar, von der es fast

unmöglich ist einen Gegner wegzutreiben. Auch war es Ferdinands erste Sorge, diese Stellung so zu besetzen, daß dem Feinde der Gedanke, ihn davon wegzudrängen, vergehn mußte. Er lagerte seine Armee in verschiedne Corps, längst dieses Flusses, von Stadtbergen an bis nach Trendelnburg; dergestalt, daß sie jeden Paß fürs erste vertheidigen, und wo es nöthig war, einander hülfreiche Hand leisten konnten.

Die Franzosen besetzen Minden und Göttingen

Da Broglio sah, daß ihm nun der Weg über die Dimel versperrt war, so suchte er sich auf eine andre Seite zu verbreiten, die der Herzog, vermuthlich weil er nicht stark genug war, um alles zu verwahren, entblößt gelassen hatte. Broglio ließ nämlich gleich nach der Einnahme von Kassel und dem Rückzuge des Kielmanseggischen Corps Minden besetzen, um sich den Weg durch das dortige gefährliche Defilee zu bahnen. Darauf trieb er den zu schwachen General Kielmansegg noch weiter vor sich her, und legte am 4ten August eine Besatzung in Göttingen, von wo aus er Commando's bis nach Nordheim und Eimbeck schickte. Hierauf marschirte der Graf Kielmansegg

nach Uslar und sodann nach Bevrungen, wo er über die Weser zurückging und wieder zur Armee stieß. Nach diesen allerdings wichtigen Schritten, lagerte sich die französische Hauptarmee der alliirten an der Dimel gegen über, um auch sie im Zaum zu halten. Den 10ten August ergab sich Ziegenhayn, nach einer Belagerung von eilf bis zwölf Tagen, an das Corps des General Stainville. Dieß ward als eine tapfere Gegenwehr angesehn; und konnte auch, mit so vielen andern von Seiten der Alliirten verglichen, wohl dafür gelten, zumal da die Festung nicht viel zu bedeuten hat.

Betrachtungen über die kritische Lage beyder Armeen.

Beyde Armeen befanden sich damals in einer kritischen Lage. Angriffsweise mußte der französische General zu Werke gehn, weil sonst die ungeheuren Kriegskosten, die der Staat anwendete, alle verloren waren, wenn die Armee in der Unthätigkeit blieb. Unterdessen hatte die schöne Bewegung, durch die das Treffen von Warburg war hervorgebracht worden, den Herzog in eine Stellung gehoben, wo man ihm nichts anhaben konnte; und Broglio mußte jede Unternehmung wohl überlegen; denn

wenn er etwas Unbedachtsames wagte, so konnte er darauf rechnen, daß er dafür würde gestraft werden. Die Hoffnungen auf Lippstadt waren vereitelt, und also weiter nichts zu thun als zu versuchen, ob man nicht entweder über Göttingen ins Hannöversche eindringen könnte, wenn der Herzog hartnäckig an der Dimel kleben bliebe: oder, wenn er sich dadurch ans östliche Ufer der Weser locken ließ, ob dann doch noch Mittel zu finden wären, über die Dimel zu setzen und Lippstadt wegzunehmen. Auf alle Fälle war weiter nichts zu thun, als nach der Seite von Göttingen hin zu manövriren; nur mußte mit gehöriger Behutsamkeit dabey zu Werke gegangen werden. Broglio entfernte sich daher etwas von der Dimel, und stellte sich näher nach Kassel hin, um die nach Göttingen vorgeschobnen Corps besser unterstützen und weiter treiben zu können.

Herzog Ferdinands Lage war hiebey auch sehr bedenklich, trotz seiner schönen Stellung an der Dimel. Unmöglich konnte er zugeben, daß Broglio sehr tief ins Hannöversche und Braunschweigsche vorrückte; und doch konnte er sich nicht dazu entschließen

über die Weser zu gehen und sich ihm da entgegen zu stellen. Dieser Parthey widersetzten sich zwey Gründe; davon der eine allgemein, und der andre ihm persönlich war. Dieser machte ihn höchst abgeneigt, den Kriegsschauplatz auf das östliche Ufer der Weser verpflanzen zu lassen; weil dort die Staaten seines geliebten Bruders Karl und seines Hauses lagen. Jener beruhte auf der Unmöglichkeit, von der Seite der Weser das ihm so nöthige Lippstadt zu decken. So lange er diese Festung hatte, war kein Zusammenhang zwischen der Ober- und Niederrheinischen Armee der Franzosen möglich: er stand immer zwischen beyden, und konnte einer jeden ihre Unternehmungen vereiteln. Sobald er aber diese Festung verlor, hörte dieser Zustand der Dinge auf; die Parallel der Franzosen verkürzte sich so beträchtlich, daß beyde Armeen sich leicht die Hand bieten, und ihn immer enger zusammentreiben konnten. Lippstadt war aber nie eine ansehnliche Festung, und dazumal noch schwächer, als nachhero. Auf die Vertheidigungskunst seiner Ingenieurs konnte Ferdinand auch kein großes Vertrauen setzen. Wenn er sich also ein-

mal auf die andere Seite der Weser hin locken ließ, so war es nicht wahrscheinlich, daß Lippstadt sich so lange, bis er zu Hülfe käme, würde halten können. Wie war es also zu machen, daß er Broglio'n Einhalt that, ohne über die Weser zu gehen? Dieß war ein schweres militärisches Räthsel. Allein Ferdinand löste es auf eine meisterhafte Art dadurch, daß er selbst ein Unternehmen wagte, welches Broglio'n durchaus zwang, seine Aufmerksamkeit ganz auf die entgegengesetzte Seite zu richten.

Das Eindringen in das Hannöversche war indeß auch für die Franzosen so leicht nicht; und die Veranstaltungen dazu hatten den Rest des Augusts und einen großen Theil des Septembers erfordert. Dabey hatte Broglio den so gewöhnlichen Fehler begangen, zu glauben, weil er alle Gedanken und Kräfte auf einen Punkt richtete, der Feind würde ihm auch gerade auf diesem Punkt eben so mächtig entgegen streben, und so wenig als er auf das andre Ende seiner Parallel denken. Deshalb hatte er getrost alles aus Wesel gezogen, was nicht die höchstnöthige Besetzung dieses Platzes

erforderte; und also lag darin nur eine sehr schwache Garnison. Diesen Umstand, den Freunde aus der Nachbarschaft dem Herzog sehr genau wissen ließen, beschloß er zu nutzen, und zu versuchen, sich des Orts zu bemächtigen, oder wenigstens seines Gegners Macht und Aufmerksamkeit mit Gewalt dorthin zu wenden.

Unternehmung gegen Wesel. Diesem zufolge marschirte der Erbprinz den 22ten September von Warburg ab, und langte den 29ten zu Dorsten an. Das ihm untergebne Corps betrug an funfzehntausend Mann, die Abtheilungsweise nach diesem Orte hinzogen. Sogleich breiteten sich die leichten Truppen aus, schwärmten am Rhein herum, und erregten großes Schrecken, bis nach Düßeldorf und Kölln hin. Einige französische Posten wurden aufgehoben, und der Commandant in Cleve mit seiner fünfhundert Mann starken Besatzung mußte sich ergeben.

Vermuthlich hatte man gehofft, Wesel mit einem Handstreiche einnehmen zu können; ob ich gleich auf der andern Seite nicht recht einsehe, worauf sich diese Hoffnung gründen mochte. Denn das Corps hatte so wenig die hiezu nöthigen Geräth-

schaften bey sich, (und das erfordert bey einer Festung mit tiefen und breiten Wassergraben keine geringe Anstalten,) als das was eine Belagerung heischte. Es ward also auch, da der Erbprinz davor kam, an keinen Sturm gedacht; sondern die Festung in den ersten Tagen des Oktobers förmlich berennt, eine Communicationsbrücke über den Rhein angelegt, und alle Anstalten zur Belagerung gemacht, in sofern dieß ohne Artillerie geschehen konnte. Denn zum Unglück sollte die nun erst von Bielefeld kommen. Ihr kriechender Gang ist bekannt, und er ward dießmal noch dazu durch Regengüsse und durch die westphälischen Wege verzögert. Daher wurden auch die Laufgräben erst am 10ten Oktober eröffnet, ob man gleich am 30ten September die Festung schon berennt hatte.

Sobald die Franzosen von dem Marsche und der Absicht des Erbprinzen Nachricht erhielten, eilten sie Gegenanstalten zu treffen. Am 26ten September bekam der Generallieutenant, Marquis von Castries, Befehl, sich an der Spitze eines Corps am Niederrhein zu stellen. Truppen wurden

Brigadenweise von der Armee dahin geschickt. Broglio hatte beschlossen, die Regimenter, die zu Warburg am stärksten gelitten hatten, nach Frankreich zurückkehren zu lassen, sie waren schon wirklich auf dem Wege dahin; dagegen sollten andre von daher zur Armee stoßen. Diese erhielten nun Befehl nach dem Niederrhein zu marschiren. Ehe Castries noch dahin kam, ward dafür gesorgt, daß Kölln und Düßeldorf, nebst der Zufuhr vom Niederrhein her, keiner Gefahr unterworfen wären, und hernach mit Aengstlichkeit erwartet, was Castries Maaßregeln zum Entsatz von Wesel, wozu ihm ein Corps von einigen dreyßig Bataillons und eben so viel Schwadronen, nach allen jenen Einrichtungen, noch übrig blieb, fruchten würden.

Am 13ten Oktober stand dieser französische General, mit seinem ganzen Corps, bey Nuys, und ließ es am 14ten nach Mörs vorrücken. An demselben Tage wurden siebenhundert Mann, mit Inbegriff von hundert Artilleristen, zu Wasser in Wesel geworfen; und am 15ten stellte sich Castries hinter den Canal von Rheinbergen.

Das Schicksal der ganzen Unternehmung kam darauf an, wer von beyden den andern schlagen würde, und darauf faßte der Erbprinz einen Entschluß, der ihm bey allen Kriegsverständigen ewig Ehre bringen wird. Er legte es nämlich darauf an, seinen Gegner gleich den folgenden Tag in seinem festen Lager bey Rheinbergen zu überfallen. Dazu setzte er sich während der Nacht vom 15ten zum 16ten in größter Stille in Marsch, zog gegen den linken Flügel der Feinde an, fiel aber unglücklicher Weise auf einen Mann, der an Wachsamkeit und heldenmüthigem Patriotismus vielleicht nicht seines Gleichen in der ganzen französischen Armee hatte, auf den Ritter d'Aßes, der sich lieber auf der Stelle niederstoßen ließ, als seinen Leuten nicht anzubefehlen, daß sie auf die Alliirten feuern und dadurch der Armee von ihrer Annäherung Nachricht geben sollten. Einen solchen Mann anzutreffen, das muß doch wahrlich für einen ganz besondern Unstern gehalten werden. Hierdurch erhielt die französische Armee Zeit ins Gewehr zu kommen, und da ihr Posten ohnehin sehr stark war, die Mittel, den Angriff, den der Treffen bey Kloster Kampen.

Erbprinz dennoch versuchte, zurück zu treiben. Während der Zeit riß die Brücke, die die Alliirten über den Rhein hatten. Nun stelle man sich die Lage des Erbprinzen vor; mit geschlagenen Truppen, denen es sogar an Munition gebrach, auf eben der Seite des Rheins als der Feind, und ohne Brücke hinter sich! Und doch zog er sich aus diesen, nahe an die Verzweiflung gränzenden Umständen heraus. Fast drey Tage lang hielt er den Feind im Zaume, gab seinen Leuten Zeit, die Brücke hinter ihm herzustellen, und ging in der Nacht vom 18ten zum 19ten über den Rhein zurück, ohne hiebey irgend einen nahmhaften Verlust erlitten zu haben. Hier ist der Ort nicht, die Umstände dieses ganzen Vorfalls zu erzählen; wenn das aber einmal irgend ein Geschichtschreiber thut, so wird der Leser über die ganz außerordentlichen Fähigkeiten, die der Anführer dabey entwickelte, erstaunen. Es giebt gewiß in der militärschen Geschichte nicht viel Begebenheiten, die sich mit dieser in Vergleichung stellen lassen. Der Verlust der Alliirten bey dem Treffen belief sich an Todten auf zehn Offiziers, zweyhundert acht und funfzig Mann;

an Verwundeten, auf acht und sechzig Offiziers, achthundert sieben und funfzig Mann; an Gefangnen, auf sieben Offiziers, vierhundert acht und dreyßig Mann. In allen: sechszehnhundert acht und dreyßig streitbare Männer. Eine einzige geborstene Kanone fiel dem Feinde in die Hände. Die Franzosen verloren, ihrem eignen Geständnisse nach, achthundert ein und vierzig Todte, und siebenzehnhundert fünf und neunzig Verwundete, nebst vierhundert Gefangnen, worunter ein Generallieutenant. Das Regiment Elsaß erlitt allein einen Verlust von tausend Mann und sechzig Offizieren. Hieraus kann man urtheilen, wie heftig an beyden Seiten gefochten ward. Die Engländer zeigten wieder hiebey eine ganz ausnehmende Tapferkeit; allein einige Personen wollten muthmaßen, der Erbprinz wäre mit ihrem übrigen Betragen damals nicht recht zufrieden gewesen, und sie gründeten diese Meynung auf den Umstand, daß er seit der Zeit fast niemals mehr Engländer unter seinem Commando gehabt hat. Allein dieß kann der Zufall veranlaßt haben, und diese Muthmaßung also ungegründet seyn.

So groß der Verlust der Franzosen auch war, so hatten sie doch ihre Hauptabsicht erreicht, und Wesel war gerettet. Der Erbprinz mußte die Belagerung sogleich aufheben.

Broglio läßt Stainvillen einen Streifzug ins Halberstädtische vornehmen.

Während dieser ganzen Unternehmung blieben die beyden Hauptarmeen in einer fast gänzlichen Unthätigkeit, um den Verlauf derselben abzuwarten. Broglio begnügte sich damit, Göttingen recht zu befestigen, und den Generallieutenant Grafen von Stainville, mit einem Corps durchs Braunschweigsche bis ins Halberstädtsche zu schicken, und überall Brandschatzungen beytreiben zu lassen. Das konnte der Herzog nicht hindern, weil er durch das starke Corps, das bey Wesel stand, geschwächt war, und seine Stellung an der Dimel nicht aus den Augen lassen durfte.

Der Herzog bemüht sich, wiewohl fruchtlos, die Franzosen aus Göttingen zu vertreiben, und zieht darauf in die Winterquartiere.

Nach dem Treffen bey Kloster Kampen mußte der Erbprinz noch eine Zeitlang in Westphalen stehn bleiben, um das Corps des Marquis von Castries zu beobachten, welches ihm über den Rhein nachgegangen war, und nun Münster und Lippstadt bedrohete. Er schickte indeß verschiedene Regimenter zur Hauptarmee, mit denen

sich der Herzog stark genug hielt, um zu versuchen, die Franzosen aus Göttingen zu vertreiben. Er ließ deshalb den größten Theil der Armee über die Weser gehen; rückte über Hardegsen und Uslar gegen jene Stadt an, und zwang auch Broglio'n sie ihren eignen Kräften zu überlassen; worauf sie am 18ten November gänzlich eingeschlossen ward. Um ihr indeß vollends allen Verkehr mit ihrer Hauptarmee abzuschneiden, ließ der Herzog das Städtchen Hedemünden und das Schloß Arenstein am 29ten angreifen. Man bemächtigte sich zwar der Stadt, aber aus der Brückenschanze ließen sich die Franzosen nicht vertreiben; und also mußte man jene alsbald wieder verlassen, nachdem man da über zweyhundert Mann und verschiedne sehr brave Offiziers eingebüßt hatte. Eben so fruchtlos lief der Versuch auf Arenstein ab. Der Herzog sah endlich wohl, daß es ihm nicht möglich werden würde, sich Göttingen zu bemächtigen, denn das Wetter ward täglich schlimmer: also beschloß er, diese Stadt durch ein beträchtliches in Cantonirungen davor gelegtes Corps zu maskiren, und die übrigen Truppen in die Winter-

quartiere ziehen zu lassen, welches am 13ten December geschah. Das Hauptquartier blieb in Uslar. Der Erbprinz verlegte einen beträchtlichen Theil seines Corps ins Münstersche, zog aber für seine Person nach Paderborn, und nahm den Rest mit sich in die Gegend, zwischen diese Stadt, Warburg und Stadtbergen an der Dimel. Die Engländer kamen auch ins Paderbornsche mehr rückwärts und nach der Weser hin zu liegen; ihr Hauptquartier stand in Höxter. Diese Winterquartiere waren enge, und die Ursache davon war einleuchtend: Man mußte die starke Besatzung in Göttingen in Zaum halten, und immer bereit seyn, wenn die Franzosen von der Seite etwas unternehmen wollten. Diese folgten indeß dem Beyspiele und bezogen auch diejenigen Quartiere, wo sie nun hofften bis zur schönen Jahrszeit im folgenden Jahre ungestört der Ruhe zu pflegen.

Wahrer Gesichtspunkt der Thaten Ferdinands in diesem Feldzuge.

Man war es gar nicht gewohnt, Ferdinanden den Feldzug beschließen zu sehn, ohne den Franzosen von dem, was sie im Anfange besaßen, noch etwas abgejagt zu haben, wenn auch dann und wann seine

Lage

Lage sehr kritisch geschienen hatte. Dieß Jahr ging er aber in die Winterquartiere, und überließ ihnen ganz Hessen, die Defilees von Münden, und das Fürstenthum Göttingen. Manche scheinen daher diesen Feldzug aus einem nachtheiligen Gesichtspunkte zu betrachten. Ja es verdient sogar als sonderbar angemerkt zu werden, daß sich in den Rissen zu den Campagnen des Herzogs, die zu einer, nachher nicht erschienenen, Geschichte derselben unter seiner eignen Autorität gestochen worden sind, kein einziger Vorfall von dem Jahre 1760 befindet. Dachte dieser Feldherr etwa selbst nicht gern daran? In diesem Falle würde er sich strenger beurtheilt haben, als sich es der strengste Kriegeskritiker, meiner Meynung nach, erlauben dürfte. Die französische Armee hatte endlich einmal einen General zum Befehlshaber bekommen, der seinem Geschäfte gewachsen war; der Manns- und Kriegszucht darin wieder belebte; der sehr viele gute Einrichtungen traf, und der sich dadurch das Vertrauen des Soldaten erwarb. Da mußten sich natürlich die Folgen ihrer Ueberlegenheit an Menge äußern; und, wie schon gesagt

worden ist, Ferdinand hätte die Stellung an der Ohm doch wohl nicht behaupten können, und sie wäre vielleicht auf eine schädlichere Weise verlohren gegangen, als es damals, obwohl durch irgend einen Fehler, geschah. Wenn man aber auch hierüber nichts entscheiden, sondern blos nach den Umständen, wie sie waren, urtheilen will, so muß man doch gestehn, daß die Anlage und die Vollführung des Treffens bey Warburg immer ein sehr schönes Kriegsunternehmen bleibt; und daß die Art, wie der Herzog die Franzosen verhinderte sich im Hannöverschen auszubreiten, ohne sich jedoch jenseits der Weser hinüber ziehen zu lassen, Bewunderung verdient. Der Versuch auf Wesel mißglückte zwar; man kann auch sagen, daß die Maaßregeln nicht so getroffen waren, daß sich ein glücklicher Ausgang davon erwarten ließ; man muß die Lage des Generals, der zwar dabey im Grunde großen Ruhm erwarb oder verdiente, ob er gleich denselben vor den Augen der unkundigen Welt aufs Spiel setzte, nämlich die Lage des Erbprinzen, bedauern. Allein der Hauptzweck, durch eine Diversion den Fortschritten der Franzosen Einhalt zu thun,

ward doch dadurch erreicht; und sie wurden verhindert, vom 10ten August an, auch nur einen Schritt weiter zu thun, welches vielleicht auf eine andre Art nicht möglich gewesen wäre. Endlich steckt auch eine große Kunst darin, daß der Herzog, ohnerachtet des starken nach Wesel hin detaschirten Corps, seine Stellung an der Dimel doch immer zu behaupten wußte, ohne daß der Feind da etwas gegen ihn unternehmen konnte.

Entwurf um Hessen mitten im Winter wieder zu erobern.

Es scheint indessen, Ferdinand habe den Verlust von Hessen nicht verschmerzen können; denn man sah ihn gar bald zur Ausführung eines Entwurfs aufbrechen, der darauf abzielte, sich dieses Landes mitten im Winter wieder zu bemächtigen. Die Lage der feindlichen Winterquartiere schien diesen Entwurf sehr zu begünstigen.

Lage der französischen Winterquartiere.

Die linke Flanke derselben ging von Frankfurt über Gießen, Marburg, Ziegenhayn, Fritzlar, Cassel bis nach Münden hin; und von da hernach die Werra wieder herauf bis an die Unstrut. Alle Sätze der Kriegskunst, die sich auf die Natur der Dinge gründen, leiden eben deshalb eine allgemeine Anwendung, von dem

kleinen zusammen gepreßten Lager eines unbedeutenden Corps, bis zur höchsten Ausdehnung einer großen Armee in einem ganzen weitläuftigen Lande. Unter diesen Sätzen kann folgender als einer der zuverläßigsten angesehn werden: daß nämlich Truppen, die eine Stellung mit einem ausspringenden Winkel einnehmen, sehr gefährlich stehen, weil der Feind einen Schenkel des Winkels anfallen kann, und wenn er diesen zum Weichen bringt, alsbald dem andern den Rückzug abschneidet und ihm in Rücken steht. Es ist von diesem Satze schon bey mehrern Gelegenheiten, unter andern auf Veranlassung der Schlacht zu Minden, geredet worden, welche einen der tausend Belege abgiebt, die man dazu in der Kriegsgeschichte findet. Man würde aber unrecht thun, wenn man ihn nur von Truppen auf dem Schlachtfelde gelten lassen wollte. Er ist eben so wahr, wenn man ihn selbst auf den allerausgedehntesten Quartierstand anwendet. Das war aber gerade die Lage der damaligen Winterquartiere der Franzosen. Es heißt auch, der Marschall von Broglio habe das Gefährliche derselben eingesehn; allein er habe

positive Befehle vom Hofe gehabt, sie so zu nehmen. Herzog Ferdinand beschloß diesen Umstand zu nutzen, und legte deshalb folgenden Entwurf zu einem allgemeinen Angriff auf die französischen Quartiere an, wozu der König von Preußen fünf Bataillons und zwanzig Schwadronen von seinen Truppen zum Beystand hergab, und den alle unter Ferdinands Oberbefehl stehende Generals sich nach Kräften bemühten, der Weisung gemäß, auszuführen.

Entwurf zum allgemeinen Angriff auf dieselben.

Diejenigen Truppen, die am linken Flügel der Armee, im Eichsfeld, und in der Gegend von Göttingen lagen, sollten sich an der Rumme bey Duderstadt, unter dem General von Spörken, versammlen, nach der Werra zu marschiren, und sich, bey weiterm Vorrücken an die Unstrut, mit dem preußischen Corps des Generals von Syburg vereinigen. Die Hauptarmee sollte sich an der Dimel zusammenziehen, und aus denen um die Weser und Dimel herumliegenden Truppen bestehn. Den Tag nach ihrer Versammlung sollte ihnen auf neun Tage Brodt und Fourage geliefert werden, und sie damit über

Westuffeln, Zierenberg, Niedenstein, nach der Eder hinmarschiren. Da sollte der Graf von der Lippe mit einem so starken Corps, als man nur missen konnte, gegen Cassel detaschirt werden, um diese Festung zu berennen und zu belagern. Der Erbprinz hatte den Auftrag, den Theil der Truppen, der im Paderbornschen und im Herzogthum Westphalen lag, bey Warburg zusammenzuziehen, und von da über Korbach nach Fritzlar zu marschiren, und dort der Armee den Weg über die Eder zu öffnen. Von diesen Corps sollten die am weitsten rechts liegenden Truppen eine besondre Colonne in der Gegend von Rüden formiren, und der General von Breitenbach sie über Korbach nach Frankenberg und von da nach Marburg führen, um zu versuchen, diesen Ort mit Gewalt einzunehmen. Unterdessen bedeckte das größte Geheimniß dieß Vorhaben, nur suchte man durch Rekrutenlieferungen aus allen Provinzen, wo man welche her bekommen konnte, die Truppen so gut, als möglich, vollständig zu machen, und alles übrige zum glücklichen Fortgange des Unternehmens so vollkommen, als es geschehn konnte, und es die Sorge für Be-

wahrung des Geheimnisses erlaubte, vorzubereiten.

Endlich mit Anfange Februars kam die Zeit heran, die man für die Ausführung am bequemsten hielt. Am 8ten setzte sich General Spörken in Bewegung. Den 12ten traf er ein Corps Franzosen an der Werra an, dem er aber nicht viel anhaben konnte. Er warf sich also nach der Unstrut hin, um dem ihm zur Unterstützung anrückenden General Syburg entgegen zu gehn. Den 14ten erschien dieser mit seinen Preußen auf den Höhen von Langensalza. Er setzte über die Unstrut zu Markleben, Spörken zu Thomasbrück, und Luckner zu Bolstedt. Das geschah am 15ten mit vieler Mühe, weil der Fluß ausgetreten war; und nur ein Theil ihrer Truppen, meistens Reiterey, konnte hinüber. Bey ihrer Ankunft rückten die Sachsen aus Langensalza. Ihr aus bloßer Infanterie bestehendes Corps konnte sich in den dortigen Ebenen gegen ein so ansehnliches Corps Reiterey, als Spörken und Syburg bey sich hatten, nicht retten; wenigstens hätte das geschicktere Generale und geübtere Truppen erfordert. Drey Bataillons mit ver-

Spörkens Marsch und Gefecht gegen die Sachsen bey Langensalza.

schiedenen Kanonen fielen den Preußen in die Hände. Spörken bekam zwey Bataillons und sechs Stücken in seine Gewalt. Hernach wandten sich die Preußen gegen die Reichsarmee und nach Gotha hin; Spörken aber marschirte nach Vacha, um dann zur Armee zu stoßen.

Des Erbprinzen Unternehmung auf Fritzlar.

Der Erbprinz zog seine Truppen am 9ten zusammen, kam am 12ten vor Fritzlar an, und forderte den Commandanten zur Uebergabe auf. Fritzlar ist eine mit einer hohen und dicken Mauer umgebne Stadt, die aber keinen Graben vor sich hat. In dem Augenblicke war es für beyde Theile ein höchst wichtiger Posten. Wenn ihn der Erbprinz sogleich bekam, so konnte er sowohl, als die ihm folgende Hauptarmee, über die Eder setzen, nach der Fulda und Werra hineilen, und denen von daher kommenden französischen Truppen, die das Spörksche Corps auf die Gegend hintrieb, den Rückzug abschneiden. Sonst war das nicht möglich, und diese Truppen fanden alsdenn Zeit sich zu retten. Allein der Erbprinz hatte keine Artillerie bey sich, außer seine Bataillonskanonen; und der französische Befehlshaber wollte sich durch

Worte nicht überwältigen lassen, so wenig sie auch dabey gespart wurden; denn zwey brave Officiers verlohren unglücklicher Weise ihr Leben bey diesem Aufforderungsgeschäfte. Der Erbprinz ließ also ein Paar seiner kleinen Kanonen vorfahren, und versuchte, was er damit anfangen konnte. Weil man sie aber sehr nahe stellen mußte, wenn sie etwas wirken sollten, so schossen die Franzosen die Kanoniere todt. Man mußte sich also zurückziehn, und die Stücken, die man einen Berg herunter gefahren hatte, da unten stehen lassen, wo sie der Besatzung in die Hände fielen. Des Erbprinzen Verdruß und Ungeduld über diesen Vorfall kann man sich leicht denken; er war der Begierde angemessen, wovon er brannte, den großen Plan auszuführen. Nichts destoweniger mußte er drey Tage vor dem Neste zubringen, das sich erst am 15ten ergab, da mehr Mittel herbey kamen, es zu bezwingen. Das ganze französische Heer erkannte den ihm von diesem Commandanten erwiesenen Dienst vollkommen. Es bezeigte seine Empfindung dadurch, daß es ihm den Beynamen Fritzlar beylegte, den er hernach immer geführt

hat; so daß man ihn sogar in den Rang-listen der französischen Armee unter dem Namen Vicomte de Narbonne-Pelet-Fritzlar findet. An so etwas ist bey uns niemals gedacht worden, ob sich schon Gelegenheiten genug dargeboten haben, wenn schon die mehrsten nicht gerade von eben dieser Art gewesen seyn mögen.

Marsch der Hauptarmee.

Die Hauptarmee setzte sich einen Tag später in Bewegung als der Erbprinz. Sie rückte langsamer vor, theils weil sie sich nach seinen Fortschritten richten mußte; theils weil die Nachbarschaft der Casselschen Besatzung sie nöthigte, behutsamer zu marschiren, und viele Anstalten zu machen, um die Communication sicher zu stellen. Sie setzte erst am 18ten über die Eder.

General Breitenbach wird bey seiner fruchtlosen Unternehmung gegen Marburg erschossen.

Der General Breitenbach hatte sich zugleich mit dem Erbprinzen in Marsch gesetzt. Er kam glücklich nach Marburg an, und drang in die Stadt. Allein bey seinem Versuch gegen das Schloß verloren er, sein Adjutant, der Major von Bülow, einer der besten Adjutanten des Herzogs, den er mit aus preußischen Diensten gebracht hatte, und noch verschiedne andre sehr brave Leute, das Leben, ohne daß sie

die Besatzung hindern konnten, sich dahin zu begeben und es zu vertheidigen. Die übrigen zogen sich zurück, und stießen zur Armee.

Sobald der Marschall von Broglio Nachricht von dem Anmarsche der Alliirten erhielt, sah er wohl ein, daß er sich in Hessen nicht halten konnte. Er begab sich also aus Cassel; übertrug die Vertheidigung dieser Festung, die er mit allem wohl versorgt hatte, seinem Bruder; nahm die Besatzungen aus Witzenhausen und Münden mit; zog alle Quartiere hinter der Eder zusammen, und begab sich damit nach Hersfeld, um den Generallieutenant von St. Pern, mit den Truppen, die zwischen der Werra und der Fulda lagen, Stainvillen und Solms aber mit dem, was jenseits, bis an der Unstrut, Winterquartiere gehalten hatte, zu erwarten. Letztere kamen, wie ich schon erzählt habe, sehr übel zugerichtet zu ihm, weil sie den Befehl zum Ausbruch zu spät erhalten hatten. Indessen hatte sich der Erbprinz den Paß über die Eder geöffnet, und marschirte also Broglio'n nach. Die ihm nachziehende Armee war am 19ten zu Schwarzenborn, zwischen der

Broglio's Maaßregeln gegen diesen Anfall.

Schwalm und der Ohm angekommen, und hatte ihre Avantgarde unter Lord Granby'n bis Neuenkirchen vorgetrieben. Alles dieses setzte Broglio'n in nicht geringe Verlegenheit, denn er war noch schwach. Er suchte sich also gegen den Sturm, der ihn bedrohte, durch Verschanzungen um Hersfeld zu sichern, weil er durchaus noch Stand halten mußte, um jene Corps, die sonst abgeschnitten werden konnten, zu retten. Sobald er aber von ihrer Annäherung Nachricht erhielt, zog er am 20sten von Hersfeld ab nach Fulda, wo er die Reiterey, die im Fuldischen und in Franken gelegen hatte, antraf. Nun war alles in Sicherheit, und Broglio's Armee stark genug, um der des Herzogs die Spitze zu bieten; nur durfte er sich den Weg nach Frankfurt nicht abschneiden lassen. Er schickte also die Sachsen voraus nach Neuhof, um sich des Kinziger Thals zu versichern, und eine Brigade zu ihrer Unterstützung nach Gelnhausen. Dann zog er sich, auf das fernere Vorrücken des Erbprinzlichen Corps, nach Schlitz zu, und als auch Spörken bis Hünefeld vorrückte, marschirte er theils über Weidenau und Bir-

stein, theils durch das Kinziger Thal, nach dem Mayn hin, und ließ da die Armee von Frankfurt bis nach Wächtersbach kantoniren, mit dem festen Vorsatze, sich nicht weiter treiben zu lassen, und wenn er angegriffen werden sollte, in der Gegend, wo er schon einmal gesiegt hatte, eine Schlacht zu liefern.

Der Herzog läßt Ziegenhayn und Cassel hinter seinen Rücken belagern.

Die Alliirte Armee ging ihrer Seits auch immer vorwärts bis nach Schweinsberg an der Ohm; der Erbprinz vor ihr her über Ulrichstein nach Schotten. Büdingen ward besetzt; die leichten Truppen schwärmten bis nach Gelnhausen hin, und so spielten die Alliirten den Meister in der ganzen Gegend vor der französischen Armee. So schön das alles indeß auch klang, so half es doch im Grunde sehr wenig, so lange man nicht Meister von den festen Plätzen im Lande war, wodurch man sich allein darin behaupten konnte. Daran wurde nun mit Fleiß gearbeitet. Dem Grafen von der Lippe ward die Belagerung von Cassel aufgetragen. Er trieb sie seit dem 1sten März, als am Tage, wo die Laufgräben eröffnet wurden, mit Geschicklichkeit und unermüdeter Thätigkeit,

so stark als es ihm bey den sehr geringen Mitteln, die er dazu hatte, nur möglich war. Er rückte auch damit immer vorwärts, allein freylich nur sehr langsam. Zu gleicher Zeit ward auch Ziegenhayn belagert; aber mit diesem Unternehmen ging es noch viel schlechter. Die guten Leute, denen es anvertraut war, konnten weiter nichts, als die Häuser einschießen, die dermaßen durchlöchert waren, daß man vom Lager aus durch die Dächer durch und durch sehen konnte, welches einen sehr traurig possirlichen Anblick gab. Auch lachten die Franzosen, denen die Häuser nicht gehörten, von Herzen darüber. Marburg ward eigentlich nicht belagert, sondern es standen nur einige Truppen da, um die Besatzung im Zaum zu halten, die sich kurz darauf aus der Stadt zog.

Broglio sucht den Herzog wieder zurück zu treiben.

Der Marschall von Broglio dachte indeß auf Mittel, die Alliirten wieder aus Hessen zu treiben; so wie der Herzog darauf, in eine Gegend zu dringen, die ihm Lebensmittel liefern konnte. Denn der jetzige Zustand, wo er alles von der Weser herbekommen mußte, konnte nicht dauern. Die Armee litt unendlich. Der Verlust an Menschen und an Pferden war sehr

groß. Die ganze Straße, von Bewerungen bis zur Armee hin, war mit todten Pferden gepflastert, und man durfte nur diese Spur verfolgen, um sie zu finden. Dadurch ward es aber fast unmöglich, das nöthige Fuhrwerk aufzutreiben, um der Armee ihre Bedürfnisse nach zu fahren. Beyde Generale sammelten also ihre Kräfte, um das äußerste zu thun. Broglio ließ eine Verstärkung, die auf zwölf tausend Mann angegeben wird, vom Niederrhein herkommen; und der Herzog zog dagegen das Corps des Generallieutenants von Hardenberg an sich, das zwischen Lippstadt und Münster gelegen hatte. Seine Armee stand dabey in der festen Stellung an der Ohm, wo das Corps vom General Hardenberg am 14ten März zu ihrer Verstärkung anlangte. Der Erbprinz war auch genöthigt gewesen, sich von Schotten her an sie heranzuziehn, und hatte sich dichte vor ihr, in der Gegend um Grünberg, in Cantonirungsquartiere gelegt. Da griff ihn aber Stainville mit überlegener Macht an, und zwang ihn, aber ohne allen Verlust, sich hinter die Ohm zu begeben. Darauf fing der nun verstärkte Broglio wiede-

rum an vorzurücken. Der Herzog aber fand nöthig, die Stadt Marburg räumen zu lassen, und die Franzosen besetzten sie sogleich wieder.

Treffen bey Grünberg.

Unterdessen ging der Erbprinz nochmals über die Ohm und nahm wiederum seine Cantonirungsquartiere in der Gegend von Grünberg und Laubach. Die Absicht dieser Bewegung war vermuthlich, einen Streich gegen die Franzosen auszuführen. Er war am 21sten des Morgens ausgeritten, um die Gegend nach ihnen hin zu untersuchen. Bey diesem Recognosciren entdeckte er den Marsch der Franzosen gegen seine Quartiere. Er schickte also gleich den Befehl in sein Hauptquartier an seinen damaligen General-Adjutanten, den jetzigen Generallieutenant von Rhetz, den Allarmschuß zur Versammlung der Truppen thun zu lassen. Dieß geschah, und die Quartiere brachen auf. Indeß kam der Erbprinz angejagt, und fand sein Corps im Anmarsch nach dem Sammelplatze. Sein eigen Quartier war in Lotheim hinter Grünberg, da hatte sich ein Theil der Truppen hinbegeben, und zog schon nach Stangerode hin, als er ankam. Wahrscheinlich

lich hatten die Höhen dort und bey Atzen- hain im Fall eines Angriffs, den man sich so schnell nicht vermuthet hatte, den Sam- melplatz abgeben sollen; und da nun die Truppen im vollen Marsche dahin waren, so blieb also weiter nichts zu thun, als den Rückzug auf diese Weise fortzusetzen, um über Atzenhayn nach Burggemünden und dort über die Ohm zu kommen. Allein ehe das Corps ganz bey einander war, und also auch ehe recht entscheidende Anstalten getroffen werden konnten, holten die Fran- zosen den Erbprinzen mit dem, was er bey sich hatte, ein, griffen ihn von mehrern Seiten an, und die Unordnung war un- vermeidlich. Ein Theil der Truppen ward abgeschnitten, und der Erbprinz mit den übrigen, trotz aller angewandten Mühe und der äußersten Unerschrockenheit, ziem- lich schnell an die Ohm zurückgetrieben. Da fand sich Luckner bereit, ihn zu unterstützen, und hielt die Franzosen von weiterm Nach- setzen ab. Die Zahl der Gefangenen ga- ben die Franzosen auf zwey tausend Mann an. Unter ihnen befand sich der größte Theil des Braunschweigischen Leibregiments, dessen Schönheit sie ausnehmend bewunder-

ken. Es behaupteten damals verschiedene Personen, man hätte wohl von Seiten der Armee diesem bedrängten Corps Beystand schicken, und so die Schlappe, die es bekam, verhüten können. Andre sagten dagegen, wenn sich der Erbprinz besser links gehalten hätte, wo ihm die Ohm näher lag, so wäre er ohne allen Verlust davon gekommen, und führen zum Beweis an, daß Luckner, der diesen Weg einschlug, wohl verwahrt an Ort und Stelle anlangte. Allein ich habe die wahrscheinliche Ursache angegeben, warum sich der Erbprinz über den allerdings weitern Weg von Stangerode und Atzenhayn nach Burggemünden zurückzog; und Luckner kann hier nichts beweisen, denn der lag schon weiter links und der Ohm viel näher, und konnte also leicht, ohne allen Schaden, über diesen Fluß kommen.

Ferdinand tritt den Rückzug an, und läßt die Belagerung von Cassel aufheben. Beyde Armeen beziehen die Winterquartiere.

Dem sey, wie ihm wolle, so war durch diesen Vorfall das ganze Vorhaben des Herzogs vereitelt, und keine andre Parthey zu ergreifen, als auf den Rückzug zu denken. Er wurde auch sogleich am 22sten März angetreten, und ging fürs erste nach Ziegenhayn, und von da nach Fritzlar hinter

die Eder, über welche die Armee am 27sten setzte. Am 28sten ward die Belagerung von Cassel aufgehoben. Dieß that der Graf von der Lippe, mit einer, seiner fast romanenhaften Tapferkeit angemessenen Bravade, an hellem Mittag, aber dabey mit einer solchen Klugheit, daß auch nicht ein Nagel in der Transchee zurück blieb, und auf dem ganzen Rückzuge nicht ein Mann, nicht ein Karren verloren ging, obgleich das Corps, das ihn verrichtete, schwächer war, als die Besatzung, und von den Truppen, die sie herausschickte, sehr hitzig verfolgt wurde. Allein der Graf von der Lippe hielt den ganzen Schwarm von Truppen, den der Generallieutenant Graf von Broglio selbst anführte, völlig im Zaume; nahm eine Stellung bey Hohenkirchen; blieb da so lange, bis seine Artillerie völlig in Sicherheit war, und zog sich hernach über die Dimel zur Armee: denn diese war am 31sten März in das Lager von Warburg angekommen. Sie hatte sich nämlich von der Eder über Züschen und Wolfhagen dahin begeben, und das zwar durch ziemlich starke und ununterbrochene Märsche, wobey sie die Nächte unter dem Gewehr

und freyen Himmel zubringen mußte. Bey Warburg war sie nun in Sicherheit und bezog neue Winterquartiere, größtentheils im Paderbornschen, Lippschen und Osnabrückschen; ein Theil zog ins Münstersche. Luckner ward über die Weser geschickt, um die Besatzung von Göttingen zu beobachten, welche, während diesem Zuge in Hessen, den Alliirten allen nur ersinnlichen Abbruch gethan hatte. Broglio verlegte seine Armee abermals hinter die Eder, besetzte Münden und Witzenhausen, und eröffnete sich auf die Art wieder die Communication mit Göttingen.

Betrachtungen über diesen Winterfeldzug.

Nur den, der diese Expedition entwarf, können die Bemerkungen treffen, die ich darüber machen will, und es ist die große Frage, ob es Ferdinand selbst war; denn er stand, bey den Entwürfen zu seinen Feldzügen, unter dem Einfluß mehrerer Personen, und hauptsächlich der beyden verbündeten Könige. Ohne also über den eigentlichen Urheber etwas bestimmen zu können, muß ich gestehen, daß ich diese Winter-Expedition für ein nicht auf hinreichende Gründe gebautes Unternehmen halte. Sie hat Aehnlichkeit mit derjenigen, die

Türenne im Jahr 1674 ausführte, da er den großen Churfürsten und die Kaiserlichen aus Elsaß vertrieb. Allein die Verschiedenheit der Umstände war hinreichend, um zu zeigen, daß Ferdinand nicht denselben Ausgang von der seinigen hoffen konnte. Zur damaligen Zeit waren Hagenau und Zabern zwey feste Plätze, die die Franzosen mitten in den Quartieren der Kaiserlichen inne hatten. Sobald Türenne also seine Feinde nur zwingen konnte, ihre Quartiere aufzuheben, so fand er da gleich zwey feste Punkte, von denen er sicher weiter hinaus operiren konnte, und welche außerdem, noch ehe er bis dahin gelangte, die Feinde sowohl beunruhigten, als schwächten, weil sie immer Truppen davor lassen mußten, um die Besatzungen zu beobachten. Herzog Ferdinand hatte hingegen nicht ein Plätzchen in Hessen, wo er einen Sack Mehl mit Sicherheit auflegen konnte; und er, der Angreifende, mußte überall Truppen zurücklassen, um die in den Festungen liegenden Feinde zu verhindern, ihm Schaden zu thun.

Die französischen Quartiere waren schlecht angelegt, und der Versuch, diesen Fehler zu

benutzen, war sehr wohl ausgedacht, der Plan dazu im ganzen gut entworfen, und von allen Befehlshabern vortrefflich ausgeführt. Nur Schade, daß bey einer so guten Anlage im Ganzen, ein einziger besonderer Umstand den besten Theil davon vereitelte. Dieser Umstand bestand darin, daß man versäumt hatte, dem Erbprinzen etwas schwere Artillerie mitzugeben. Wenn man sie auch doppelt hätte bespannen müssen; was wäre daran gelegen gewesen? Außerdem sind leichte Haubitzen nicht schwerer fortzuschaffen, als Feldstücke; und vermuthlich wären etliche, mit allem, was dazu nöthig ist, eine Stadt in Brand zu schießen, versehene Haubitzen hinlänglich gewesen, um die Besatzung in Fritzlar zu einer schleunigen Uebergabe zu zwingen. Denn wo hätte sie denn hingewollt, wenn die Stadt in Flammen gestanden hätte? Fritzlar ist ja keine Festung mit Casematten? Es ist ein Nest mit alten Häusern, das sogleich hellerloh gebrannt hätte, und wo alsdenn keine andre Rettung gewesen wäre, als sich zu ergeben. Das ist ein kleines Versehen, aber es hat dennoch vielen Schaden gethan, und ist im Grunde

die eigentliche Ursache des Misglückens der ganzen Unternehmung. Allein die Artillerie war ein Punkt, mit dem es überhaupt damals noch nicht so beschaffen war, als anjetzt, und es müssen gewiß Fehler in diesem Theile bey der Alliirten Armee obgewaltet haben, die nicht genau bekannt sind; denn alle Augenblicke fehlte es an Geschütz, wenn es drauf ankam, irgend einen Ort wegzunehmen.

Es steht also zu glauben, man hätte besser gethan, sich gleich zurück zu ziehen, sobald Broglio alle seine Quartiere in Sicherheit gebracht, und sich an dem Vortheil zu begnügen, den Spörken bey Langensalza erfochten hatte; denn es war leicht abzusehn, daß man weiter nichts Entscheidendes verrichten würde.

Man findet zwar in vielen Schriften, Cassel wäre mit drey und zwanzig tausend Mann belagert worden Dieß ist vermuthlich aus den damaligen Zeitungsnachrichten genommen. Allein, was für eine Quelle sind diese, und wie traurig für einen Geschichtschreiber, wenn er keine andern hat! Zum Glück besitze ich den Bericht von der Belagerung, den der Graf von der Lippe

selbst herausgegeben hat. Da zeigt sichs ganz anders. Die Besatzung bestand aus sieben tausend sieben hundert und achtzehn Mann Fußvolk, und drey hundert fünf und siebzig Reiterey, ohne zwey Compagnien zu rechnen, die aus Geneseten zusammengezogen wurden, und deren Stärke nicht angegeben ist. Die ganze Infanterie, womit der Graf diese Besatzung bezwingen sollte, betrug sieben tausend fünf hundert und fünf und dreyßig Mann. Ließ sich hoffen, daß eine solche Belagerung einen glücklichen Ausgang haben würde *)? Cassel war auch in der That gar nicht ein-

*) Es ist der Mühe werth, die umständliche Liste des effectiven Zustandes der vor Cassel stehenden Infanterie herzusetzen, wie er im Journal des Grafen angegeben wird. Man wird daraus den Zustand der Armee überhaupt abnehmen können, wo die Bataillons so kleine Häufchen ausmachten. Auf das Zeugniß des Grafen kann man sich verlassen; er hätte um die Krone der Welt keine Unwahrheit ausgesprochen, so edel war sein Charakter. Bey der Belagerung befanden sich demnach: Hessen: Malsburg 320, Wutgenau 300, Leibregiment 200, Mansbach 330, Gilsá 330, Bischhausen 430. Hannoveraner: Bock 320, La Che-

mal berennt, und die Garnison streifte überall umher, außer nach der nördlichen und nordwestlichen Seite, wo die Truppen standen. Mit der Artillerie war es auch nicht

vallerie 324, Pleß 340, Schulenburg 300, Wreden 250, Quernheim 160, Alt-Zastrow 320, Riben 320, Waldhausen 260, Jung-Zastrow 440, Wangenheim 230, Alfeld 280. Den 15ten März gekommen und den 24sten abgegangen sind: Post 300, Scheitherr 441. Braunschweiger: Redecker 200, Stammer 170, Bückeburger 240. Zur Wacht beym Artillerie-Park: Mecklenburg 200. Zur Bedeckung der Communikation auf den Winterkasten: Drewes 280, Wurm 250. Summa 26 Bataillons und 7535 Mann. Diesen höchst incompleten Zustand muß man jedoch nicht ganz auf den Abgang des vorigen Feldzugs und auf die Kranken rechnen, sondern jedes Regiment hatte viele Commandirte zurückgelassen, die alles besorgen sollten, was nöthig war, um sie in Stand zu setzen, im folgenden Feldzuge mit allem gehörig versehn zu erscheinen. Uebrigens mochten diese 26 Bataillons mit der Cavallerie und den leichten Truppen, die vor Cassel standen, leicht nach dem completen Fuß 23,000 Mann ausgemacht und dieses Anlaß zu jener Angabe gegeben haben.

so beschaffen, wie es hätte seyn sollen. Das erhellt schon sattsam aus dem Umstande, daß der Graf von der Lippe schon am 17ten Februar vor der Stadt stand, und doch erst die Laufgräben am 1sten März eröffnen konnte, und zwar darum, weil er noch kein Geschütz hatte.

Mit der Belagerung von Ziegenhayn ging es noch schlimmer, und der Rückzug ward so schlecht veranstaltet, daß dabey der General Schlüter, der das Belagerungscorps commandirt hatte, nebst etliche hundert Mann, in die feindliche Gefangenschaft geriethen. In der ganzen Zeit war nicht ein Schritt gethan worden, der den Ort der Uebergabe näher gebracht hätte, als er vom Anfange der Belagerung war.

Man sagte nun zwar, dieses Unternehmen habe bewirkt, daß die französischen Magazine in Hessen ruinirt worden wären. Allein erstlich war das im Anfange gleich geschehn, und wenn man weiter nichts wollte, so konnte man sich zurück ziehn, so bald die Armee an die Ohm gelangt war; denn von der Zeit an ward weiter kein Sack Getraide vernichtet oder erobert. Ferner klingt das sehr gut in Zeitungs-Berichten; wer

aber weiß, wie viel den Alliirten dieser Zug gekostet hat, wird leicht einsehn, daß dieses den Schaden nicht ersetzen konnte. Das hieß, sich beyde Augen ausstechen, um seinen Feind nur um eins zu bringen.

Wenn man nun dieß alles recht überlegt, so wird man, glaube ich, meiner Meynung beypflichten, daß die Unternehmung zwar gewagt, aber nicht so hartnäckig fortgesetzt werden mußte, und daß man viel früher davon hätte abstehen sollen. Da sie nun aber einmal geschehn und auf die hier beschriebene Art zu Ende gebracht war, so verdient die Art, wie Herzog Ferdinand die Armee dennoch wieder herstellte, und die Thaten, die er im folgenden Feldzuge damit verrichtete, die allergrößte Bewunderung, wie man aus der Beschreibung derselben ersehen wird, zu der ich nun übergehn will.

Achtes Kapitel.

Feldzug von 1761.

Dieser Feldzug ist ohne Widerstreit einer der allerschönsten, die je gemacht worden sind, und für den Kenner, meiner Einsicht nach, derjenige, wo Ferdinand die größte Kunst bewiesen hat; wenn er schon, in den Augen des großen Haufens, nicht mit dem Glanze prangt, wie die Feldzüge von 1759 und 1762. Man muß nur bedenken, gegen welche Macht der Herzog in dem Jahre, dessen Begebenheiten ich jetzt beschreiben will, zu kämpfen hatte.

Große Zurüstungen der Franzosen zu diesem Feldzuge.

Um sich den Weg zu einem erträglichen Frieden mit England zu bahnen, hatte das französische Ministerium beschlossen, die äußersten Kräfte gegen die Alliirte Armee anzustrengen, und die Eroberungen in Deutschland so weit zu treiben, als es nur möglich wäre. Zwey starke Armeen sollten in Bewegung gesetzt werden. Die eine am Niederrhein, von hundert und zwölf

Bataillons und hundert und neunzehn Schwadronen, nebst fünf tausend Mann leichter Truppen, sollte den Prinzen von Soubise zum Anführer bekommen. Die andre am Oberrhein, oder vielmehr in Hessen, unter Anführung des Marschalls von Broglio, sollte aus sieben und achtzig Bataillons und acht und siebzig Schwadronen bestehn, und gleichfalls fünf tausend Mann leichter Truppen bey sich haben. Das Ganze schlug der Minister auf hundert und sechzig tausend Mann an, die in Deutschland agiren sollten.

Freylich war es ein höchst unglücklicher Einfall, diese beyden Armeen von einander zu trennen, und zweyen unabhängigen Generalen unterzuordnen. Dadurch verschwand alle Möglichkeit, Einheit in ihre Bewegungen zu bringen; und das war auch das Rettungsmittel Ferdinands. Denn wie hätte er sonst mit etwa fünf und neunzig tausend Mann, worauf sich alles belief, was er zusammen bringen konnte, dieser unermeßlichen Menge widerstehen wollen? Nichts desto weniger wird die Art, wie er diesen Umstand nutzte, ewig Bewundrung verdienen.

Plan, den das französische Ministerium dazu entworfen hatte.

Der Entwurf, den der Herzog Choiseuil, damaliger französischer Kriegsminister, zu diesem Feldzuge angelegt hatte, zeigt von wahren Einsichten. Man sieht aber auch daraus zugleich die Partheylichkeit, die die Gunst der Pompadour für den unfähigsten dieser beyden Generale, den Prinzen von Soubise, im französischen Cabinette hervorbrachte. Nicht nur gab man ihm die stärkste der beyden Armeen, wobey man die Truppen anstellte, die für die besten gehalten wurden, die königlichen Haustruppen; sondern seine Armee ward auch zu den glänzendsten und leichtsten Verrichtungen ausersehn. Die Alliirten befanden sich bekanntermaaßen, nach ihrem Rückzuge aus Hessen, in einem sehr geschwächten Zustande, und sie waren erst mit Anfange Aprils in ihr zweytes Winterquartier gezogen. Die Broglioſche Armee, die doch im Grunde lange nicht so viel Strapatzen hatte ausstehen müssen, brauchte drey volle Monate Zeit, um wieder ins Feld zu rücken. Es war also nicht zu vermuthen, daß die Alliirten viel eher im Stande seyn würden, darin zu erscheinen, und man mußte sie für verlohren halten, wenn man sie

zwang, sich sehr früh in Bewegung zu setzen.

Hierauf hatte Choiseul folgenden Entwurf gebaut. Die Armee des Prinzen von Soubise sollte mit Anfange des Mays über den Rhein gehn und in Westphalen vorrücken. Gegen diesen Angriff konnte Ferdinand, unter zwey Mitteln, eins wählen. Entweder er hielt für nöthig, seine ermattete Armee erst wieder in Stand zu setzen, und gab Westphalen Preis. Dann hätte es Soubise in der Zeit erobert, Hamm, Lippstadt und Münster weggenommen, und sich dadurch so fest gesetzt, daß jeder Versuch, es ihm zu entreißen, fruchtlos abgelaufen seyn würde. Oder Ferdinand konnte, da es doch unmöglich gewesen wäre, eine so starke Armee durch ein detaschirtes Corps von jenen Eroberungen abzuhalten, seinem Gegner mit seiner ganzen Armee entgegen rücken: dadurch wäre es ihm aber unmöglich geworden, sie in gehörigen Stand zu setzen: sie wäre nicht nur so incomplet, so abgemattet geblieben, als sie war, sondern durch die neuen Strapatzen und den gänzlichen Mangel an Ruhe hätte sie täglich mehr an Menge, an Kräften, um den Krieg

zu führen, und also auch an Muth und an gutem Willen dazu abgenommen. Hätte auch dann Soubise in der Zeit nichts ausrichten können, so wäre es immer genug gewesen, wenn er den Herzog nur so lange in Bewegung gehalten hätte, bis Broglio aus seinen Winterquartieren mit völlig erholten Truppen heraus gekommen wäre. Dieser hätte Ferdinanden alsdenn durch sein Vordringen ins Hannöversche und Braunschweigsche, und besonders durch eine Unternehmung auf Hameln und die Weser, bald von Soubisen abgelenkt, der dann freye Hand gehabt hätte. Mit einem Worte, der Herzog hätte beyden Generalen nicht widerstehn können, und den größten Theil des Landes verloren, das er vertheidigte.

Soubise verlangt und erhält die Abänderung desselben.

Broglio hatte den Winter nicht nach Paris reisen können. Also kam Soubise, nachdem er den ganzen Operationsplan mit dem Minister abgeredet hatte, schon am 13ten April zu Frankfurt an, wo er ihn Broglio'n vorlegte. Dieser soll ihm, so sagt du Bourcet, Gründe angegeben haben, warum der Entwurf sich nicht würde ausführen lassen. Ob er es aus redlichen Absichten

sichten that, denn seine Gründe hatten viel scheinbares; oder darum, weil er besorgte, Soubise möchte ohne seine Beyhülfe Eroberungen in Westphalen machen, das laß ich dahin gestellt seyn: mir deucht indeß, er müßte wenig Menschenkenntniß gehabt haben, wenn er sich vor letzterm gefürchtet hätte; dazu war Soubise durchaus nicht der Mann. Auf alle Fälle hatten Broglio's Reden die volle Macht ihn von einer Sache abzuhalten, wozu er vermuthlich an und für sich wenig Lust empfand, nämlich sich mit Ferdinanden allein zu messen; man mochte ihm noch so viel vom schlechten Zustande der Armee desselben vorreden. Da Soubise nun in dieser Stimmung war, so fand er, als er von Frankfurt bey seiner eignen Armee am Niederrhein anlangte, Gründe genug, um nicht so früh ins Feld zu rücken, als man es von ihm verlangt hatte, und schrieb sie an den Kriegsminister. Dieser mußte sie sich nun freylich gefallen lassen: denn was ist gegen den Mann zu thun, der einem saget: Ich bin nicht im Stande, das auszurichten, was man mir aufgetragen hat? Allein dagegen schrieb auch der Kriegsminister

gleich wieder an seinen Vertrauten dû Bourcet: „Nun sein Plan nicht entworfnermaaßen ausgeführt würde, sähe er wohl, „daß Soubisens Armee vor Ende Junius „nicht vom Rhein losrücken, und die ganze „Campagne verpfuschert seyn würde:“ welches auch richtig eintraf. Es geben zwar einige Nachrichten den Brand, der um die Zeit im Magazine zu Wesel entstand, als die Ursache der Verspätung des Soubisischen Vorrückens an: allein, nach dû Bourcets eigner Aussage, der die Sache am besten wissen konnte, und wahrlich immer eher für als wider Soubisen spricht, ist das ein Irrthum. Er versichert, es wären damals nur drey und dreysigtausend Rationen Fourage verbrannt, und das konnte in der Proviantirung der Armee keinen großen Unterschied machen. Auch giebt Soubise, in seinem Schreiben an den Minister, diesen Brand gar nicht mit unter den Ursachen seiner Verzögerung an, sondern nur diese: daß alle Truppen noch nicht eingetroffen und zum Theil noch nicht complet wären; daß es ihm noch an Artillerie, und an Pferden zu ihrem und des Mundvorraths, Fortschaffung mangle.

Doch konnten, seinem eignen Geständnisse nach, funfzig Bataillons und drey und vierzig Schwadronen zu Anfang Mays ins Lager rücken, und der größte Theil des übrigen sollte gegen die Mitte desselben Monats auch dazu im Stande seyn. Ein eifriger und thätiger General würde nun, bey diesen Umständen, Himmel und Erde bewegt haben, um sich gleich mit allem, was sich zusammen bringen ließ, in Bewegung zu setzen, zumal da täglich Verstärkungen zu ihm stoßen mußten. Allein Soubise getraute sich nicht das geringste allein zu unternehmen; wie ein Blinder mußte er einen Stab haben, woran er sich halten konnte: und blieb also ruhig bis im Junius hinter dem Rhein, um erst Broglio'n fertig werden zu lassen, und mit dem vereint agiren zu können.

Ferdinands Gegenanstalten, um die Absichten der Feinde zu vereiteln.

Wäre Ferdinand nicht der erstaunlich thätige General gewesen, der er war, wie hätte in diesem Jahre die Armee, an deren Spitze er stand, gegen ihre Feinde bestehn sollen? So aber konnte er diejenigen Truppen, die vom vorigen Feldzuge am wenigsten gelitten hatten, schon am 14ten May, unter dem Erbprinzen, ein

Lager bey Notteln beziehen lassen, um Soubisen zu beobachten; und er selbst betrieb in der Zeit mit unbeschreiblichem Eifer die Completirung der geschwächten Armee, und alles dessen, was sie in den Stand setzen konnte, im Felde zu erscheinen. Unglaublich klingt es, aber es ist wahr. Noch nicht volle zehn Wochen war die Armee, nach der beschwerlichsten Wintercampagne, wo sie so viel verloren hatte, und woraus alle ihre Trains ganz ruinirt zurückkamen, in ihren Quartieren; so befand sie sich wieder in sehr gutem Stande. Sie bildete einen sehr schönen Anblick, als sie der Herzog bey Neuhaus musterte, wo sie sich nach der Mitte des Junius größtentheils versammelt befand.

Es waren indeß noch verschiedne Anstalten gemacht worden, um das Vorrücken der Soubisischen Armee zu erschweren. Man hatte den Einwohnern von Münster anbefohlen, sich auf vier Monate mit Lebensmitteln zu versehn. Das Schloß zu Bentheim hatte man schleifen lassen. Man wußte, daß die größte Schwierigkeit für jenes Heer in der Herbeyschaffung des nöthigen Unterhalts bestand; denn es führte

einen unbeschreiblichen Troß von Bagage und Pferden mit sich. Um einen Begriff davon zu geben, wird es hinreichend seyn zu wissen, daß eine einzige Compagnie der Leibgarde zu Pferde, deren es viere giebt, und worunter jede aus hundert neun und dreyßig streitbaren Männern besteht, zwölfhundert Pferde bey sich hatte. Dieserwegen war alles Getraide in der Gegend von Münster, weit und breit, bis an den Rhein hin abgemäht worden; und man hatte die Landleute genöthigt, ihr Vieh und ihre übrige Haabe in sichere Oerter zusammen zu bringen, wo die Proviantbediente der Alliirten Armee ihnen Futter dafür liefern sollten.

Soubisens Armee rückt endlich vor.

Da nun die Mitte des Junius heran kam, so mußte sich Soubise doch vor Choiseuil schämen, daß er noch nichts that. Er wagte sich also endlich vom Rheine ab, und marschirte am 13ten nach Holz; am 14ten nach Eßen; am 16ten nach Bokum; am 17ten nach Lütke-Dortmund, und am 18ten nach Matten bey Dortmund, am linken Ufer der Ems: am 22ten nach Brackel, und am 23ten nach Unna.

Ferdinand zieht seine Armee zusammen und geht auf Soubisen los.

Hierauf rückte der Erbprinz, der schon seit dem Monat May mit einem ziemlich starken Corps bey Schapdetten gestanden hatte, näher nach Hamm hin. Im Anfange des Junius zog Spörken ein Corps, das man auf zwanzigtausend Mann angiebt, in der Gegend von Warburg an der Dimel zusammen, und blieb da stehen, um Broglio'n zu beobachten. Außerdem stand Luckner in der Gegend von Einbeck, um die Göttingsche Besatzung zu verhindern, ihren gewöhnlichen Unfug zu treiben. Die übrige Armee hatte der Herzog zu Neuhaus zusammen kommen lassen, und sie am 20ten Junius gemustert. Da Broglio noch nicht im Felde stand, so war wohl nichts natürlicher, als daß Ferdinand versuchte, ob er Soubisen nicht, noch ehe Broglio zu dessen Hülfe herbey käme, schlagen könnte. Diesem Vorsatze zu folge, marschirte der Herzog den 21ten nach Geseke. Von da ging er weiter nach Soest, wo der Erbprinz am 24ten zur Armee stieß, und sodann den folgenden Tag mit ihr nach Werl hinzog.

Eine Unternehmung auf das

Hier zeigte sich Ferdinanden die Gelegenheit, das Condesche Corps, das von

der Soubisischen Armee ein wenig abgeson- dert stand, zu überfallen, und vielleicht gar mit dessen Flüchtlingen ins Lager der Haupt- armee zu dringen, oder diese wenigstens zu einem dermaßen beschleunigten Rückzuge zu nöthigen, daß er im Stande wäre, ihr einen tödtlichen Streich zu versetzen. Den 1ten Julius, um acht Uhr des Abends, sollte sich sein Heer zu dem Ende in Marsch setzen. Es war die Zeit über sehr schönes und warmes Wetter gewesen. Allein eben da die Armee zum Abmarsch unter dem Gewehre bereit stand, erhob sich ein hefti- ges Gewitter, das die recognoscirten und eben noch brauchbar gefundnen Wege durch ein Holz, in der Gegend, gänzlich verdarb, und die Colonnen nöthigte einen größern Umweg zu nehmen. Dadurch erhielt Sou- bise Nachricht von der Bewegung; und das Condesche Corps, auf welches das Un- ternehmen zuerst gerichtet war, gewann Zeit sich zu retten, indem es sich eiligst nach Alpherdiken an die Hauptarmee anschloß, deren befestigtes Lager mit Gewalt nicht zu überwältigen stand. Wenn diese Wider- wärtigkeit nicht eingetreten wäre, so hätte Ferdinand gleich bey Eröffnung des Feld-

Condesche Corps wird durch ei- nen Zufall vereitelt.

zugs einen herrlichen Streich ausgeführt; und wahrlich Soubise beurtheilte sich selbst sehr richtig, wenn er sich einem solchen Gegner allein nicht nahen wollte.

Der Umweg, den die alliirte Armee nehmen mußte, brachte sie, am Ende eines langen und mühsamen Marsches, am folgenden Tage nach Dortmund. Hierdurch ward die französische Armee völlig umgangen; und ob ihr gleich die Communication mit ihren Magazinen nicht abgeschnitten ward, so wurde jedoch ihre Operationslinie zerrissen, und sie außer Stand gesetzt, auf ein gründlich zusammenhängendes Unternehmen zu denken. Sie stand nun zwar nach Broglio'n, der zu ihrem Beystande heranrückte, hingewendet; und es ist sonst wider die Kriegsregel, es so zu veranstalten, daß zwey Feinde sich vereinigen, wenn man sich zwischen ihnen halten und jeden bedrohen kann, ihn allein zu schlagen. Allein hier litt diese Regel aus mehr als einem Grunde eine Ausnahme; besonders aber deswegen, weil man wohl voraus sehn konnte, daß beyde Generale nicht mit großer Einigkeit zu Werke gehn würden: und dann auch, weil jeder von

ihnen so stark war, daß er allein fast die ganze Macht des Herzogs beschäftigen konnte, und es diesem in die Länge unmöglich fallen würde, sich beyder Unternehmungen wirksam zu widersetzen, wenn sie jeder in beträchtlicher Entfernung von einander getrennt zu Werke gehn sollten. Daher war diese Bewegung nicht blos kühn und schön ausgeführt, sondern nach sehr richtigen, wiewohl tief liegenden Grundsätzen ausgerechnet, die nur das militärsche Genie aufzufinden vermag. Soubise sah auch nicht sobald den Herzog ihm im Rücken zu Dortmund stehen, als er sich zu Unna nicht mehr sicher fühlte, sondern am 3ten Julius nach Hersmerden, und am 4ten nach Werl marschirte, um sich an Broglio'n zu stützen.

Bewegungen der Broglioschen Armee und ihre Vereinigung mit der Soubisischen bey Soest.

Dieser hatte seine Armee am 20ten Junius gleichfalls zusammengezogen und zu Breune campiren lassen. Das erste, was er that, bestand in einer Bewegung gegen den bey Warburg stehenden General von Spörken, den er sogleich mit Verlust von fünfhundert Gefangnen, neunzehn Kanonen, und vielen Packpferden zurücktrieb.

Lippstadt war nun der Punkt, um den sich alle diese Heere drehten. Der Herzog stand aber zu weit davon, um in seiner Stellung zu bleiben. Er folgte daher Soubisen in seinem Marsche auf dem Fuße nach, und zog den 4ten selbst nach Werl, wodurch er jenen zwang, sein dortiges Lager zu verlassen. Auf diesem Marsche holte Ferdinand seines Gegners Arriergarde ein: es entstand eine lebhafte Kanonade, und ein Scharmützel, dessen erheblichster Vorfall darin bestand, daß der damalige Major Bauer, Generalquartiermeister der alliirten Armee, in französische Gefangenschaft gerieth. Soubise zog sich in ein Lager zu Schaphuysen, wo er sich vorsetzte Stand zu halten. In dem Schlosse zu Werl hatte der Herzog, bey seinem ersten Abmarsche von diesem Orte, eine kleine Besatzung von Engländern gelassen, die er da wohlbehalten wieder fand, nachdem sie sich vier und zwanzig Stunden lang, gegen die ganze ihnen stark zusetzende Soubisische Armee, gehalten hatte. Broglio hatte nach erhaltenem Vortheile über Spörken diesen General nach dem Lippschen zu marschiren lassen, und sich links nach Paderborn hingezogen.

Er stand zu Neuhaus, als Soubise bey Soest anlangte, und führte diesem sogleich eine starke Avantgarde über Erwitte zu. Dieser folgte die ganze Armee bald nach, um sich bey Soest mit der Soubisischen zu vereinigen.

Das Vorrücken des Herzogs nach Werl setzte die beyden französischen Generale in nicht geringe Verlegenheit; denn sie hatten selbst hinmarschiren wollen. Sie nahmen daher ihr Hauptqartier zusammen in Soest, um sich desto leichter über die zu nehmenden Maasregeln besprechen zu können. Das muß aber wahrlich für sie kein geringes Geschäft gewesen seyn, denn sie brachten volle acht Tage damit zu. Endlich beschlossen sie eine Schlacht zu liefern, welches allerdings das vernünftigste war. Der Plan dazu ward zwar nicht meisterhaft, aber doch ganz gut angelegt, wie ich hernach zeigen werde; und es lag an nichts als an einer guten Ausführung, so wären sie bey ihrer sehr großen Ueberlegenheit des Sieges gewiß gewesen. Denn nach Broglio's eignem Aufsatze, den ich vor Augen habe, betrug ihr beyderseitiges Heer, im effectiven Stande, nach Abzug aller deta-

Broglio und Soubise entschließen sich eine Schlacht zu liefern.

schirten Corps, über hunderttausend Mann. Des Herzogs Armee berechnet er aber eben da folgendermaaßen, und ich glaube nicht, daß er sich von der Wahrheit merklich entfernt. „Im completen Stande besteht „sie,“ sagt er in einem Aufsatze „aus „hundert fünftausend Mann, General „Spörken hat sechstausend Mann Besa„tzung in Hameln geworfen. Es liegen „Besatzungen in Münster, Warendorp, „Bremen, Minden, Nienburg und in Zwi„schen-Posten, und hiezu kann man füglich „auch sechstausend Mann rechnen. Lipp„stadt und Rittberg nehmen das Wangen„heimische Corps weg, welches auch fünf „bis sechstausend Mann ausmacht. Hiezu „muß man noch wenigstens achttausend „Kranke und achttausend Mann rechnen, „die an dem completen Stande fehlen. „Das macht vierzigtausend Mann aus. „Er kann also höchstens nur siebzigtausend „Mann mit Inbegriff seiner leichten Trup„pen haben; selbst dann, wenn der Ge„ral Spörken schon zu ihm gestoßen wäre.“ Diese Rechnung war sehr richtig, und zumal in dem, was den Mangel am completen Stande betraf. Denn weder die

Engländer noch die Hessen hatten ihren Abgang ersetzen können, und an den übrigen mochte wohl noch mancher fehlen. Wenn also schon die Zahl der Kranken übertrieben seyn mochte, so ersetzte das gewiß wieder die Lücke in der Rechnung.

Der Herzog stand dabey in einer sehr gefährlichen Stellung, das ist nicht zu leugnen. Sein linker Flügel lehnte sich an die Lippe, ging von da über eine Heide, und dann über eine Höhe bis nach Kirchdenkern, an einen nicht ohne Brücken zu passirenden Bach, die Aße genannt. Vellinghausen, das Hauptquartier, lag dicht vor der Fronte, am Fuße jener Anhöhe, die so wie alle übrigen in der Gegend, nur ein sanft aufsteigender Hügel war. Jenseits der Aße erstreckte sich der rechte Flügel auf lauter solchen Höhen, bis hinter Werl nach Hemmern zu, wo ihm ein etwas morastiger Anger nur eine sehr schwache Bedeckung gab. Vor der Front dieses Theils der Armee floß ein Bach, an welchem das Dorf Scheidingen, am Fuße der Höhen lag. Der Weg, den die Franzosen, um die Alliirten auf der Anhöhe anzugreifen, durch dieses Dorf hätten

Stellung des Herzogs.

nehmen müssen, ward von einer zu Türennes Zeiten erbauten Redoute gedeckt, die man in Stand gesetzt hatte, und worin am Tage der Schlacht ein hessisches Commando zur Vertheidigung lag. Hamm befand sich ungefähr eine kleine Meile hinter dem Rücken des linken Flügels, und bey dieser Stadt warf sich die Aße in die Lippe, so daß diese beyden Wasser hinter diesem Flügel einen spitzzulaufenden Winkel bildeten. Die ganze Position von der Lippe bis an jenen morastigen Anger erstreckte sich auf drey starke Stunden Weges, wovon der Raum zwischen der Lippe und der Aße ein gutes Viertheil ausmachen mochte.

Entwurf der Franzosen zum Angriff.

Der Entwurf zum Angriffe von Seiten der Franzosen, auf diese Stellung, war nicht das Werk sehr großer Kriegsgenies: sonst würden sie wohl ihr Augenmerk ganz vorzüglich auf den rechten Flügel der Alliirten, der eigentlich in der Luft stand, gerichtet haben. Den konnten sie völlig umgehen, und den Herzog dennoch zwingen, ihm nicht einen Mann von dem Seinigen zu Hülfe zu schicken. Allein ihr Entwurf war doch nicht schlecht ersonnen. Broglio

sollte den Theil zwischen der Lippe und der Aße mit aller Macht angreifen; Soubise aber den rechten Flügel zu Scheidingen völlig beschäftigen: zugleich sollte ein Corps am französischen linken Flügel sich ausdehnen, und leichte Truppen in Menge im Rücken der Alliirten nach Hamm hintreiben, viel Lärmen machen, um Aufmerksamkeit und Verwirrung während des Treffens, bey dem Rückzuge der Alliirten aber Unordnung zu verursachen.

Schon am 13ten sollte der Angriff geschehn. Allein, ob gleich die französischen Generale die ganze Zeit mit Recognosciren zugebracht hatten, meynten sie doch noch nicht der Sache genug gethan zu haben, und schoben abermals die Ausführung ein Paar Tage auf, um noch besser die ganze Lage der Dinge auszuspähen. Endlich wollte Broglio, so viel ich aus dem Bourcetschen Werke verstehe, (denn, so wie bey allen Gelegenheiten, wo die Menschen nicht recht reine zu Werke gehen, sind auch hier die Nachrichten nicht recht deutlich:) am 15ten eine Recognoscirung vornehmen, und also alle alliirten Posten zurückwerfen. Deshalb nahm er einen großen Theil seiner

Armee mit, und rückte so gegen den Herzog an.

Schlacht bey Velinghausen.

Die Division des General von Wutgenau, die im Gefecht am linken Flügel der alliirten Armee stehn sollte, war nicht, wie sonst gewöhnlich, hinter ihrem Schlachtfelde gelagert, sondern über tausend Schritt zurück und seitwärts, hinter der Granbyschen Division, neben der sie sich, wenns ans Schlagen ging, stellen sollte. Ob das eine List war, um den Franzosen unsre wahre Stärke an dem Orte zu verbergen, und sie beym Angriff eher dahin zu locken, als wider den rechten Flügel, der in der Luft stand; oder ob es darum geschah, warum dieß sehr häufig geschieht, weil der Platz zum Lager sehr unbequem war; kann ich mit Gewißheit nicht sagen. Letzteres, nach der Vorstellung die ich noch vom Boden dieses Platzes habe, scheint mir wahrscheinlicher. Diese Division hatte indeß um Mittag Befehl bekommen die Zelter abzubrechen, weil man verschiedene, Vorsicht erfodernde, Bewegungen bey der französischen Armee bemerkte. Allein es war ihr wieder ein andrer Befehl zugeschickt worden; in dem, wie es damals hieß, diese

Bewe-

Bewegungen weiter nichts beabsichteten, als eine Fouragirung. Ich führe diesen geringfügigen Umstand hier blos darum an, um zu zeigen: daß der Angriff für die Alliirten völlig überraschend war. Die ganze Armee befand sich im ruhigsten Zustande, als schon ein sehr lebhafter Anfall auf den linken Flügel geschah. Die ganze Granbysche Division hatte nur eben die Zeit das Gewehr zu ergreifen, und mußte ihr Lager, so wie es war, stehn lassen; die auf der Anhöhe stehenden Bergschotten waren kaum aus den Zeltern heraus, so ging auch schon die Kanonade mit ihnen los. So unerwartet nun auch dieser Angriff für die Armee war, so kam doch dabey niemand aus der Fassung. Die Wutgenausche Division begab sich schnell, aber ohne Uebereilung, auf ihren Kampfplatz, zwischen der Lippe und der oft erwähnten Anhöhe; die Infanterie im ersten, die Cavallerie im zweyten Treffen. Indeß ging die Attake der Franzosen doch ziemlich gut von statten für sie. Gegen sechs Uhr war sie angegangen, und sie hatten sich nicht nur, vor Abend, des, vor der Fronte der Alliirten gelegenen Schlosses, Haus Nordel, bemächtigt; son-

dern sogar in dem Dorfe Vellinghausen festen Fuß gefaßt. Die Alliirten wehrten sich indeß mit unbeschreiblicher Tapferkeit. Das Bataillon Penz, von der Brittischen Legion, behauptete standhaft die Schanze vor dem linken Flügel, worin es lag; und die beyden freystehenden hessischen Regimenter von Wutgenau und von Gilså waren gar nicht von der Stelle zu bringen, trotz des mörderischen Feuers. Unter diesen Bemühungen von beyden Seiten brach die Nacht ein; das Feuer hörte zwar auf, allein niemand wich von seinem Platze.

Die beyden französischen Generale hatten verabredet, der Angriff sollte erst am folgenden Morgen vorgenommen werden. Broglio's Attake war also gegen diese Abrede. Er entschuldigte sich damit, seine Absicht sey blos gewesen, die Vorposten der Alliirten zurück zu werfen; allein der glückliche Fortgang seines Angriffs auf Haus Nehl und Haus Nordel habe ihn genöthigt, mehr Truppen von seiner Armee herbeykommen zu lassen, und sich noch den Abend so weit einzulassen, um die errungenen Vortheile nicht aufzugeben. Ob dieß

sich wirklich so verhielt, oder ob er darauf ausgegangen war, die Bataille allein zu liefern und allein zu gewinnen, wie es ihm Soubisens Anhänger vorgeworfen haben; das ist sehr schwer zu entscheiden. Genug er war nun einmal handgemein mit der Armee des Herzogs; er hatte Vortheile erfochten, die er nicht fahren lassen wollte; er fühlte sich aber nicht stark genug, sie allein weiter zu treiben. Daher schickte er gleich zu Soubisen, ließ ihm den Zustand der Dinge wissen, und ihn zugleich bitten, nun auch von seiner Seite die Alliirten abgeredetermaaßen anzugreifen.

Dieß konnte ihm Soubise nicht gänzlich abschlagen; er ließ ihm aber wissen, er wäre nicht im Stande, es noch diesen Abend zu thun, sondern er müßte bis an den folgenden Morgen warten. Am 16ten des Morgens rückte also Soubise vor, that aber weiter nichts, als daß er leichte Truppen hinschickte, um die Redoute in dem Dorfe Scheidingen anzugreifen. Es wird erzählt, daß, trotz des geringen Nachdrucks womit dieser Angriff geschah, der in der Redoute commandirende Offizier sich habe

ergeben und schon Schamade schlagen lassen wollen: allein der Lieutenant Malaspina von den Hessen, der unter ihm stand, habe das nicht zugegeben, sondern den Tambour gehindert zu schlagen, und auf die Art die Schanze gegen den Feind bis ans Ende behauptet

Wenn Broglio indeß gleich denselben Abend seinen Angriff recht lebhaft fortgesetzt hätte, so wäre er vermuthlich Sieger geworden. Es fehlte den Alliirten an Munition, und man schickte Wagen in vollem Trabe nach Hamm um welche zu holen. Der linke Flügel war offenbar zu schwach, um auch Broglio'n nur allein zu widerstehn; und konnte dieser sich erst einmal auf die Höhe hinter Vellinghausen hinauf arbeiten, so mußte der Herzog das Gefecht aufgeben. Allein Broglio war nicht kühn genug, die ganze Sache auf seine Schultern zu nehmen. Er hoffte, Soubisens Angriff würde ihm den seinigen sehr erleichtern, und das würde allerdings geschehn seyn, wenn dieser lebhafter ausgefallen wäre. Dieser Vortheil ging aber durch die Schwäche desselben verloren, und dem Marschall von Broglio erwuchs aus

seinem Harren ein doppelter Nachtheil. Erstlich erholten sich die Truppen der Alliirten und bekamen wieder Munition; zweytens bemerkte der Herzog, daß der Hauptangriff auf seinen linken Flügel gerichtet wäre. Er ließ also alles, was nur auf dem rechten entbehrt werden konnte, zur Verstärkung des linken über die Aße kommen, und den andern Morgen war nun der Theil der Stellung zwischen der Aße und der Lippe mit vier und dreyßig Bataillons besetzt, da den Abend nur neunzehn da standen. Freylich hätte sich Soubise die ganze Ehre des Tages erringen können, wenn er diesen Umstand genutzt hätte, um den nun geschwächten rechten Flügel mit ganzer Macht anzugreifen, und besonders an seinem andern Ende zu umgehen. Allein dazu war er der Mann nicht; er fand seine Rechnung besser dabey, Broglio'n dadurch, daß er seinen Angriff fast gar nicht unterstützte, schlagen zu lassen.

Unterdessen ging den andern Morgen mit dem Tageslichte das Feuer wieder an. Broglio hatte seine Colonnen deployiren lassen, und griff nun in Schlachtordnung

an. Das Terrain war aber mit Hecken und Graben so durchschnitten, daß die Truppen an manchen Orten kaum hundert und funfzig Schritt entfernt standen, und, ohne einander zu sehen, immer mit großer Wirkung auf einander feuerten. Dieß dauerte von vier Uhr des Morgens bis gegen acht, ohne daß irgend ein Theil wankte. Um die Zeit ließ das Feuer etwas nach, vermuthlich wegen der Ermüdung der beyderseitigen Truppen. Diese Pause mochte eine gute halbe Stunde gedauert haben, als eine Verstärkung von sechs ganz frischen Bataillons am linken Flügel der alliirten Armee anlangte. Der General Spörken, der nun wohl merkte, daß weder du Muy zu Erwitte, noch der Prinz Xaver zu Neuhaus etwas gegen ihn im Schilde führten, schickte sie dem Herzoge von seinem Corps. Diese sechs Bataillons rückten sogleich vor, um die Ermüdeten abzulösen. Ihr frisches Feuer brachte die Franzosen, die den unüberwindlichen Widerstand ihrer Feinde müde werden mochten, in einige Verwirrung. Dieß sah der Herzog, der, nicht ohne einige Ungewißheit über den Ausgang, das Treffen von der

Anhöhe betrachtete. Sogleich rief er auf französisch aus: „Es tritt Verwirrung un„ter die Leute, man muß sie benutzen!“ Und auf der Stelle befahl er, die Infanterie sollte vorrücken und den Feind angreifen. Das thaten die sechs frischen Bataillons, von der übrigen Linie unterstützt, mit der größten Unerschrockenheit, und dadurch ward das Treffen entschieden. Die Franzosen zogen sich zurück; ein großer Theil der Brigade von Rouge ward abgeschnitten, und die Alliirten bekamen an zweytausend Mann, nebst einigen Fahnen und Kanonen, in ihre Gewalt.

Nach der eignen Aussage des Marschalls von Broglio entschloß er sich zum Rückzuge, weil er sah, daß Soubise keine der abgeredeten Anstalten traf; daß er so schlaff als möglich angriff; daß er dem Feinde nichts im Rücken schickte; daß er sogar die Truppen nicht an Ort und Stelle hatte rücken lassen, die den Platz der Condeschen Reserve einnehmen sollten, welche mit Broglio'n zusammen agirt hatte; wodurch die Gefahr entstand, daß der Zusammenhang beyder Armeen getrennt werden konnte. Also mochte wohl die Verwirrung, die Fer-

dinand erblickte, aus den Anstalten der Franzosen zum Rückzuge entspringen. Indeß wäre dieser Rückzug gewiß ohne allen Verlust geschehn, wenn der Herzog nicht sogleich die ersten Bewegungen bemerkt und eben so schnell den Angriff anbefohlen hätte. Diesem schönen Entschlusse verdankte er die zweytausend Gefangne, die er noch machte. Außerdem verloren die Franzosen noch über drittehalbtausend an Todten und Verwundeten. Der Verlust der Alliirten am linken Flügel bestund in zweyhundert neunzig Todten; neunhundert sieben und zwanzig Verwundeten; hundert drey und achtzig Gefangnen und drey Kanonen. Bey dem Soubisischen Angriffe wurden ein und zwanzig getödtet, vier und achtzig verwundet und neun gefangen genommen, woraus man dessen Schwäche leicht beurtheilen kann. Da sich die Franzosen von der Seite weit genug gehalten hatten, so verloren sie auch nichts beym Rückzuge. Auch am linken Flügel ging das Verfolgen nicht sehr weit. Ueberhaupt war der Herzog zufrieden, den Angriff des Feindes abgeschlagen zu haben, ohne auf ein großes Weitertreiben seiner Vortheile zu denken,

wodurch er Gefahr gelaufen hätte, sie alle zu verlieren; denn seine Lage war und blieb noch immer sehr bedenklich. Der Verlust der Franzosen war gegen ihre Ueberlegenheit ganz unbedeutend. Glaublich war es freylich nicht, aber doch immer möglich, daß sie den Entschluß fassen könnten, den Angriff zu erneuern. So lange sie bey einander und an der Stelle blieben, mußte Ferdinand den kühnen Posten, den er inne hatte, behaupten. Dieses alles machte, daß er mit großer Vorsicht zu Werke gehn mußte.

Diese Schlacht ist nie aus dem rechten Gesichtspunkte betrachtet worden. Ohngeachtet sie nicht das Glänzende mancher andern hat, so gehört sie wirklich unter die schönsten Thaten des Herzogs. Nirgends bewies er eine genauere Kenntniß seiner Gegner. Seine Stellung war in der That höchst gefährlich; allein er mußte sie nehmen und behaupten, wenn er Lippstadt retten wollte. Er rechnete gewiß dabey auf den Mangel an Uebereinstimmung der beyden Generale, denn darin lag das einzige Mittel zu einem glücklichen Ausgange; und hierin betrog er sich nicht. Außerdem

verdient auch hier noch seine Festigkeit und Unerschrockenheit in der größten Gefahr bewundert zu werden. So bedenklich die Lage des linken Flügels war, so zeigte der Herzog durch nichts die geringste Uebereilung oder Unruhe, weder der eignen Armee, noch viel weniger dem Feinde. Alle Anstalten wurden so stille, so ruhig, so bedachtsam getroffen, als wenn gar nichts außerordentliches vorgefallen wäre. Dieß sind Dinge, die wahrlich unter die großen militärischen Seltenheiten gehören.

Ueber das Betragen der beyden französischen Generale scheint mir das Urtheil leicht zu fällen. Ihr erster Fehler war, daß sie so viel Zeit mit Ueberlegung desjenigen zubrachten, was sie thun sollten. Wären sie gleich nach ihrer Vereinigung auf Ferdinanden losmarschirt, so hätten sie ihn viel eher geschlagen. Um nur eins zum Beweise anzuführen: Spörken hätte die sechs Bataillons nicht zu Hülfe schicken können, die den Sieg entscheiden halfen; denn er war damals noch von seiner Hauptarmee entfernt, und hatte sich erst über Hameln und durch das Lippische an sie heran

ziehen müssen. Das ist indeß nur Nebensache. Vorzüglich kömmt es auf die Vorwürfe an, die sie einander machten, indem jeder dem andern die Schuld des verfehlten Sieges zuschob. Ihr Streit darüber ward am französischen Hofe sehr laut. Dieser entschied dadurch gegen Broglio'n, daß er das Commando der Armee im folgenden Jahre Soubisen übertrug. War der Ausspruch gerecht? Das war er meines Erachtens so wenig als weise. Unrecht hatten freylich beyde Generale; und das sagte ihnen auch Choiseuil in seinen Anworten auf ihre Berichte. Er schrieb an Broglio'n: „Er würde besser gethan haben, „wenn er die abgeredete Zeit zum Angriff „abgewartet hätte.“ Und an Soubisen: „Er würde seinen Patriotismus besser an „den Tag gelegt haben, wenn er recht leb„haft angegriffen hätte, als ihn sein Col„lege darum habe bitten lassen.“ Allein weit schlechter handelt doch der, der einen gewissen Sieg in eine Niederlage verwandelt, blos darum, weil sein Nebenbuhler hat versuchen wollen ihn allein zu erringen, da er doch selbst großen Antheil daran hätte nehmen können, als der, der versucht hat,

diesen Sieg allein zu erfechten. Ich sage, jener handelt strafwürdiger, unverantwortlicher gegen sein Vaterland und dessen Regenten. Denn er zieht diesen aus bloßer Eigensucht einen großen Nachtheil zu. Nur der schändlichste Egoismus kann ihm seine That einflößen. Des Andern seine kann doch noch aus edlem Ehrgeize entspringen. Broglio'n den Sieg erringen helfen, und dann über ihn klagen; das wäre schön gewesen; und so würde vermuthlich Broglio an Soubisens Stelle gehandelt haben! Denn daß Soubise mit Fleiß so verfahren hat wie er that, um Broglio'n schlagen zu lassen, ist ganz offenbar. Das muß er selbst gefühlt haben, denn er sagt Choiseuiln in seinem Berichte: er wäre Herr von dem Dorfe und von der Redoute in Scheidingen gewesen, und hätte nun eben Brücken über den Bach schlagen wollen, um die Infanterie zum Angriff marschiren zu lassen, als der Zettel mit der Nachricht von Broglio's Rückzuge angekommen wäre: und das ist eine schändliche Lüge. Soubisens Leute haben nicht einmal in die Redoute hinein geblickt, geschweige daß sie Herren davon gewesen wären.

Doch genug von diesen beyden Männern, die das Menschenblut und das Interesse ihres Staats so schändlich ihren Privatabsichten aufopferten. Nur der für Ferdinanden so ehrenvolle Contrast kann mich entschuldigen, daß ich so viel über ihr Verfahren gesagt habe.

Neuer Operationsplan der französischen Generale.

Nachdem nun die beyden Marschälle in ihre alten Stellungen zurückgegangen waren, fingen sie wieder an, über die Art ferner zu verfahren Entwürfe aufzusetzen. Soubise wollte gern gemeinschaftlich zu agiren fortfahren; allein dazu war Broglio gar nicht zu bewegen. Er schützte die Unmöglichkeit vor, so ungeheure Armeen auf einem Platze zu erhalten, und erbot sich, wenn ihm Soubise dreyßigtausend Mann von seiner Armee abgeben wollte, dem Herzog Ferdinand gerade auf den Leib zu gehn, und sich mit ihm zu messen; da ihm dann Soubise nach eignem Gutdünken durch Diversionen beystehen möchte; oder er wollte Soubisen die Hauptarmee mit jener Verstärkung überlassen, und die zu Diversionen am Niederrhein bestimmte übernehmen. Den letztern Vorschlag lehnte Soubise weislich von sich ab, gab die

dreyßigtausend Mann her, woraus hernach vierzigtausend wurden, weil Broglio versicherte, er müßte zehntausend mehr haben, wenn er zugleich ins Hannöversche vordringen und Hessen decken sollte; und blieb mit einem kleinen Heere, das noch mit allen Besatzungen etwa vierzigtausend Mann ausmachen mochte, in Westphalen stehn.

Fernere Bewegungen der beyden Partheyen.

Nachdem alles dieses in Richtigkeit gebracht war, marschirte endlich Broglio am 27ten Julius von Soest nach Paderborn, und den 28ten nach Driburg und Dringenberg. Zu gleicher Zeit zog sich Soubise in die Gebirge und sodann nach Wesel hin zurück. Diesem setzte der Erbprinz nach, griff seine Arriergarde bey Arendsberg an, und jagte ihr etliche Kanonen ab. Der Herzog aber, vermuthlich um Hessen und die Communication nach Frankfurt zu bedrohen, nahm sein Lager bey Büren, und trieb ein Corps unter dem Lord Granby vorwärts nach Stadtbergen. Diesem stand Stainville gegenüber. Am 5ten August kam es zwischen beyden zu einem hitzigen Gefechte, das viel Blut kostete; wobey die

Franzosen aber den kürzern zogen, und sich nach Warburg hinbegaben.

Broglio's Absicht ging auf die Belagerung von Hameln los. Er lagerte sich daher bey Höxter, ließ diese Stadt befestigen, stellte ein starkes Corps zu Blomberg, und schickte den Prinzen Xaver über die Weser ins Göttingsche, um Freytagen und Lucknern, die lange da herum geschwärmt hatten, zu verjagen. Der Herzog wünschte sehr, nicht nach der Weser hin marschiren zu dürfen. Allein am Ende fingen doch Broglio's Anstalten in der Gegend wirklich an gefährlich zu werden, und er mußte hin, um sich ihnen zu widersetzen. Er schickte also am 10ten August den General von Spörken nach Rittberg, und er selbst marschirte von Büren nach Dellbrück; den 11ten nach Stukenbroek, und den 12ten nach Lemgo, Spörken aber nach Detmold. Am 13ten erschien letzterer auf den Höhen zwischen Blomberg und Reilenkirchen. Die Franzosen machten Miene ihn da anzugreifen, allein sie zögerten, und am Abend kam die ganze allirte Armee in das Lager bey Reilenkirchen an. Der Herzog warf zu gleicher Zeit eine Besatzung in das Städt-

chen Horn, zur Sicherheit seines rechten Flügels. Diesen Ort ließ darauf Broglio sogleich angreifen, jedoch umsonst; denn der Oberstlieutenant Diemar wehrte sich mit seinen dreyhundert Mann so tapfer darin, daß die Feinde wieder abziehen mußten. Darauf marschirten die Franzosen, die die Zeit über, mit drohendem Anschein, zu Steinheim, dem alliirten Lager gegenüber gestanden hatten, nach Brabet zurück.

Dieses ganze Manövre des Herzogs war sehr schön. Lippstadt war der Centralpunkt, den der Herzog nicht aus den Augen lassen durfte; er blieb also zu Büren so lange, bis Soubise so weit zurück gegangen und Stainville weggetrieben war, daß nun für diese Festung nichts mehr zu besorgen stand. Allein er durfte doch auch Hameln nicht erobern lassen. Er eilte also durch eine kühne und schnelle Bewegung in ein festes Lager, von wo aus er die Hoffnung des Feindes vereitelte. Zwar beging sein Gegner dabey große Fehler. In dem Marsche des Herzogs von Dellbrück nach Detmold bot er Broglio'n die Flanke; da hätte ihm dieser billig vieles in den Weg legen

legen können. Wenigstens stand es ihm frey, den Posten von Horn zu besetzen, den er hernach fruchtlos angriff. Das konnte er thun lange ehe der Herzog hinkam, und da war es diesem unmöglich, die Stellung von Reilenkirchen zu nehmen, deren rechte Flanke alsdenn gegen einen unvermutheten Angriff nicht sicher war. Von allen diesem that er nichts, sondern setzte sich in die Nothwendigkeit, unverrichteter Sache nach Brakel zurück zu gehn.

Unterdessen hatte der Herzog Lucknern schon befohlen, über die Weser zu setzen, und Belsüncen aus dem Sollinger Walde zu vertreiben, welches dieser General auch that, den schwächeren Belsünce zwang, sich bis nach Göttingen hin in Sicherheit zu setzen, den ganzen Solling von Franzosen reinigte, und der Communication ihrer Armee mit ihren Vorräthen großen Abbruch that. Auf der andern Seite, da der Erbprinz aus allen Anstalten wohl sah, daß Soubise eben nicht mit großer Lebhaftigkeit zu Werke gehn würde, so wendete er sich auf einige Zeit von ihm weg, marschirte von Unna nach Bühren und dann nach Dalheim und Liebenau, um den lin-

ken Flügel der Brogliosschen Parallele zu bedrohen. Dieß wirkte so viel, daß dieser General sich gegen den Herzog schwächen, und Truppen nach Driburg, Willebodeßen und Warburg hinschicken mußte. Nichts destoweniger machte er am 16ten August eine Bewegung vorwärts nach Schwalenberg hin; schickte aber am 17ten den Prinzen Xaver nach Höxter voraus und marschirte am 18ten selbst dahin. Am 19ten ging er nach dem östlichen Ufer dieses Flusses über. In diesem Marsche folgten ihm die Alliirten nach, und erschienen auf den Höhen bey dieser Stadt, noch ehe die Franzosen mit ihrem Uebergange über den Fluß fertig waren. Sie machten sogleich Anstalten Höxter zu bombardiren, und warfen auch einige Haubitzgranaten auf die Brücke; allein die Stadt ward geräumt und die Brücke abgebrochen, ehe man den Franzosen Abbruch thun konnte. Diese Bewegung nöthigte Lucknern den Solling zu verlassen, und die französische Bäckerey ward in Uslar angelegt.

Diversion des Herzogs nach der Dimel hin, um

Der Herzog wollte, wo möglich, verhindern, daß das östliche Ufer der Weser der Schauplatz des Krieges würde, und dazu

sich nicht über die Weser hinüber nöthigen zu lassen.

trieb ihn die schon angeführte doppelte Ursache an: Die Begierde, die Länder seines Hauses zu schonen; und besonders die Wichtigkeit von Lippstadt für die ganze Lage des Krieges. Wäre er davon so entfernt und durch einen so beträchtlichen Fluß als die Weser getrennt gewesen, so hätte doch Soubise wohl am Ende Gelegenheit gefunden sich dieses Orts zu bemächtigen; denn dazu hatte er Mittel genug, und man mußte ihn nur immer durch die Furcht, ihm eine Schlappe zu versetzen, davon entfernt halten. Diese Furcht konnte aber sehr leicht auf eine ziemliche Weile aufhören, wenn der Herzog einmal genöthigt war, einen großen Theil seiner Macht auf der östlichen Seite der Weser zusammen zu ziehen. Wäre die Absicht eines solchen Zusammenziehens auch dahin gegangen, einen Streich gegen Broglio'n auszuführen; ja wäre ihm auch dieses geglückt; so hätte ein solcher Streich viel entscheidender seyn müssen, als man ihn vernünftiger Weise erwarten konnte, wenn er den Verlust von Lippstadt hätte ersetzen sollen. Alle diese Betrachtungen bewogen den Herzog zu versuchen, was er wohl durch eine Diversion

bewirken könnte. Dem zu Folge, indeß Broglio seine Armee nach Daßel marschiren ließ, und von da nach Salzderhelden, schickte Ferdinand ansehnliche Verstärkungen nach Hameln und Hannover, und wendete sich mit seiner Armee nach der Dimel hin. Dadurch befand er sich wiederum im Mittelpunkt seiner Macht. Nun konnte er den Erbprinzen, den er wider Soubisen hatte schicken müssen, weil dieser schon Hamm, wiewohl zur Verwundrung aller Menschen, fruchtlos angegriffen hatte: diesen konnte er, sage ich, nach Gutbefinden verstärken oder an sich ziehn Hameln konnte er auch von da gewiß entsetzen, ehe es eingenommen wurde, falls Broglio noch eine Unternehmung gegen diese Festung im Sinne hatte. Endlich drohte er ihm da mit einer furchtbaren Diversion, die seine ganze Communication mit Marburg und Frankfurt unsicher machte.

Alles dieses beruhte auf sehr richtigen Gründen Denn durch diese Bewegung sah sich der Marschall von Broglio sogleich genöthigt, die seinigen gegen das Braunschweigische und Hannöversche hin zu unterbrechen, und Stainvillen in Hessen an-

sehnlich zu verstärken. Er begab sich am 28ten selbst nach Kassel, um diesem General hinlängliche Weisung zu geben, wie er sich zu verhalten habe, um Hessen zu behaupten und die Communication mit Frankfurt zu decken. Dadurch ward freylich die Hauptabsicht der Diversion vereitelt; denn der Herzog, der bis Geismar vorgerückt war, zog sich wieder hinter die Dimel zurück: allein es war doch Zeit gewonnen worden, und in des Herzogs Umständen, während dieses Feldzugs, blieb das immer das hauptsächlichste.

Erst am ten September konnte Broglio in sein Lager bey Salzderhelden zurückkehren, von wo aus er am 11ten nach Eimbeck marschirte, und die berühmte Stellung auf dem Nordwärts dieser Stadt liegenden Berge, die Hube genannt, besetzte. Ob nun gleich des Marschalls Veranstaltungen, die Hoffnung einen beträchtlichen Streich auszuführen, für jetzt vereitelt hatten, so wollte der Herzog seinen Diversionsplan doch noch nicht ganz aufgeben. Er zog den Erbprinzen an sich und setzte am 18ten mit ganzer Macht schnell über die Dimel, um Stainvillen, der bey

Geismar stand, wo möglich gänzlich aufzureiben. Allein dieser machte seinen Rückzug nach dem Kratzenberg, wo er sicher war, mit so wundernswürdiger Ordnung und Schnelligkeit, daß er auch nicht einen Mann verlor. Die Alliirten besetzten den Karlsberg und den Weißenstein, und darauf warf sich Stainville in das verschanzte Lager bey Kassel um die Neustadt herum. Der Herzog trieb indeß ein Corps nach Fritzlar hin, das weite Streifereyen machte; und zwang auf diese Art Broglio'n nochmals, Truppen zur Sicherheit seiner Communication nach Hessen zu detaschiren, ja sogar seine Fortschritte ins Hannöversche wiederum aus den Augen zu setzen, und selbst nach Kassel hinzukommen. Indessen suchten die Franzosen ihren Rücken nach ihrem rechten Flügel hin frey zu machen. Sie hängten den Jägern der Alliirten eine Schlappe an und trieben sie vom Harze weg; auch eroberten und schleiften sie das Schloß Scharzfels, welches jenen bisher zum Schlupfwinkel gedient hatte.

Da der Herzog dennoch immer auf das, was Broglio jenseits der Weser unternehmen konnte, ein wachsames Auge haben

mußte, so hatte er, die ganze Zeit über, den General Spörken mit einem starken Corps bey Höxter stehn lassen; der den General Mansberg mit vier Bataillons und eben so viel Schwadronen vor sich bey Neuhaus im Sollinger Walde gestellt hatte. Diesen General überfielen damals die Franzosen und sprengten sein ganzes Corps auseinander. Allein sie wußten es nicht recht anzufangen; denn sie bekamen bey der Gelegenheit nur ein Paar hundert Gefangne. Das übrige rettete sich mit Verlust dreyer Kanonen und seines ganzen Lagers.

Soubisens Unternehmung gegen Ostfriesland und Bremen.

Alle diese Streiche und Gegenstreiche, deren die leichten Truppen der Alliirten viele ausführten, entschieden nichts. Der Herzog befand sich bey seiner Diversion in Westphalen noch immer sehr gut, und hoffte den Feldzug damit hinzubringen. Unter andern ward dadurch Soubise ganz in Unthätigkeit erhalten. Dieser General wollte sich indeß doch gar zu gern das Ansehn geben, als hülfe er seiner Seits auch etwas bey der Sache. Er ersann also eine ganz eigne Diversion, die zwar gefährlich genug werden konnte, die aber das

sonderbare und charakteristische an sich hatte, daß er sich dabey vom Herzog Ferdinand soweit als nur möglich entfernte. Er verbreitete sich nämlich bis an die Nordsee hin; nahm das Schloß zu Meppen weg, drang in Ostfriesland ein, bemächtigte sich der Stadt Emden; ja er versuchte sogar eine Ueberrumplung gegen Bremen. Dieß wäre nun freylich ein sehr empfindlicher Streich für Ferdinanden gewesen: allein der Versuch misglückte, und so hatte mithin alles was er that wenig Einfluß auf das Ganze; der Herzog detaschirte indeß den Erbprinzen mit einem Corps gegen ihn, der ihn auch sogleich wieder bis an den Rhein zurückjagte. Soubise hatte nun zwar freylich Broglio'n vierzigtausend Mann von seiner Armee abgegeben; allein ihm blieb noch immer so viel übrig, daß er damit was ernstliches unternehmen konnte, wenn er der Mann darnach gewesen wäre. Aber das geringste Corps der Alliirten setzte ihn in Unthätigkeit; und wenn vollends der Erbprinz mit funfzehn bis zwanzigtausend Mann anrückte, dann schrie er über seine Schwäche und verkroch sich in die Gebirge. Es war eine Schande, daß er da-

mals Hamm nicht wegnahm, als er es angriff, denn der Ort war nichts weniger als haltbar, und dessen Einnahme wäre den Alliirten immer empfindlich gewesen. Indeß fand er freylich auch eine Entschuldigung darin, daß auch Broglio nicht im Stande war, ihm den Herzog Ferdinand vom Leibe zu halten. So geschickt wußte also dieser große Feldherr die Verhältnisse seiner beyden Gegner zu benutzen, um sie beyde zu verhindern, etwas beträchtliches auszuführen, und ihre ganze Macht in ihren Händen unnütz zu machen. Unterdessen verstrich ein Tag nach dem andern, und die Zeit der Winterquartiere nahte heran.

Des Herzogs Zug ins Waldecksche.

Da der Herzog sah, daß die Sachen so gut gingen, so war er noch weniger geneigt, von seiner Diversion in Westphalen abzulassen. Er meynte durch die Corps, die er in Eschelon von Hildesheim über Hameln und Höxter bis in die Nachbarschaft der Dimel gestellt hatte, und durch die Verstärkung der Besatzungen von Hameln und Hannover, gegen alles was Broglio jenseits der Weser unternehmen konnte gesichert zu seyn. Vermuthlich dachte er, die

ganze Sache würde, so wie im vorigen Jahre, auf Streifereyen hinauslaufen, die er wichtiger Rücksichten wegen wohl aus den Augen setzen konnte, zumal da alle Unternehmungen dieser Art die dortigen Länder doch nicht so viel kosten konnten, als wenn er mit seiner ganzen Armee über die Weser ging, um sie zu verhindern, und auf die Art den ganzen Kriegsschauplatz dorthin versetzte. Anstatt also dieses zu thun, marschirte er vielmehr noch weiter rechts, nach dem Waldeckschen hin, nahm sein Quartier in Volkmißen, schickte den Erbprinzen nach Korbach, der von da aus Partheyen bis nach Friedberg hin treiben mußte. Hier hätte er sich nun beynahe in seinen Berechnungen geirrt, und Broglio'n Gelegenheit gegeben, ihm einen sehr empfindlichen Streich zu versetzen, dessen Folgen gar nicht zu berechnen gestanden hätten. Die Sache verhält sich also.

Broglio's Unternehmung gegen Wolfenbüttel u. Braunschweig.

Während seiner letzten Reise nach Kassel hatte Broglio solche Veranstaltungen getroffen, die den linken Flügel seiner Parallele völlig in Sicherheit setzten; denn darauf konnte er sich wohl verlassen, daß die Alliirten ihm keinen haltbaren Ort weg-

nehmen würden. Er hatte dabey auch seine Communication mit Frankfurt gegen jeden ernsthaften Unfall gedeckt, und was zum Unterhalt seiner Armee auf seiner ganzen Operationslinie vorwärts erforderlich war in die beste Verfassung gesetzt. Ferner hatte er in der Gegend von Eimbeck, wo er stand, von allen Seiten und besonders im Rücken reine Bahn um sich herum gemacht, und den Schwärmereyen der feindlichen leichten Truppen einen Zaum angelegt. Nach diesen sehr klugen Veranstaltungen fühlte er sich nun im Stande, ernsthaftere Schritte vorzunehmen. Er schickte also am 6ten Oktober den Prinzen Xaver von Eimbeck ab, gab ihm ein starkes Corps Infanterie, nebst dem nöthigen Geschütz und auch Ingenieurs mit, und ließ ihn nach Gandersheim und von da nach Wolfenbüttel hin marschiren. Zu gleicher Zeit mußten die Generale von Chabot und von Poyanne Lucknern so weit nach Hameln hintreiben als sie nur konnten.

Der ganze Entwurf ging anfangs sehr gut von statten. Am 10ten Oktober war der Prinz Xaver schon Herr von Wolfen=

büttel. Hier beging er den ersten Fehler; denn anstatt sogleich nach Braunschweig zu marschiren, ohne auch nur eine Minute zu verweilen, und den Ort gleich mit Bomben und glühenden Kugeln zur Uebergabe zu zwingen, die alsdenn auch gewiß gleich erfolgt wäre, hielt er sich noch den ganzen 11ten vor Wolfenbüttel auf; kam erst den 12ten vor Braunschweig an, und machte da allerley Vorbereitungen, worüber dieser ganze Tag und auch der 13te verstrich.

Braunschweig wird entsetzt.

Auf die erste Nachricht von diesen neuen Unternehmungen der Franzosen war der Herzog sogleich aufgebrochen. Den 11ten setzte er über die Dimel zu Warburg, den 12ten ging der Marsch nach Brakel, den 13ten nach Marien-Münster, und den 15ten nach Ottenstein an der Weser. Unterdessen war der General Wangenheim vorausgeschickt worden, um zum Entsatze von Braunschweig hinzueilen; anbey aber den noch weiter vorwärts stehenden Generalen Prinz Friedrich von Braunschweig und Lucknern der gemessenste Befehl zugefertigt worden: ohne auf den General Wangenheim zu warten, alles in der Welt

zu versuchen, um wenigstens Truppen in diese Festung zu werfen, die ihre Einnahme so lange verzögern möchten, bis Wangenheim ankäme. Das war allerdings nöthig, denn sie war gar zu schwach besetzt. Es lagen kaum funfzehnhundert Mann darin; unter diesen befand sich des Herzogs Leibkompagnie, die sehr stark war, aus lauter auserwählt schönen Leuten bestand, aber auch größtentheils aus französischen Ueberläufern, die bey der Annäherung ihrer Landsleute gewaltig unruhig wurden, ihren Pardon durch die Beförderung der Uebergabe der Stadt zu erkaufen großentheils geneigt waren, und also eher bewacht werden mußten, als daß sie geholfen hätten die Stadt zu vertheidigen. Dazu kam die zwar sehr willige Bürgerschaft, die aber doch bey der Zerstöhrung ihrer Gebäude wohl mismüthig geworden wäre. Imhof, mit dem besten Willen von der Welt, konnte sich keine vier und zwanzig Stunden mehr halten, denn seit zwey Tagen stand nun schon die ganze Besatzung unter dem Gewehre auf dem Walle, und hatte keine Ruhe gehabt. Diesen Zustand konnte sie also nicht länger aushalten. Wenn bey

diesen Umständen Prinz Xaver gleich Bomben, Granaten und glühende Kugeln in die Stadt geworfen hätte, ohne sich lange mit der Anlage einer Batterie aufzuhalten, so wäre er noch vor Ankunft der Feinde Herr davon geworden. So aber zögerte dieser Prinz mit dem Hinmarsche, lagerte sich erst bequem bey Riddagshausen, besetzte Oelper mit dreyhundert Mann, denen er nur eine Kanone gab, anstatt daß er diesen Posten ganz vorzüglich mit allem hätte versehn sollen, was die hartnäckigste Vertheidigung desselben befördern konnte; denn der Ort liegt nicht nur an der hannöverschen Landstraße, eine kleine halbe Stunde von der Stadt, sondern gewissermaaßen abgesondert, und so, daß wenn er forßirt war, man den Einmarsch der Truppen in die Stadt weiter nicht hindern konnte. Die Besatzung hatte ihn zwar, so gut sie konnte, befestigt; allein da voraus zu sehen war, daß der erste Anlauf darauf geschehn würde, so hätten Anstalten getroffen werden müssen, ihn gehörig zu unterstützen. Ich kann mich hier nicht auf die Art einlassen, wie man Braunschweig bey diesen Umständen hätte berennen sollen. Die

Stadt liegt zwar in einer Ebne, und die Berennung solcher Oerter ist besonders schwer; allein Braunschweig ist in seinem Umfange größtentheils mit einer Landwehr umgeben, und dieß macht hinwiederum die Abhaltung eines Beystandes viel leichter. So viel kann ich versichern, daß bey den Anstalten der Franzosen große Fehler begangen wurden. Durchaus hätten mehr Truppen an der westlichen Seite der Stadt gestellt, und dem Posten von Oelper eine größere Unterstützung beygegeben werden müssen. Alles dieses war aber nicht geschehn, und da der General Prinz Friedrich von Braunschweig mit Lucknern am 13ten des Abends ankam, ward der Posten durch die hannöverschen Grenadiers mit großer Tapferkeit angegriffen und überwältigt, worauf sogleich sechs Bataillons in die Stadt drangen. Sobald dieß ausgeführt war, zogen sich beyde Generale mit ihren übrigen Leuten unverweilt zurück, denn sie hatten jetzt ihr Geschäft verrichtet.

Nun war es nicht mehr möglich, Braunschweig zu einer schnellen Uebergabe zu zwingen. Dazu wäre eine Belagerung

Prinz Xaver verläßt auch Wolfenbüttel.

erforderlich gewesen, zu welcher Prinz Xaver nicht die Mittel hatte, und die immer so lange gedauert hätte, daß der Herzog dem Platze zu Hülfe gekommen wäre. Daher hob der Prinz auch sogleich die Berennung auf; verließ Wolfenbüttel, das ihm weiter nichts nutzen konnte, und zog sich nach Gandersheim zurück. Auf diese Art scheiterte ein sehr schönes Projekt, das Broglio sehr klug angelegt hatte. Wäre es ihm geglückt, so wäre es gewiß der alliirten Armee sehr verderblich geworden. Wenn er beyde Festungen gehabt hätte, so besaß er zwischen ihnen an dem Ufer der Oker eine unüberwindliche Stellung. Hier konnte er sich festsetzen, und sich vollkommen so lange halten, bis er beyde Plätze mit allem versehn hätte, was nöthig war, um eine Blokade den Winter hindurch, oder noch mehr eine Belagerung in dieser Jahrszeit, auszuhalten: denn die Alliirten waren ohnehin keine große Belagerer. Nachdem das geschehn wäre, hätte Broglio beyde Festungen ihren eignen Kräften überlassen; im folgenden Frühjahre wäre aber der Krieg von da aus geführt worden. Unmöglich hätte dann

der

der Herzog Lippstadt behaupten, und zugleich den Schaden abwenden können, den ihm die Franzosen von Braunschweig aus zu thun im Stande gewesen wären. Lippstadt wäre also dem Feinde frühzeitig im folgenden Jahre in die Hände gefallen; dann wäre Hessen völlig gedeckt gewesen, und die Eroberungen hätten weiter getrieben werden können. Zum Beweise dessen, was ich hier sage, kann es dienen, daß der Herzog selbst so gedacht haben muß. Wenn er nicht gefühlt hätte, daß ihm die Einnahme von Braunschweig einen tödtlichen Streich versetzen würde, so hätte er nicht mit so großer Eilfertigkeit alle Kräfte angespannt diesen Ort zu retten. Die Märsche, die er die Armee thun ließ, waren erstaunlich ermüdend und mit unendlicher Mühe verknüpft, und ohne die wichtigsten Gründe würde er sein Heer nicht so angegriffen haben. Indeß war die Vereitlung dieses schönen Projekts blos der Nachläßigkeit der Befehlshaber der Franzosen zu verdanken. Denn ob gleich auch darin ein Versehn statt gefunden haben kann, daß Chabot und Poyanne den General Luckner aus den Augen ließen, so konnte doch

Prinz Xaver durch beßre Anstalten den Succurs an dem Tage zurück weisen; und wenn die Nacht nichts in Braunschweig hineinkam, so mußte sich diese Stadt nothwendig den andern Tag ergeben.

General-Bewegung um Broglio'n zurückzutreiben. Beyde Armeen gehn darauf in die Winterquartiere.

Sobald der Herzog, der mit so schnellen Märschen nach Hameln gekommen war, die Nachricht vom Entsatz von Braunschweig und von der Räumung von Wolfenbüttel erhielt; blieb er bey jener Festung stehn und ließ seine Armee wieder ausruhen. Diese Ruhe dauerte ziemlich lange, bis zu Anfange Novembers, und man schreibt dieß einer Unpäßlichkeit zu, die ihn eben damals befiel. Unterdessen hatte Soubise gefunden, er habe nun genug gethan, und seine schönen Truppen schon in die Winterquartiere gehn lassen. Darauf beschloß also der Herzog Broglio'n durch eine allgemeine Bewegung zurück zu treiben. Diese geschah am 3ten November, jedoch ohne ausgezeichneten Erfolg, außer daß die Armee bis Wickensen vordrang, sich das dortige Defilee öffnete und den Feind auf die Hube nach Eimbeck trieb. Da war indeß kein Bleiben für ihn, sondern er ließ Eimbeck schleifen, damit sich nichts dort

halten konnte, und zog hernach in die Winterquartiere, wovon Göttingen wiederum die Spitze ausmachte. Uebrigens kamen die französischen Truppen ungefähr in denselbigen Quartieren zu liegen, als im Jahre zuvor; nur mit dem Unterschiede, daß noch beßre Maaßregeln zur Sicherheit des ganzen Quartierstandes getroffen wurden. Die Alliirten gingen ebenfalls am 30ten November, einen Tag nach den Franzosen, auseinander. Der Herzog nahm sein Hauptquartier zu Hildesheim, der Erbprinz zu Münster. Der Cordon ging längst der Lippe, von da nach der Dimel, und dann weiter durch den Sollinger Wald nach Eimbeck hin.

Betrachtungen über die Begebenheiten dieses Feldzugs.

So endigte sich dieser schwere und vom Herzog meisterhaft geführte Feldzug. Nie hat ein Feldherr die Beschaffenheit des Landes schöner genutzt, um die Projekte eines viel stärkern Feindes zu vereiteln, und ihn am Ende auf den Punkt wieder hinzubringen, wo er im Anfange des Feldzuges gewesen war. Wenn man den Gebrauch studiert, den er dabey von Lippstadt machte, so wird man einsehn, wie weise er handelte, daß er alles wagte, um diese Festung zu

retten. Deshalb muß man sein Lager bey Vellinghausen nicht tadeln, sondern bewundern. Es war freylich eine höchst gefährliche und in Rücksicht der Lagerkunstregeln fehlerhafte Stellung. Allein wenn er sie nicht behauptete und keine Schlacht darin wagte, so war Lippstadt, und damit alle Möglichkeit verloren, den französischen fernern Fortschritten völlig zu widerstehen. Es war ein Glück wird man sagen, daß er bey Vellinghausen nicht geschlagen wurde: ein Glück, daß er am Ende des Feldzugs Braunschweig nicht verlor. Allerdings: allein ich sage es noch einmal, ohne solche Glücksfälle, das heißt, ohne Fehler des Gegentheils, kann keine Armee gegen eine viel stärkere etwas ausrichten. Indeß konnte er das Glück bey Vellinghausen, wegen der bekannten Mishelligkeit, die unter den beyden vereinigten Generalen herrschte, und wegen der noch bekanntern Unfähigkeit des einen, mit vollem Rechte erwarten. Was aber die Festung Braunschweig betrifft, so kann man ihm mit Recht keinen Vorwurf deshalb machen; denn seine Maasregeln waren doch noch so getroffen, daß er sie rettete. Und dann

mochte er auch wohl darauf gerechnet haben, daß sie einen stärkern Widerstand leisten könnte. Genau weiß ich die Umstände nicht. Allein es scheint immer, als wenn man in der Festung selbst nicht früh genug Anstalten dazu gemacht hätte, einem solchen Falle zu begegnen. Wenn ein Feind zu Eimbeck steht, so dächte ich, müßte man in Braunschweig Einrichtungen zur Gegenwehr treffen; so dachte vielleicht auch der Herzog: So würde man vielleicht auch in Braunschweig gedacht haben, wenn nicht Ferdinand an der Spitze der Armee gewesen wäre. Aber vielleicht verließ sich dieser ein wenig zu viel auf die Leute in Braunschweig, und jene hinwiederum auf ihn, der indeß auf andre Dinge zu denken hatte; und so wären sie beynahe beyde verlassen gewesen. In der hier angegebnen Voraussetzung, die ich nur zweifelhaft vortrage, weil ich die Umstände nicht genau weiß, würde doch aller Vorwurf auf die damaligen Befehlshaber in Braunschweig zurückfallen. Denn Ferdinands Maaßregeln waren vortrefflich. Ihm war an weiter nichts gelegen, als zu machen, daß die Franzosen den ganzen Feldzug zubrachten,

ohne etwas auszurichten. Dazu war das wahre Mittel, eine immer zweifelhafte Schlacht zu vermeiden, sich folglich von Broglio'n so weit weg zu halten als möglich, und immer am andern Ende des Hebels zu drücken, indeß jener an dem entgegengesetzten zog; bis denn am Ende durch Anstrengung aller Kräfte das Ziehen des letztern anfing das Uebergewicht zu bekommen. Da mußte Ferdinand freylich hin, um ihm Einhalt zu thun; allein da hatte es weiter keine Gefahr, der Feldzug war seinem Ende schon nahe, und in Westphalen konnte weiter nichts von Bedeutung vorgehn. Man würde dabey Unrecht thun, wenn man die Schuld dieses vernichteten Feldzugs auf die Fehler des Marschalls von Broglio werfen wollte. Nur darin ist er zu tadeln, daß er hoffte große Fortschritte gegen Ferdinanden zu machen, ohne ihn erst geschlagen zu haben. Allein auch über diesen Punkt hat er eine Entschuldigung vor sich, wie man aus den dü Bourcetschen Denkwürdigkeiten ersieht: Ein französischer General darf ohne Genehmigung seines Hofs nichts sehr wichtiges thun, geschweige denn eine Schlacht

liefern. Um diese Genehmigung hatte er gleich nach seiner Trennung von Soubise, geschrieben. Der Hof hatte sie ihm auch ertheilt. Allein er erhielt den Brief nicht, sondern erst nachher ein Duplikato desselben. Da war es zu spät, er war schon über die Weser gegangen, wo ihm Ferdinand durchaus nicht hinfolgen wollte; und nun konnte Broglio freylich nicht alle seine Anlagen wieder verändern, und dem Herzoge nachlaufen um diese Schlacht zu liefern, die ihm in dieser Gegend, bey dem nun angenommenen Entwurfe zum Feldzuge, nichts helfen konnte. Allein eben dieser Entwurf? Dieser Entwurf muß jedem gut scheinen; denn was kann wohl besser seyn, als die Kräfte eines schwächern Feindes so weit auseinander zu zerren als möglich, um ihn überall noch schwächer zu machen. Es gehörte das Meisterauge Ferdinands dazu, in der Lage von Lippstadt, in den Defilees, die sich in der Breite von Warburg bis nach dem Rhein, und in der Länge, von der Dimel und der Lippe oder Roer an, bis in die Ebene von Frankfurt hin erstrecken, so wie auch in der ausnehmenden Beweglichkeit seiner Truppen, ein Mittel zu ent-

decken, diesen Entwurf zu vereiteln. Wenn man dieß gehörig bedenkt, so wird man mir, hoffe ich, Recht geben, daß dieß ohne allem Widerstreit der gelehrteste aller Feldzüge des Herzogs ist, und daß man dessen gleichen in der Kriegsgeschichte wenig findet.

Neuntes Kapitel.

Feldzug von 1762.

Dieser Feldzug ward dem Herzog durch den französischen Hof viel leichter gemacht, als der vorige. Die Friedensunterhandlungen zwischen Frankreich und England fingen an einen sehr lebhaften Fortgang, und für jenes eine, nach den Umständen, ziemlich vortheilhafte Wendung zu nehmen. Das Ministerium zu Versailles dachte folglich nicht mehr darauf seine Eroberungen weiter zu treiben, sondern wollte nur diejenigen behaupten, die es in Deutschland gemacht hatte. Dieserhalb traf es Einrichtungen, die ich sogleich angeben werde.

Anstalten der Franzosen zu diesem Feldzuge.

Die beyden Generale, die im vorigen Jahre Frankreichs fürchterliche Heere kommandirt hatten, fingen, nach ihrer Rückkehr in Paris, an, einander über den schlechten Erfolg des vorigen Feldzugs anzuklagen. Schuld hatten sie beyde, aber Soubise offenbar am mehrsten. Seine Unfä-

higkeit war aus langer Erfahrung bekannt, und gleich im Anfange dieses Feldzugs sichtbar gewesen; und sein schändlicher Egoismus hatte sich in der Schlacht bey Vellinghausen gezeigt. Broglio war wenigstens kein schlechter Feldherr. Jeden Fuß breit Landes ihrer Gegner, den die Franzosen in Deutschland besaßen, hatte man ihm, als Eroberer oder doch wenigstens als Erhalter desselben, zu danken. Wer hätte nicht geglaubt die Entscheidung dieses Streits müßte für ihn vortheilhaft ausfallen? Der französische Hof handelte aber damals nicht nach solchen Gründen. Da wirkten lauter Cabalen, und die Soubisische war, durch die Freundschaft der Pompadour für ihn, weit mächtiger als Broglio's seine. Da man sich nun keine große Unternehmung vorsetzte, so glaubte man die Geschicklichkeit des letztern entbehren zu können, und bestätigte Soubisen in seiner Oberbefehlshaberstelle aufs folgende Jahr. Indessen war seine Unfähigkeit doch zu bekannt, als daß man es gewagt hätte, ihm das Schicksal einer Armee anzuvertrauen. Man gab ihm daher den Marschall von Etrees zum Collegen mit, und beyde Mar-

schälle sollten die ganze französische Macht gemeinschaftlich anführen. Dabey bekamen sie folgende Instruction. Kassel und Göttingen möchten sie suchen nur bis zu Ende des Novembers zu behaupten, weil man darauf rechnete, daß alsdenn der Friede geschlossen seyn würde. Das Land zwischen dem Rhein und der Lahn sollten sie schonen, damit, wenn das Friedensgeschäft alsdenn etwa noch nicht vollendet wäre, sie ihre Winterquartiere darin nehmen könnten; deren Spitzen Hersfeld, Ziegenhayn, Marburg und Gießen bilden sollten. Der Feldzug würde damit zu eröffnen seyn: daß sie suchten, die Fourage zwischen der Eder und der Dimel zu verzehren, um den Feind zu hindern, in ihrer Flanke und in ihrem Rücken zu manövriren; dann müßten sie zusehen, ob sie ihn nicht in der Gegend von Eimbeck und Göttingen endigen könnten, um das weiter rückwärts liegende Land zu schonen. Auf die Art würde man im Stande seyn, das Nöthige zur Proviantirung von Kassel aus dem Lande zu ziehen, wenn man es für dienlich erachtete, diesen Ort noch länger zu behaupten. Wenn die beyden Generale

nur diese Punkte wahrten, so wurden ihnen alle Mittel, die sie dazu für dienlich erachteten, überlassen. Ihre Armee ward zwar nicht so stark gemacht als im vorigen Jahre, allein doch völlig stark genug, um sich mit der ganzen Macht des Herzogs Ferdinands zu messen. Außerdem standen noch zwey und sechzig Bataillons und zwey und funfzig Schwadronen am Niederrhein, unter dem Befehl des Prinzen von Conde, womit er überall, wo es die Marschälle für nöthig erachteten, Diversionen anstellen sollte; denn er war ihnen mit seinem ganzen Heere völlig untergeordnet. Wie nun diese Aufträge vollführt wurden, das wird jetzt der Leser nicht ohne Verwundrung lesen.

Frühe Unternehmungen des Erbprinzen. Nachmaliges Zusammenziehen beyder Armeen.

Die Winterquartiere waren im Ganzen ruhig gewesen. Der Erbprinz hatte zwar schon früh im April ein paar kleine Unternehmungen gegen den Feind im Jülichschen und Bergischen ausgeführt. Eine derselben bestand in dem Bombardement des Schlosses Arendsberg, welches dadurch gezwungen ward sich neutral zu erklären; und auf die Art verloren die Franzosen einen Posten am Eingange des Gebirges, nach dem Hell-

weg hin. Allein dieses entschied weiter nichts, und beyde Armeen genoßen der Ruhe fort. Denn der neue Feldzug erforderte viele Anstalten, die nicht alle so geschwinde vollendet werden konnten. Zumal war das Land, wo der Krieg geführt werden sollte, ganz aufgezehrt, und beyde Heere mußten also warten, bis das Korn hoch im Felde stand, um sich zu versammeln. Deshalb zogen sich die Franzosen anfänglich nur in etwas engere Quartiere, und die Alliirten folgten ihrem Beyspiele gegen das Ende Mays. Ob zur alliirten Armee wirklich ein in englischen Sold genommenes Corps von zwanzigtausend Russen stoßen sollte, wie ich in einigen Nachrichten aufgezeichnet finde, kann ich nicht entscheiden. Es ist auch hier gleichgültig; denn dieß Corps kam nicht, und vermuthlich war es ein Glück für die ganze Armee. Es hätte wahrscheinlich mehr geschadet als geholfen. Ferdinands Heer war schon aus genug verschiedenen Theilen zusammengesetzt, die sich eben nicht sehr vollkommen in einander fugten, ohne daß man nöthig gehabt hätte, noch einen so fremden Zusatz hinein zu bringen. Außerdem war sie dieß

Jahr stärker als sie noch je gewesen *); und, da die Franzosen ohnehin keine so fürchterliche Macht aufstellten als das Jahr zuvor, wohl im Stande ihnen die Spitze zu bieten. Dem sey also wie ihm wolle, so zog der Herzog seine Armee am 18ten Junius im Lager bey Brakel zusammen, außer des Erbprinzen Corps, das dem Prinzen von Conde im Münsterschen entgegen gestellt blieb. Den 20ten ließ er sie nach Borgholt, und den 21ten vollends bis an die Dimel hinmarschiren.

Indessen hatten auch die Franzosen ihre Armee am 20ten Junius bey Kassel zusammen gezogen; der Prinz Xaver aber stand bey Dransfeld, in der Absicht das Hannöversche zu bedrohen; und diesem stellte der Herzog den General Luckner entgegen, um ihn zu beobachten.

Marsch der Franzosen ins Lager bey Grebenstein.

Am 22ten machten die Franzosen eine kleine Bewegung vorwärts und lagerten sich bey Grebenstein. Nach ihrer Instruction konnten sie weiter nichts zur Absicht haben, als den Herzog zu verhindern in Hessen einzudringen, und das vermochten sie nicht besser, als indem sie ihm den Uebergang über die Dimel versperrten.

*) Sie bestand aus folgender Anzahl.

Nationen.	Regiment	Bataill.	Schwadr.	Compagn.	zu Fuß.	zu Roß.
Engländer . =	28	18	29	140	17,512	5,104
Preussen = =	1	1	10	15	750	2,000
Hannoveraner = =	46	31	49	320	28,804	7,886
Hessen = =	21	24	23	171	14,460	4,076
Braunschweiger = =	9	11	15	84	8,230	1,950
Bückeburger . .	1	1	1	12	1,246	60
Brittische Legion und Wallonen	—	6	6	26	1,260	612
Guiden und andre Corps =	—	—	—	3	310	60
Summa .	106	92	133	771	72,572	21,808
					94,380	
Hiezu noch an Garnisonstruppen						
Hannoveraner = =	13 Bataillons,		81 Compagnien zu .		12,901	
Hessen = =	4 ——		28 —— — =		3,108	
			Total Summe		110,389 M.	

An dieser Anzahl nach dem completen Stande fehlte doch mancher Mann.

Dieß aber war die leichteste Sache von der Welt. Sie durften nur ihr Lager geradezu vor diesem Flusse aufschlagen, und dann war von Seiten des Herzogs an diesen Uebergang nicht zu denken. Anstatt dessen fanden sie für gut auf halben Wege zwischen Kassel und der Dimel zu bleiben, und sich da folgendergestalt zu lagern.

Beschreibung dieses Lagers wo der Herzog sie angriff.

Ihr rechter Flügel hatte das Städtchen Grebenstein vor seiner Front, und lehnte sich an einen morastigen Bach, der von Hohenkirchen nach jenem Ort hinfließt. Die Front ihres Lagers lief in gerader Linie auf der Höhe bis nach Meymbrechsen hin, einem im Grunde liegenden Dorfe, durch welches gleichfalls ein Bach fließt. An diesem Grunde lehnte sich ihr linker Flügel, der auf steilen Anhöhen stand, rechts Schachten und dann eine Heide, den Schachter Trisch genannt, vor sich hatte, und sehr vortheilhaft postirt war. Jenseits Grebenstein vor ihrem rechten Flügel stand Infanterie, vermuthlich um das dort liegende Generalquartier gegen jeden möglichen Unfall zu decken. Vor ihrem Centrum stand wieder ein Corps Infanterie,

fast

fast parallel mit ihrer Armee. Jenseits Meymbrechsen und den Bach hatten sie ein kleines Corps, aber queer vor ihrer linken Flanke gestellt. Endlich hatten sie eine gute Meile weit vorwärts vor ihrem rechten Flügel, den Generallieutenant, Marquis von Castries, mit einem starken Corps Infanterie und Cavallerie, bey Karlsdorf, dichte am Rheinhartswalde, detaschirt.

Was dieß ganze Lager, mit sammt den darin getroffnen Anstalten bedeuten sollte, das kann niemand sagen. Vermuthlich gefielen sich die Herren Marschälle bey der schönen Jahrszeit sehr wohl, in dem zu Wilhelmsthal, einem schönen Lustschlosse des Landgrafen, genommenen Hauptquartiere. Sonst läßt sich wahrlich kein Grund angeben, warum sie da hingingen und da blieben. Das hätten sie dennoch immer thun können, so lange sie Meister von allen Pässen über die Dimel und durch den Rheinhartswald waren. Allein das Unbegreiflichste von allen besteht darin: daß sie das Schloß zu Sabbaburg in diesem Walde, als den Schlüssel aller Pässe durch denselben, nicht nur blos mit funfzig ver-

laßnen Soldaten besetzt hatten; sondern es auch ruhig geschehn ließen, daß die Allitrten es am 21ten wegnahmen, und sich denn doch noch in dieses Lager hinbegaben, ohne diesen Posten erst wieder in ihre Gewalt zu bekommen. Kaum hatten sie auch dieses gethan, so entwarf und bewerkstelligte der Herzog sogleich einen Plan, wenigstens das so unbedachtsam gestellte Corps des Generals von Castries abzuschneiden und zu Grunde zu richten, und vielleicht gar die ganze feindliche Armee in ihrem Lager zu überfallen.

Anstalten des Herzogs zum Angriff der Franzosen.

Zu diesem Ende ließ er gleich am 22ten des Abends alle seine leichten Truppen über die Dimel setzen, und alle Pässe über diesen Fluß maskiren. Zugleich schickte er dem General Luckner Befehl zu, am 23ten von Sulbeck, wo er stand, abzumarschiren, zu Wambeck über die Weser zu gehen; so daß er sich den Abend um acht Uhr bey Gottsbühren im Rheinhartswalde befände. Die Armee selbst ergriff das Gewehr nach Mitternacht. Der linke Flügel, den das Corps der Hannoveraner, unter dem General von Spörken ausmachte, bildete zwey Colonnen; setzte gerade vor sich bey Sielen über

die Dimel in Verbindung mit der übrigen Armee; schlug sich aber gleich links über Hümmen in den Rheinhartswald hinein, um in der Gegend von Hombrechsen, hinter dem Castrieschen Corps, heraus zu kommen. Der Rest der Armee ging zwischen Sielen und Liebenau über die Dimel, in fünf Colonnen, und marschirte gerade vorwärts auf die französische Hauptarmee los. Milord Granby, der mit einem ansehnlichen Corps Engländer zu Warburg gestanden hatte, setzte seiner Seits zugleich mit der Armee vor der Front seines Lagers über den Fluß, marschirte hernach über Siebershausen und Lahr nach dem Dörrenberge zu, um hinter dem linken Flügel der Franzosen herauszurücken. Der Oberstlieutenant von Riedesel stand mit seinen Husaren und einigen Schwadronen Cavallerie vor der Spitze der linken Flanke des Castrieschen Corps, um darauf einzuhauen, sobald Spörkens Angriff seinen Anfang nehmen würde.

Die Hannoveraner kamen gegen fünf Uhr des Morgens zum Rheinhartswalde heraus, fanden nur zwey Vedetten auf der Höhe von Hombrechsen, und erstiegen sie *Schlacht bey Wilhelmsthal.*

also ohne Widerstand. Sobald sie oben waren, marschirten sie auf, aber falsch; mit der Front nach der französischen Armee zu, anstatt daß sie sich damit nach dem Castrieschen Corps hätten hinwenden sollen, dem sie schon im Rücken standen, und wovon sie nur durch ein kleines Holz getrennt waren. Vermuthlich war eben dieses kleine Holz daran Schuld, denn dadurch wurden sie verhindert es zu sehn, und formirten sich also gegen die Hauptarmee hin, deren Lager ihnen, sobald sie auf der Höhe waren, gerade in die Augen fiel.

Indessen hatte sich jenes Corps eher ins Zeug geworfen, als die Hannoveraner mit ihrem Aufmarsche fertig waren, und machte ungesehn seine Anstalten zum Rückzuge. Castries warf den Hannoveranern rechts, und dem Oberstlieutenant Riedesel links Cavallerie entgegen, und zog sich mit seiner Infanterie nach dem rechten Flügel der Hauptarmee zurück. Herr von Riedesel wartete immer auf den Angriff der Hannoveraner, um den seinigen zu thun; denn mit seinem kleinen Häufchen Cavallerie war es ihm unmöglich, sich mit allen Truppen, die der Franzose bey sich hatte, in ein

Handgemenge einzulassen. Er beobachtete und folgte also dessen Rückzug, und sobald der größte Theil jener Truppen aus dem Wege war, fiel er ihm doch noch in die Arriergarde, hieb mit großer Furie auf das Regiment Fitz-James, das sich ihm entgegen warf, ein, und richtete es zu Grunde. Auf diese Art entkam indeß das Castriesche Corps der vom Herzog ihm so künstlich gelegten Schlinge, die die erste Absicht der ganzen Bewegung gewesen war.

Unterdessen ging folgendes bey den Hannoveranern vor. Das erste was sie erblickten, als sie auf der Anhöhe von Hombrechsen kamen, deren Ersteigung man ihnen, wie sie meynten, streitig machen würde, war die französische Armee im vollen Tumulte eines durch einen Ueberfall aus dem Schlafe geweckten Heeres. Diesem gegen über marschirten sie, wie gesagt, auf; und als sie damit fertig waren, kam General Luckner, der um zwey Uhr des Morgens seinen Ruheplatz zu Gottesbühren verlassen hatte, zwischen Mariendorf und Udenhausen zum Walde heraus. Dieses machte den Generallieutenant, Grafen von Kielmansegge, der die ihm zunächst-

stehende Division commandirte, stutzig. Er hielt, der Himmel weiß warum, dieß für Feinde, und ließ seine ersten Kanonenschüße darauf thun. Ein Offizier, (wenn ich nicht irre, war es der jetzige hannöverische Oberstlieutenant von Liesing,) kam herangesprengt, und meldete, dieß wäre das Lucknersche Corps, mit geziemender Vorstellung, man möchte doch das Kanoniren dagegen einstellen. Luckner hatte Befehl vom Herzog, sich links zu ziehn; auf dem hohen Rücken des Rheinhartswaldgebirges, wo man oberhalb aller Quellen stand, wegzumarschiren, und die Höhe von Hohenkirchen zu gewinnen. Er ließ also den Graf Kielmansegg ersuchen, ihm in dieser Bewegung zu folgen, wie es der Disposition des Herzogs gemäß wäre, weil er, und zwar mit Recht, sich allein nicht wagen wollte, der ganzen französischen Armee so nahe zu kommen, als er dann, wenn sie sich nach Kassel zurückzöge, wie sie alle Anstalten dazu machte, stehen würde. Während diesen Unterhandlungen hatten die Franzosen mit wirklich erstaunlicher Schnelligkeit ihr Lager abgebrochen; standen in Schlachtordnung auf ihren Höhen, und ließen so eilig als mög-

lich all' ihr Gepäcke auf der Heerstraße von Grebenstein, die mit der von Warburg kommenden oben auf der Höhe von Hohenkirchen zusammen stößt, nach Kassel hinziehen. Wäre das Lucknersche Corps, von dem ganzen Hannöverschen unterstützt, dahin marschirt, so mußte sich dieser wehrlose Zug stopfen, und die ganze französische Armee dadurch in ihrem vorhabenden Rückmarsche aufgehalten worden: dann hätte die Armee von vorn, die Hannoveraner auf ihrem rechten, Lord Granby auf ihrem linken Flügel sie zugleich angreifen können, und sie wäre ohne einen fürchterlichen Verlust gewiß nicht weggekommen. Vielleicht wäre das einer der merkwürdigsten Tage geworden, die die Annalen der Kriegsgeschichte aufweisen können. Allein so war es im Buche des Schicksals nicht beschlossen. Umsonst waren Luckners Vorstellungen; umsonst alles Zureden und Bitten einiger einsichtsvoller Kielmanseggen untergeordneter Generale. Dieser Befehlshaber sah die Franzosen gerade vor sich. Aus misverstandner Bravour war er gar nicht davon abzubringen, auch gerade auf sie los zu marschiren. Das that er dann, ging

durch den Grund auf die gegen ihm über liegende Höhe, und da er dahin kam, fand sichs, daß die Feinde noch durch einen Grund von ihm getrennt waren, und zwar durch den, worin der morastige Bach floß, der sich von Hohenkirchen nach Grebenstein ergießt. Hier war es schwer durchzukommen. Der vortheilhafte Rücken der Anhöhen, auf dem man ungehindert seitwärts bis nach Hohenkirchen hinkommen konnte, war verlassen. Luckner durfte sich allein nicht dahin wagen, und marschirte folglich bedachtsam nach Immenhausen hin zu, welches zwar auf dem Wege aber ein wenig seitwärts liegt, und hielt Maaß mit der übrigen Armee. Während General Kielmansegg nach der ihm gegen über liegenden Höhe hinauf marschirte, kam immer mehr französische Bagage und Artillerie der feindlichen Armee aus dem Wege; und ehe er sein Corps nun vollends über den Bach bey Grebenstein, dessen morastige Ufer ihm sehr viel zu schaffen machten, führte, war schon alles Hinderniß geräumt und der Feind in vollem Rückzuge mit den Truppen. Dieser geschah über den sogenannten Brand, einer langen Höhe,

zwischen Hohenkirchen und Wilhelmsthal, und die Franzosen nahmen da eine augenblickliche Stellung. Indessen war auch die alliirte Hauptarmee aufmarschirt und vorgerückt; ihre vorschwärmenden leichten Truppen hatten in Grebenstein den größten Theil der Bagage der dort gelegnen Generals angetroffen und in Empfang genommen. Da schloß sich das hannöversche Corps, das sich eben durch jenen Bach durchgearbeitet hatte, an den linken Flügel der Armee an, und nun rückte das Ganze in Front gegen die Franzosen an, aber sehr langsam, und zwar aus mehreren Ursachen, besonders aber, meiner Meynung nach, darum: weil das Hinzukommen der Hannoveraner, worauf bey dem ganzen Manövre nicht gerechnet worden war, den Platz, worauf die Arme vorwärts marschiren sollte, sehr verengte: denn ich weiß eigentlich, daß häufige Ordres von den Befehlshabern der Brigaden an die einzelnen Haufen geschickt wurden, sich bald rechts, bald links zu halten, um das Ausdrängen der Bataillons oder Schwadronen zu verhüten. Um das Vorrücken der Alliirten indeß noch mehr aufzuhalten, kanonirten

die Franzosen ziemlich scharf gegen den linken Flügel derselben, wobey man ihnen nichts schuldig blieb, wiewohl auch dieß den Vormarsch noch ziemlich verzögerte. Während dieser Bewegungen war auch Granby, der den längsten Weg hatte, aus seinen Defilees herausgekommen, und zeigte sich in der linken Flanke der Franzosen. Diesem warfen sie sogleich das Stainvillesche Corps im Wilhelmsthaler Holze vor, und Granby säumte keinen Augenblick es anzugreifen und über den Haufen zu werfen. Da entstand denn ein sehr lebhaftes Infanteriefeuer, das erste und einzige was an diesem schönen Tage statt fand. Der tapfre Widerstand, den das Stainvillesche Corps, welches aus dem Kerne des französischen Fußvolks bestand, hier leistete, rettete freylich die französische Armee, indem es ihr Zeit gab, die Stellung bey Hohenkirchen zu räumen, ehe die ganze alliirte Armee bis dahin gelangen konnte. Dieß Corps ward aber auch fast gänzlich aufgerieben, indem es gewiß wenigstens funfzehnhundert Todte und Verwundete auf dem Platze ließ, und den Alliirten zweytausend siebenhundert zwey und dreyßig Ge-

fangne, eine Standarte, sechs Fahnen, und zwey Kanonen davon in die Hände fielen. Die Alliirten verloren zweyhundert acht Todte, worunter vier Offiziere; zweyhundert drey und siebenzig Verwundete, worunter zwey Offiziere; dreyhundert funfzehn Gefangne oder sonst Vermißte, worunter vier Offiziere. Wie langsam der Vormarsch der Armee ging, kann man daraus abnehmen, daß es etwa neun Uhr des Morgens war, als General Kielmansegg vor Grebenstein anlangte, und es vier Uhr des Nachmittags seyn mochte, als die Armee auf den Höhen von Hohenkirchen anlangte, die etwa eine kleine Stunde Weges davon liegen; womit denn die ganze Begebenheit ein Ende hatte.

Auf diese Art gelangte die französische Armee sehr erschrocken, und noch voller Angst über die gelaufne Gefahr, auf den Kratzenberg bey Kassel, wo man weiter nichts gegen sie unternehmen konnte; und die Alliirten lagerten sich bey Hohenkirchen, Lord Granby besetzte den Dörrenberg auf dem rechten Flügel der Armee, und General Luckner stand mit seinem Corps zu

Holzhausen, auf dem linken. Das Hauptquartier kam zu Wilhelmsthal.

Die Franzosen begeben sich auf das rechte Ufer der Fulde.

Noch in der Nacht, die auf die Schlacht folgte, zog sich die französische Armee über die Fulde zurück, und lagerte sich auf den Forst, ober- und unterhalb Kassel, und von da auf den Höhen von Landwehrhagen, bis jenseits Lutternberg; hinterließ aber ein ansehnliches Corps in einem verschanzten Lager auf dem Kratzenberge bey Kassel. Sobald der Herzog dieses am 25ten bemerkte, schickte er eine Brigade Infanterie hin, um das Tannenwäldchen zu besetzen; und Granby's Corps mußte sich hinter dem Karlsberge, mit der Front nach Kassel zu, lagern. Den Abend ward von der ganzen Armee Victoria geschoßen. Am 27ten ward ein Corps nach Niedenstein detaschirt, um die Franzosen vom linken Ufer der Eder wegzutreiben. Bey dessen Annäherung räumten die Franzosen sogleich Fritzlar, und zogen sich auch da über die Fulde zurück. Hernach dehnten sie sich noch weiter links, långst diesem Fluße, aus.

In dieser Stellung blieben beyde Armeen bis auf den 1ten Julius stehen, und der Herzog gab eine meisterhafte Ordre an die

Armee aus, über die Art, wie sie sich zu verhalten hätte, wenn die Feinde etwa zu einem allgemeinen Angriff über die Fulde setzen wollten. Das Corps zu Niedenstein ward verstärkt, in der Absicht, den Generallieutenant Grafen von Rochambeau, der noch immer am linken Ufer der Fulde stand, zu vertreiben. Dieser zog sich alsdenn nach Treysa und Ziegenhayn hinter der Schwalm zurück, verlor aber einen Theil seines Gepäcks, der dem Oberstlieutenant von Riedesel in die Hände fiel, als er von einer Streiferey zurückkam, auf welcher er zu Rothenburg ein französisches Magazin zerstört hatte. Allein am 4ten erhielt Rochambeau Verstärkung, mit der er wieder vor, nach Homburg marschirte, und den Lord Granby mit seinem Corps zurück und hinter die Eder trieb. Der größte Theil des Monat Julius verging auf die Art in lauter Bewegungen und Gegenbewegungen. Der Herzog wollte die Franzosen immer mehr hinter die Fulde einzwängen; allein das mußte sehr behutsam geschehn, und er durfte nur nach und nach seinen rechten Flügel verstärken, denn der linke erforderte auch die größte Aufmerksamkeit, weil die

Sachsen zu Landwehrhagen standen, und die Besatzung von Göttingen unermüdet thätig war, auf die Magazine an der Weser Unternehmungen zu veranstalten.

Angriff auf das sächsische Corps bey Lutternberg.

Zur Beförderung dieser Absichten schien nichts zuträglicher, als einen Angriff auf das sächsische Corps zu unternehmen, der eben so geschickt ausgeführt als veranstaltet ward. Die Sachsen standen auf Anhöhen, an deren Fuße die Fulde wegfließt. Diese Höhen waren sehr steil und mit Holz bewachsen, aber eben deswegen konnte man von oben gar nicht sehen, was unten geschah. Auf dieß natürliche Hinderniß mochten sie sich wohl verlassen, und hielten also unten an dem Fluß, der an mehrern Orten zu durchwaten stand, nicht die zu ihrer Sicherheit nöthigen Posten. Hierauf ward folgender Entwurf zu ihrem Angriffe veranstaltet. Die Generale von Gilså, Zastrow, Bock und Waldhausen zogen ein Corps auf den Brand zusammen, und marschirten damit am 23ten des Abends nach der Fulde hin. Von der andern Seite kam der Oberste von Schlieffen, der zur Bedeckung der Magazine bey Uslar

stand, setzte zu Hedemünden über die Werre, um dem sächsischen Corps in den Rücken zu fallen; und alle diese Bewegungen geschahen vollkommen der Abrede gemäß. Die Generale setzten kurz vor Tages Anbruch zu Wohnhausen, zu Spele und zu Willemshausen über die Fulde, und zwar durch Furthe, wobey die Soldaten bis an den Leib ins Wasser kamen, und Gewehre und Patrontaschen hoch halten mußten. Sie stiegen schnell die Berge hinauf, griffen die Feinde an; Waldhausen und Schlieffen aber, die sich vereinigt hatten, fielen ihnen am rechten Flügel in Flanke und Rücken. Die Schanzen vor der Front wurden sogleich erobert, die dahinter stehenden Truppen über den Haufen geworfen, und die Sachsen mußten sich mit einem Verlust von zwölfhundert, größtentheils Gefangnen, dreyzehn Kanonen, fünf Fahnen, drey Standarten, nach der französischen Hauptarmee zurückziehn, oder vielmehr flüchten. Man hatte französischer Seits in diesem Feldzuge die sächsische Leibwache zu Pferde beritten gemacht. Dieß war ihr erster Versuch in ihrem erneuerten Cavaleristenstande. Er lief aber sehr unglücklich ab, denn sie wur-

de fast gänzlich zu Grunde gerichtet, und die Alliirten freuten sich sehr über die Menge junger Pferde mit ganz neuen Satteln und Zeuge, die sie bey der Gelegenheit erbeuteten. Die französischen Marschälle schickten den fliehenden Sachsen Hülfe zu, und darauf mußten sich die Alliirten zurückziehen, welches auch ohne Verlust geschah. Während der Attake kanonirte der Prinz Friedrich das französische Lager auf dem Kratzenberge, das die Truppen auch sogleich abbrachen, sich unters Gewehr stellten und die Werke besetzten.

Der Herzog treibt die Franzosen völlig hinter die Fulde.

Nach diesem Unternehmen fuhren die Alliirten fort, sich nach ihrem rechten Flügel hin auszubreiten; und eben so verstärkten und breiteten sich auch die Franzosen nach derselbigen Seite aus. Rochambeau, der Anfangs hinter der Eder gestanden hatte, zog sich bis hinter die Ohm, und marschirte sodann an dem linken Flügel der Hauptarmee nach Milsungen hin. Indessen stand noch immer ein französisches Corps jenseits der Fulde, in dem Winkel zwischen der Eder und diesem Fluß, auf dem sogenannten Heiligenberge. Der Herzog trieb es aber doch endlich auch hinter die Fulde,

und

und dieß geschah am 25ten Julius. Dort verbreitete sich nun die Stellung der Franzosen in verschiedenen Abtheilungen, von Münden an bis über Milsungen hinaus, in einer Strecke von mehr als fünf Meilen. Um sich darin zu halten, verdarben sie nach Möglichkeit alle Furthen in der Fulde; machten Verhaue in den Waldungen: und an den zugänglichen Anhöhen, die, abwechselnd mit unersteiglichen, die Ufer des Flusses begränzen, legten sie Verschanzungen an. Die alliirte Armee stand ihnen gegenüber am andern Ufer. Ohngeachtet am linken Flügel der Herzog durch die Besatzung von Kassel gezwungen war, einen großen Bug zu machen, und noch am äußersten Ende seiner Parallel die Besatzung von Göttingen beobachten mußte; so verstand er doch die Kunst, sich mit solcher Bedachtsamkeit auszubreiten; er berechnete dabey so richtig, was der, den Franzosen eingeprägte Schrecken, die ausnehmende Tapferkeit und Thätigkeit seiner leichten Truppen vermochten; daß er den Feinden anfing ihre Communication mit Frankfurt sehr beschwerlich zu machen. Ja sie geriethen schon wegen dieser Stadt selbst in

Sorgen, und schickten daher das Schweizer-Regiment von Salis dahin ab, um die dortige Besatzung zu verstärken. Sie wußten sich auch auf keine Art zu helfen, als daß sie dem Prinzen von Conde, der zeither am Niederrhein gestanden, und dem schwächern Erbprinzen viel zu schaffen gemacht, ja sogar Streifereyen bis nach Ostfriesland unternommen hatte, Befehl zuschickten, erst alle Posten in der dortigen Gegend recht sicher zu stellen, und dann mit dem Reste seines Corps zu ihnen zu stoßen. Das war nun in fünf Campagnen das vierte mal, daß die Franzosen den Feldzug mit zwey Armeen eröffneten, wovon die stärkere schon allein hinreichend war, den Krieg mit dem Herzoge wenigstens auf gleichen Fuß zu führen, und wo diese doch die andre herbeyrufen mußte, um sich aus der Noth zu ziehen; da diese indeß eigentlich dazu bestimmt war, durch Diversionen zu agiren. Dabey rechne ich nicht einmal, daß Broglio im Jahre 1760, gleich bey Eröffnung des Feldzugs, den Grafen von St. Germain vom Niederrhein an sich zog, weil er wenigstens dabey offensive Absichten hatte, und sie auch wirklich ausführte.

Allein das muß doch in Anschlag gebracht werden, daß dieser General, im Winterfeldzuge von 1761, Hülfe vom Niederrhein kommen ließ, ob er sich gleich noch vor ihrer Ankunft die Oberhand wieder verschaffte: denn er hielt doch diesen Beystand für nöthig. In eben diesem Jahre mußte auch Soubise Broglio'n ersuchen ihm beyzuspringen, weil er sich sonst gar nicht mehr gegen Ferdinanden zu helfen und zu rathen wußte. Eben so war es aber auch Contaden im Jahre 1759 nach der Schlacht bey Minden ergangen. Das zeigt wohl recht, welche unfähige Menschen, Broglio'n etwa ausgenommen, alle Generale waren, die der französische Hof anstellte. Indeß führte der Prinz von Conde diesen Auftrag gehörig aus, und kam vom Niederrhein durch das Nassauische auf Gießen zu marschirt, um sich mit den beyden Marschällen zu vereinigen. Der Erbprinz, für den nun in Westphalen weiter nichts zu thun war, verließ dieß Land gleichfalls, und näherte sich, Conde'n parallel, der eignen Hauptarmee.

Die Lage der Marschälle konnte indeß auf die Art nicht länger dauern: Hätten

Die Franzosen räumen Göttingen u.

Münden verlassen ihr Lager an der Fulde u. marschiren in eins fort bis in die Gegend von Frankfurt ꝛc.

sie sich durchaus länger darin halten wollen, so wäre ihnen die Communication mit Frankfurt gewiß am Ende entrissen worden: es wäre auch dem Prinzen von Conde unmöglich geworden, sich früh genug mit ihnen zu vereinigen, um ihr Unglück abzuwenden; oder er selbst wäre in Gefahr gekommen aufgerieben zu werden. Diese beyden Ursachen bewogen die Marschälle, endlich gegen die Mitte des Augusts ihre Stellung zu verlassen. Sie räumten erstlich Göttingen und Münden völlig; sodann ließen sie eine Besatzung von eilf Bataillons und dreyhundert Pferden in Kassel, und trugen ihr auf, diese Festung, die sie nun ihren eignen Kräften überlassen wollten, so lange als möglich zu vertheidigen: alsdann schickten sie ihre Artillerie und ihr Gepäck am 6ten hinter sich nach Lichtenau hin; und endlich am 17ten brachen sie ihr so lang behauptetes Lager ab, um nach Hersfels zu marschiren, wo sie am 20ten ankamen. Von da ging ihr Zug weiter am 22ten nach Hünfeld. Am 23ten lagerten sie sich bey Merbezell unweit Fulda. Von da brachen sie am 25ten wieder auf und rückten in ihrem Zuge weiter bis nach

Freyensteinau, und am 26ten nach Hitzkirchen und Büdingen.

Der Herzog folgte ihnen sogleich am 18ten nach und kam den Tag bis Homburg, indem er den Prinzen Friedrich von Braunschweig mit einem Corps zwischen Kassel und der Dimel, gegen die dortige Besatzung, stehen ließ. Er fuhr hernach fort den Franzosen zur Seite zu marschiren und kam den 21ten bis Schwarzenborn, und den 22ten nach Hausen, wo er sich, mit der Front nach Hersfeld hin, lagerte. Am 25ten setzte die Armee ihren Marsch bis nach Mahr fort, mußte aber wegen des schlechten Wetters zwey Tage da Rast machen. Den 28ten ließ sie Ferdinand bis nach Scholten und den 29ten bis Nidda vorrücken. Die Franzosen waren indeß auch aus den Gebirgen herausgerückt, und näherten sich am 30ten der Nidda Durch diese Bewegung waren sie dem Condeschen Corps so nahe gekommen, daß die ersten Abtheilungen ihrer Hauptarmee, die unter den Generalen von Guerchy und Stainville standen, sich bey Friedberg mit ihm vereinigt hatten, und daß Soubise schon dahin hatte kommen können, um sich mit dem

Prinzen von Conde wegen der fernern Operationen zu bereden.

Treffen auf dem Johannisberg.

Letztern hatte der Erbprinz die Zeit über nicht aus den Augen gelassen. Er hatte versucht, ihn bey Grüningen zu überfallen; aber durch einen schnellen Rückzug war Conde diesem Unfalle entgangen. Er hatte sich am 25ten mit ihm kanonirt; allein dabey fünf Offiziers und funfzig Mann verloren, und drey Feldstücke im Stiche lassen müssen. Am 30ten stand er nicht weit von ihm am östlichen Ufer der Wetter. Man scheint damals bey der alliirten Armee nicht gewußt zu haben, wie weit das Vereinigungsgeschäfte der beyden feindlichen Armeen schon gediehen war, und hoffte vermuthlich noch immer es hindern zu können. Sonst läßt sich der folgende Vorfall nicht erklären. Der General Luckner rückte am 30ten über die Wetter. Darauf verließ das Condesche Corps seine vortheilhafte Stellung auf dem Johannisberg bey Friedberg und marschirte zurück. General Luckner eilte diese Anhöhe zu besetzen, die für ihn jenseits der Usbach lag. Das konnte indeß so geschwind nicht geschehn, weil die Franzosen die Brücke bey Merle abge-

brochen hatten. Also mußte Luckner nach Nauheim marschiren, um da über das Flüßchen zu setzen. Mitlerweile kam Stainville dem Prinzen von Conde mit seinem Corps entgegen, kündigte ihm den Anmarsch der Armee an, und bewog ihn zurückzukehren, um den Johannisberg, einen für sie gar zu wichtigen Posten, wieder zu besetzen, auf dem nur noch ein Theil seiner Arriergarde stand. Das konnte nun weder Luckner, noch der hinter ihm stehende Erbprinz, wissen oder vermuthen. Luckner erstieg also den Berg auf seiner Seite, ward mit den dort stehenden Franzosen handgemein, und trieb sie, zwar nicht den Berg hinunter, sondern nur in die kleinen darauf rechts und links liegenden Gehölzchen hinein. In diesem Augenblick kamen die Franzosen in drey Colonnen wieder den Berg hinan. Der Erbprinz, der dieß sah, und wahrscheinlich noch immer meynte, es wäre nur das Condesche Corps, das zurückkäme um seine Arriergarde frey zu machen, ging nun auch über die Usbach, um Lucknern zu unterstützen. Er ließ seine Truppen den Berg hinauf marschiren, um ihn zu behaupten; allein die Franzosen

kamen mit solcher Furie auf ihn zu, daß sie seine Infanterie völlig in Unordnung brachten, und den Berg hinunter warfen. Sie lief in voller Unordnung bis an die Ufer des Bachs, wäre aber, ehe sie sich darüber hätte zurückziehn können, von der französischen Cavallerie in die Pfanne gehauen worden, wenn sich nicht Luckner mit der seinigen, und drey Schwadronen vom Hannöverschen Dragoner Regiment von Müller, vorgeworfen, und verschiedentlich so tapfer auf die Feinde eingehauen hätte, daß diese Infanterie dadurch gerettet wurde. Der Erbprinz war indeß derselben nachgeeilt, suchte sie wieder in Ordnung zu bringen, und stieg ab, um sie selbst zu Fuße noch einmal gegen den Feind anzuführen. Vielleicht wäre dadurch das Gefecht wieder hergestellt und der Feind am Ende doch geschlagen worden; allein in dem Augenblick ward dieser fast zu eifrige Prinz von einer Musketenkugel sehr gefährlich im Unterleibe verwundet. Da war nun der Verwirrung nicht mehr abzuhelfen, und man eilte, so gut man konnte, über den Fluß zurück zu kommen. Der Verlust bestand an Todten in siebenzig Mann und zwey Offiziers;

an Verwundeten in dreyhundert sieben und vierzig Mann und neunzehn Offiziers; an Gefangnen in neunhundert sechs und zwanzig Mann und vier und dreyßig Offiziers. Außerdem fielen noch zehn Kanonen, eine Standarte und viele Munitionswagen dem Feinde in die Hände. Dieser Verlust wird eben nicht groß scheinen, wenn man bedenkt, wie schwer das Gefecht war, da man mit einem Flusse im Rücken focht. Einige Menschen wunderten sich bey dieser Gelegenheit, eben sowohl als bey Grünbergen, daß man dem Erbprinzen von Seiten der Armee nicht beygestanden hatte; da sie es so leicht hätte thun können als die französische Armee dem Prinzen von Conde Beystand schickte, und das Gefecht noch dazu von neun Uhr des Morgens bis zwey Uhr des Nachmittags dauerte. Dieselbe Nacht bezogen noch die Franzosen das Lager, mit dem linken Flügel an dem Johannisberg und mit dem rechten an der Nidda. Der Herzog aber rückte nach Staaten, der feindlichen Armee gerade gegen über. Das Corps des Erbprinzen stellte sich bey Münzenberg, und ein Haken von einigen Bataillons ward rückwärts an der Nidda postirt. Die Vor-

posten erstreckten sich links bis nach Windecken hin.

Der Herzog zieht sich in die Stellung hinter die Ohm.

Das war aber kein Lager, wo man sich halten konnte; denn die Franzosen marschirten am 7ten September vorwärts nach Gießen. Die Besorgniß, sie möchten ihm an der Ohm zuvorkommen, und auf die Art im Stande seyn, Marburg, Ziegenhayn und selbst Kassel zu entsetzen, zwang den Herzog sehr schnell von Bingenheim über Grebenau und Grünberg ins Lager zu Homburg an der Ohm zu rücken. Auf dem Wege setzten die Franzosen der Arriergarde sehr zu, und nahmen ihr einen Theil der Pontons weg.

Die Stellung zu Homburg an der Ohm ist so beschaffen, daß sie dem weitern Vordringen der Franzosen ein Ziel setzte. Dagegen war aber auch der Herzog außer Stand, etwas wichtiges gegen sie zu unternehmen; denn es sollte nun mit Ernst auf die Belagerung von Kassel gedacht werden. Er richtete also sein Augenmerk darauf, sich in dieser Stellung recht festzusetzen, damit er ein solch Corps von der Armee detaschiren konnte, wie es nöthig war, um diese Belagerung vorzunehmen. Denn aus

Mangel einer recht festen Stellung war Prinz Friedrich immer in einem Zustande der Schwäche gelassen worden, wobey er weiter nichts thun konnte, als die Communication der Armee mit ihren Vorräthen an der Weser gegen die Besatzung zu decken.

Kanonade bey der Brückermühle.

Um diesen Zweck noch besser zu erreichen, soll der Herzog damals den Vorsatz gehabt haben, die Franzosen von der Ohm zu treiben. Vor der Front seines Centrums lag eine Brücke, wobey sich eine Mühle befindet, die eben daher die Brückermühle genannt wird. Hinter dieser Brücke hatten die Alliirten eine Redoute, die mit etwa zweyhundert Mann besetzt war. Dieß Commando hatte einen kleinen detaschirten Posten vor sich, jenseits der Brücke. Auf dem andern Ufer stand die französische Armee ihren Gegnern gerade im Gesicht. Der Herzog hatte seine Cavallerie in Cantonirungen hinter dem Lager, und zwar so geschickt gelegt, daß sie in wenigen Stunden bey einander seyn konnte. Dabey soll seine Absicht gewesen seyn, in einer der schon lang werdenden Nächte, über den Fluß zu gehen, die Armee des Feindes un-

vermuthet anzugreifen, und ihr eine solche Schlappe zu versetzen, daß ihr, während des ganzen noch übrigen Feldzugs, die Lust vergangen wäre, etwas gegen ihn zu unternehmen. Dieß soll ihn bewogen haben, die äußersten Kräfte anzuwenden, um sich das Debouschee über jene Brücke frey zu erhalten. Am 21ten September des Morgens, mit Tages Anbruch, fing ein Feuern von Seiten des Postens vor der Brücke an; man weiß nicht recht wie und warum; ob ihn nämlich die Franzosen wirklich angriffen, oder ob nur ihre Patrouillen demselben zu nahe kamen. Dieß Feuer vermehrte sich. Der Posten ward von der Redoute aus unterstützt. Die Franzosen ließen Geschütz auffahren um die Redoute zu beschießen. Die Alliirten ließen auch welches dagegen herbeykommen, um das Feuer der Feinde zu dämpfen. Daraus entstand eine der fürchterlichsten Kanonaden, die je erhört worden ist. Sie dauerte von dem früheſten Morgen an bis des Nachmittags um zwey Uhr ununterbrochen fort. Weil das Feuer auf die Redoute gar zu mörderisch war, mußten alle Bataillons in der Nachbarschaft, das Com-

mando, das darin lag, alle halbe Stunden ablösen lassen. Der Weg von der Anhöhe herab bis dahin, war immer mit Kanonenkugeln der Feinde besäet, und deshalb der Heruntermarsch zur Redoute höchst gefährlich. Da man sich auf den guten Willen der Leute verlassen konnte, so schickte man sie zerstreut herunter, mit dem Befehle, sich unten bey der Redoute zu versammeln. Dadurch verhinderte man, daß die Franzosen keinen festen Zielpunkt hatten, worauf sie feuern konnten. Unten war die Gefahr noch viel größer; selten kam mehr wie die Hälfte des Commando's unverletzt zurück. Der Boden umher lag voller Leichen oder dem Zustande der Leichen nahen Menschen, und floß von Blut. Der ganze Weg und zumal die Gegend des Eingangs der Redoute bot ein gleiches Schauspiel dar. Bey den Feinden wirkten die Stücken der Alliirten keine geringere Verwüstung. Ihre Truppen standen, gleichwie die des Gegentheils, dem Feuer sehr ausgesetzt, um die Artillerie zu unterstützen, und noch überdem um sich der Redoute zu versichern, sobald sie, wie sie hofften, verlassen werden würde; denn ein eigentlicher

Angriff auf die Redoute geschah nicht; sie wollten die Alliirten nur durch ihr Feuer daraus verjagen. Allein die heldenmäßige Tapferkeit derselben siegte. Die Franzosen wurden es eher müde zu schießen, als es die gegenseitigen Commando's wurden, eins nach dem andern in die Redoute zu gehn, und sich von ihren Kanonen tödten oder verstümmeln zu lassen. Nach zwey Uhr hörte die Kanonade auf, oder ward wenigstens viel schwächer; und da mochte wohl jeder Theil dem andern, sehr unnöthiger Weise zwischen achthundert und tausend Mann todt oder zum Krüppel geschossen haben. Von den Alliirten lag noch ein Bataillon leichter Truppen in Amöneburg, das die Franzosen hinter sich und also blokirt hatten. Diesem ward an dem Tage ebenfalls scharf zugesetzt, und es ergab sich den andern Morgen zu Kriegsgefangnen, nach einer tapfern Gegenwehr. Diese Uebergabe hatte indeß mit jener Kanonade weiter keinen sichtbaren Zusammenhang, er müßte denn in dem Entwurfe des Herzogs gelegen haben, die Franzosen zu überfallen. Dieses gab indeß, wie es scheint, der Herzog von dem Tage an auf,

entweder wegen des nahen Friedens, oder weil die Franzosen nun auf den Punkt der Brückermühle wachsamer geworden waren, und Veränderungen in ihren Anstalten gemacht hatten, die dessen Ausführung unmöglich machten. Wenigstens blieb jeder Theil den ganzen Oktober ruhig in seinem Lager, wo sich die Truppen barakkirten.

Von dem obigen Vorsatze des Herzogs, die Franzosen jenseits der Ohm anzugreifen, kann ich nur, als von einer damaligen Sage in der Armee, und zwar unter Personen von Einsichten, reden, ohne sie zu verbürgen. Also kann ich auch nicht mit Gewißheit bestimmen, ob etwa das Aufgeben desselben, wegen der veränderten Lage der Dinge seit der Kanonade, es ihm nun möglich machte, dem Prinz Friedrich die, zur Belagerung von Kassel, nöthige Verstärkung zu schicken, und ob er etwa, in der Hoffnung ihn auszuführen, so lange damit gezögert hatte; denn dieser Prinz stand nun schon seit zwey Monaten als ein bloßer Beobachter vor dieser Festung. Genug, diese Verstärkung traf am 13ten Oktober bey ihm ein, und am 16ten wurden die

Belagerung und Einnahme von Kassel.

Laufgräben vor Kassel eröffnet. Die Besatzung und besonders die Bürgerschaft litt erstaunlich durch den Mangel an Lebensmitteln; in der französischen Armee wußte man, daß der Friede sehr nahe war. Deshalb ergab sich diese Stadt am 1ten November, nicht aber als wenn die Gewalt der Waffen die Besatzung dazu gezwungen hätte. Vom Hauptwalle war noch nicht ein Steinchen herunter geschoßen worden; die Belagerer standen mit ihrer Arbeit noch nicht einmal bis am Fuße des Glazis; ja die davor liegenden Werke waren noch in den Händen der Franzosen. Die Alliirten hatten zwar Erde genug umgewühlt, allein man war dabey nicht sehr zweckmäßig zu Werke gegangen; und allem Anschein nach wäre diese Belagerung eben so fruchtlos abgelaufen als die von 1761, wenn nicht der nahe Friede, oder der Mangel an Lebensmitteln, die Feinde genöthigt hätte, sich noch vor dessen Schluß, oder falls dieser sich verzögert hätte, vor unserm Einmarsche in die Winterquartiere zu ergeben.

Die Nachricht von den unterzeichneten Friedens-

Endlich kam am 7ten November ein Courier zur französischen Armee, der die Nachricht brachte, daß am 3ten die Friedens-

dens-

denspräliminarien zwischen Frankreich und England zu Versailles wären unterzeichnet worden. Die beyden Marschälle ließen das sogleich dem Herzog melden, der indeß weiter nicht darauf achtete, sondern vielmehr, weil sie sich weigerten Ziegenhayn zu räumen, seiner Armee eine genaue Wachsamkeit anbefohl, und mit dem Feuer auf diese Festung fortfahren ließ, bis endlich am 14ten auch ein Courier mit der Nachricht aus England bey ihm ankam. Alsbald ward zwischen beyden Armeen ein Stillstand festgesetzt, und sie gingen kurz darauf auseinander, jedoch fürs erste, und bis zur Unterzeichnung des völligen Friedens, nur in die Winterquartiere. Der Herzog nahm das Seinige zu Neuhaus, wo er am 21ten November anlangte. Er besorgte noch die sich auf die Winterquartiere beziehenden Angelegenheiten der Armee, und verließ sie hernach einige Tage, ehe sie völlig auseinander ging, bey welcher Gelegenheit er folgenden Brief an den General Spörken schrieb, um ihm das Commando derselben, so lange als noch nöthig, zu übertragen.

Präliminarien kömmt bey beyden Armeen an.

Brief des Herzogs an den General Spörken, bey seiner Abreise von der Armee.

„Nachdem ich die Ehre gehabt, sogleich „nach meiner Ankunft in Neuhaus, an „Se. Maj. den König selbst zu schreiben, „um Demselben wegen des Friedens, wel„chen Sie mit Frankreich und Spanien „geschloßen, Glück zu wünschen, auch zu „gleicher Zeit um Erlaubniß anzuhalten, „daß ich Derselben Armee, bey welcher „nunmehro meine fernere Gegenwart nicht „mehr nützlich wäre, verlassen dürfte, ha„ben Höchstdieselben gnädigst beliebet, uns „sehr günstig zu antworten, und bey dieser „Gelegenheit gegenwärtigen Brief, wel„chen Ihnen, mein General, damit sie „solches bey der Armee kund machen, zu „communiziren, mich verbunden erachte, „geschrieben; derselbige lautet von Wort „zu Wort also.“

Mein Vetter!

Ich statte Euch wegen des sehr verbindlichen Glückwunsches, welchen Ihr mir in Ewr. Schreiben vom 23ten November wegen des glücklichen Friedensschlusses, wozu Ewre Anführung an der Spitze meiner Armee so vieles beygetragen, machet,

meinen Dank ab. Ich willige gern in Ewr. Begehren, und ist mir sehr lieb, daß Ihr nach so vielen Fatiquen, endlich in dem Schooß der Ruhe, den großen Ruhm, welchen Ihr Euch mit so großem Recht erworben, genießen möget. Da ich übrigens vollkommen überzeugt bin, was ich solchen Verdiensten wie den Eurigen schuldig sey, könnt Ihr Euch auf die Fortdaurung solcher Gesinnung, daß ich mit aller Hochachtung und Geneigheit seyn werde, verlassen

Mein Vetter

Ewr.

St. James den 3. Dec. 1762.

geneigter Vetter Georg Rex.

„Zu Folge dieser gnädigen Erlaubniß, „welche mir Ihro Majestät ertheilt, habe „ich das Commando der Armee Sr. Ex„zellenz, dem General von Spörken über„tragen, und bin ich willens, Morgen, „als den 24ten Dec. selbige zu verlassen. „Ich bin im Gegentheil sehr zufrieden, „weil Se. Majestät geruhet, mir neuer„dings Dero Königliche Approbation zu

„bezeigen, und ich bin von der lebhaftesten „Dankbarkeit gerührt für alle Güte, mit „welcher Sie mich, während der ganzen „Zeit, als ich die Armee commandirt, be„ehrt haben. Es wird mir in stetem An„denken ruhen, daß ich mit so gutem und „glücklichem Erfolg, mit diesen tapfern „Völkern, woraus die Armee bestanden, „für die Freyheit, und für ihr „und mein Vaterland gestritten. „Dieses Andenken wird nicht eher, als „mit dem Ende meiner Tage erlöschen, und „wird mich allezeit und ohne Unterlaß an „die Verbindlichkeit, welche ich meines Orts „den Generalen und denen Offizieren, „welche durch ihre Tapferkeit und Kriegs„erfahrenheit mir beygestanden, und durch „welche ich in Stand gesetzt worden, „meinem Vaterlande zu dienen, und dem „Vertrauen, womit mich Se. Majestät be„ehrt, ein Gnüge zu leisten, schuldig bin, „rückerinnern. Diesemnach ersuche ich Sie, „mein General, dieserwegen meine auf„richtige Danksagung abzustatten und über„dieses noch der ganzen Armee für den „bezeigten Gehorsam, welchen sie mir „während der Zeit erwiesen, als ich sie

„zu commandiren die Ehre hatte, Dank
„zu sagen"

Neuhaus
den 23. Dec. 1762.

Ferdinand
Herzog zu Braunschweig
und Lüneburg.

Hiemit beschloß Herzog Ferdinand seine Laufbahn als oberster Befehlshaber der alliirten Armee, die nun von allen Seiten auseinander ging. Das war aber nicht die Folge eines allgemeinen Friedens; sondern in England hatte man für gut befunden, dem Kriege von der Seite, ohne alle Rücksicht auf seine Bundesgenoßen, ein Ende zu machen. Aus was für Gründen dieß geschehn sey, kann ich nicht entscheiden. So viel ist gewiß, daß ein großer Theil der Nation sehr darüber klagte, und glaubte, man hätte noch weit größre Vortheile dabey erlangen können. Der deutsche Patriot wird es auch ewig bedauern, daß der Friede damals so geschloßen ward. Er wird behaupten, daß wenn schon England die Hessischen und Braunschweigschen Truppen in Sold gehabt und bezahlt hatte,

so sey es dadurch noch nicht befugt gewesen, bey Schließung des Friedens keine weitre Rücksicht auf diese Staaten zu nehmen. Sie hatten durch den Krieg so viel gelitten, daß eine Vergütung an Land für ihre Regenten, wodurch diese im Stande gewesen wären, ihre Unterthanen besser zu schonen und ihnen auf die Art aufzuhelfen, sehr billig gewesen wäre. Sehr billig wäre es auch gewesen, daß die katholische Parthey in Deutschland, die der Feinde Absichten auf alle Weise befördert hatte, die Kriegskosten hätte bezahlen müssen, welches den Besiegten ohnehin immer zukömmt. Dadurch wäre die protestantische Parthey ungemein verstärkt und die katholische verhältnißmäßig geschwächt worden. Es wird ferner behauptet: Frankreich sey völlig ausser Stand gewesen den Krieg fortzusetzen, und hätte sich müssen alle Bedingungen gefallen lassen; es wäre auch leichte dazu zu bewegen gewesen, von der Seite nach Deutschland hin alle Bedingungen einzugehn. Der König von Preussen klagte auch bitter darüber, daß man den Frieden ohne alle Rücksicht auf ihn geschloßen habe; da man ihm doch billig eben so treu

bis zur letzt hätte beystehen sollen, als er sich, trotz aller Unfälle, immer bewiesen hatte. Wäre dieß geschehn, so hätte Preussen leicht auf ewig gegen alle Absichten seiner Feinde sicher gestellt werden können. Daß dieß aber nicht geschehn sey, wird jeder Anhänger der protestantischen Parthey in Deutschland, jeder Freund der Menschheit ewig bedauern.

Es hatten sich indeß die Umstände für den König in Preussen sehr gebessert. Seine persönliche Feindinn, die russische Kaiserinn Elisabeth, war gestorben. Das kurze Bündniß, das ihr Nachfolger, Peter III. mit ihm geschlossen hatte, war ihm nützlich gewesen; und die Entthronung desselben entzog ihm doch nur die russische Hülfe, ohne ihn wieder in eine Fehde mit dieser Nation zu verwickeln. Schweden war auch vom Kriegsschauplatze abgetreten. Die Reichsarmee war mit Gewalt auseinander gegangen. Die österreichische Macht stand allein noch gerüstet gegen ihn, und schien noch zweifelhaft, ob sie nicht den Krieg ohne alle Hülfe fortsetzen wollte. Nach reifer Ueberlegung fand es indeß

Maria Theresia bedenklich, denjenigen Helden allein noch zu bekriegen, den so viele mit ihr vereinigte Mächte nicht hatten überwältigen können. Sie schloß mit Anfange des Jahres 1763 und noch vor Eröffnung des Feldzuges den Frieden mit ihm zu Hubertsburg, unter der Bedingung, daß jeder das behalten sollte, was er vor Anfang des Krieges besessen hatte. Also blieb doch wenigstens die preussische Macht unversehrt, Deutschlands Freyheit so weit gesichert, als sie es vor dem Kriege gewesen war, und die furchtbaren Absichten des Hauses Oesterreich waren für dießmal glücklich vereitelt. Diese großen, der gesammten Menschheit höchstwichtigen Wohlthaten verdankte man vorzüglich der unerschütterlichen Seelenfestigkeit und dem kriegerischen Genie Friedrichs des Großen; aber auch unmittelbar nach ihm, und als einem dabey ganz unentbehrlichen Gehülfen, unserm Herzog Ferdinand. Daß die Geschicklichkeit, womit er die alliirte Armee gegen die Franzosen anführte, und diese, trotz ihrer Uebermacht, immer abhielt, mit den Oesterreichern dem Könige gemeinschaftlich schaden zu können, zeigt

der Augenschein der bisher erzählten Begebenheiten. Daß er aber der einzige war, der dieß ausführen konnte, das soll im folgenden Kapitel dargethan werden.

Zehntes Kapitel.

Schilderung Ferdinands, als Feldherr.

Man kann sich von Ferdinands Verdiensten, als oberster Befehlshaber der alliirten Armee, durchaus keinen Begriff machen, wenn man diese Armee nicht selbst genau kennt. Ich muß also zuerst damit anfangen, eine genaue Vorstellung derselben zu entwerfen.

Schwierigkeiten die bey der alliirten Armee statt fanden.

Sie hieß zwar die alliirte Armee; allein das war sie eigentlich nicht, sondern ein im Sold der englischen Krone stehendes Heer, über dessen Kriegsoperationen in Deutschland dem Könige von England allein die unabhängige Bestimmung zukam. In sofern hätte ihre Führung eben so leicht seyn müssen, als die eines gewöhnlichen Heers von jeder andern Nation; allein das war sie nicht. Gewisse Umstände mach-

ten diese Armee fast eben so schwer anzuführen, als eine jede, die aus verschiednen unabhängigen, zu einem gemeinschaftlichen Zwecke zusammengebrachten Völkerschaften bestanden hätte; und zwar nur etwa mit dem Unterschiede, daß man noch annehmen müßte, die Regenten dieser Völkerschaften hätten einen Mann zum Feldherrn gefunden, in den sie alle ein solch Vertrauen setzten, daß sie ihm die Führung der Kriegsverrichtungen gänzlich überließen, und ihren Generalen weiter keinen Auftrag gäben, als den: die Befehle dieses Mannes gehörig auszuführen.

Es findet nämlich bey der Anführung eines verbündeten Heeres eine doppelte Schwierigkeit statt. Erstlich das oft widersprechende Interesse der verbundenen Regenten, vermöge welches sie ihren besondern Generalen Weisungen geben, die den Absichten des Oberbefehlshabers entgegen sind; oder von ihm selbst Dinge verlangen, die er nicht damit reimen kann, und ihm dann Hindernisse in den Weg legen, wenn er nach seinen Einsichten, und nicht nach den ihrigen, handeln will. Diese Schwierigkeit fiel bey Ferdinanden weg.

Wenn er zu seinem Plane die Genehmigung des Königs von England erhalten hatte, so war er fertig: es durfte ihn alsdenn kein anderer mit seinen Forderungen behelligen: jeder Regent mußte seine Generale thun lassen, was ihnen Ferdinand gebot, sonst hätte er erlebt, daß man so schwer zu regierende Truppen von der Armee ausgestoßen und andre an ihre Stelle in Sold genommen hätte, und das wäre gewiß einem jeden der hohen Alliirten sehr zuwider gewesen; denn sie befanden sich alle bey den englischen Subsidien sehr wohl.

Allein damit war die zweyte weit größre Schwierigkeit gar noch nicht aus dem Wege geräumt. Es ist nicht genug, daß die Truppen vollkommen brav sind, sie müssen auch vollkommen willig und gehorsam seyn; und dieß letztere Wort begreift einen thätigen Gehorsam in sich, der den gegebnen Befehl gleich zum eignen Willen für den Empfänger desselben macht, zu dessen Befriedigung er auch gleich alle seine Kräfte aufbietet. Wenn blos die Furcht, militärisch bestraft zu werden, die Truppen, und zwar besonders die Generale beseelt, dann entsteht eine sehr schlechte Art von Gehor-

sam; nämlich der blos leidende, der wenig hilft, und mit dem ein commandirender General sehr übel daran ist, wenn irgend ein beträchtlicher Theil seiner Truppen nur von diesem geleitet wird. Wer das Geschäfte eines solchen Generals nur ein wenig kennt, wird wissen, daß es tausend und zwar entscheidende Gelegenheiten giebt, wo ein Unterbefehlshaber für sich handeln muß, wenn etwas Vortheilhaftes für die gemeine Sache geschehn soll. Das Vorbeylassen solcher Gelegenheiten wird oft nicht einmal bemerkt; geschweige denn, daß daraus ein Klagegrund erwachsen könnte: und es ist dem allgemeinen Besten doch immer sehr verderblich. Alsdenn will es mit der Armee nirgends fort, und man kann doch eigentlich nicht sagen, woran es liegt. Es giebt andre Gelegenheiten in Menge, wo der Unterbefehlshaber hinreichende Entschuldigungen findet, um die empfangnen Befehle nicht auszuführen, und wobey er sicher darauf rechnen kann, daß er aller Strafe entgehn wird. Ueberhaupt, wer nur in so weit ein ehrlicher Mann seyn will, daß er nicht an Leib und Leben gestraft werden könne, vermag in

der menschlichen Gesellschaft noch immer sehr viel Böses anzurichten: Eben so kann derjenige, der bey einer Armee seine Schuldigkeit nur in so weit thun will, daß man ihn nicht cassiren könne, immer ein derselben sehr schädlicher General oder Offizier seyn. Man bedenke also, wie ein Feldherr daran wäre, wenn viele Menschen in seinem Heere solche Gesinnungen gegen ihn hegten, die sie bewögen, nach dergleichen Grundsätzen zu handeln. Das wird aber immer der Fall bey allen misvergnügten Truppen seyn. Und hiebey ist folgendes zu merken. Je braver die Truppen, je vortrefflicher ihre Anführer sind: je leichter wird es nicht nur gewissermaaßen seyn, sie zu einem solchen leidenden Gehorsam zu bringen; sondern auch je gefährlicher wird er bey ihnen werden. Brave Truppen, gute Befehlshaber sind sehr ehrgeizig, sehr reizbar und zum Zorn geneigt; man kann es also gar leicht mit ihnen verderben, wenn man sich nicht sehr in Acht nimmt: und denn, wenn sie ihren Zorn durchaus verbeißen müssen, so machen sie ihm gewiß auf jene Art Luft. Ferner aber sind gute Befehlshaber in so einer Stimmung am

allergefährlichsten, denn sie wissen am besten den Zeitpunkt zu treffen, wo sie dem commandirenden General ihren bösen Willen durch den empfindlichsten Streich fühlen lassen können, ohne sich dem geringsten Vorwurfe auszusetzen; ja oft so, daß sie noch Ruhm dabey erwerben. Wenn man nach diesen ganz unwiderstreitlichen Sätzen die Zusammensetzung der alliirten Armee betrachtet, so wird man leicht einsehn, daß sie zu denen gehört, deren Anführung mit den größten Schwierigkeiten verknüpft gewesen ist. Denn bey keiner konnte es wohl dem Befehlshaber schwerer fallen, alle Glieder in so guter Laune gegen sich zu erhalten, daß sie ihm bey allen Gelegenheiten denjenigen thätigen Gehorsam leisteten, der auch bey den vorzüglichsten Truppen allein einen glücklichen Erfolg bewirken kann. Eine kurze und wahre Schilderung ihrer Bestandtheile wird dieses am besten beweisen.

Kurze Schilderung derselben. Die Engländer.

Den ersten derselben an Rang machten die Engländer aus. Man kann in der That keine tapfrern Truppen in der Welt finden, wenn sie auf dem Schlachtfelde unter dem Gewehre und vor dem Feinde

stehen. Hiemit hat aber auch das Lob ihrer militärischen Eigenschaften ein Ende. Erstlich besteht ihre Infanterie aus einem solchen ungewählten Zusammenflusse von Menschen, daß es sehr schwer ist, nur einen Schatten von Mannszucht unter ihnen zu erhalten. Die Cavallerie ist zwar nicht so beschaffen, allein eine thörigte Liebe für ihre Pferde macht sie erstaunlich raubsüchtig nach Fourage, und daher zehren sie eine Gegend in dem Punkte viel schneller auf als die Deutschen, denen man hierin eher ein Ziel setzen kann. Die Offiziersstellen sind alle bey ihnen käuflich, deshalb bekümmern sich ihre Offiziers nicht um den Dienst, und verstehen ihn, sehr sehr wenige ausgenommen, ganz und gar nicht; und das geht vom Fähndrich aufwärts bis zum General. Ihre Sitten machen sie zur Bequemlichkeit geneigt, und fast ohne alle Ausnahme sind sie an langes und bequemes Schlafen gewöhnt. Dieß verleitet sie oft zu Nachläßigkeiten im Dienst, die ganz unglaublich klingen würden, wenn man sie erzählte. Dazu kömmt nun ein natürlicher Uebermuth, vermöge dessen sie eben so geneigt sind, den Feind, als die Gefahr zu ver-

achten; und da sie sehr selten auf den Einfall kommen einen Ueberfall zu versuchen, so verlassen sie sich oft darauf, daß der Feind sich das eben so wenig wird einkommen lassen. Dieser Uebermuth hatte aber noch eine sehr schlimme Folge auf die innern Verhältnisse dieser Truppen zur übrigen Armee. Man weiß wie sehr diese Nation alle Fremden verachtet. Das macht ihren Dienst mit Truppen aus allen Nationen schon sehr beschwerlich. Allein hier kam nun noch dazu, daß sie sehr geneigt waren, ihre Gefährten und Mitstreiter, weil sie im Solde ihrer Nation standen, als eine Art von untergeordneten Kriegsknechten zu betrachten, die sich alles von ihnen gefallen lassen müßten, und wahrlich die andern hatten gar keine Lust, sich in irgend eine Art von Zurücksetzung gegen sie zu fügen. Den Hannoveranern waren sie zumal, aus bekannten politischen Verhältnissen, größtentheils im Herzen sehr abgeneigt, und diese Denkungsart konnte leicht sehr gefährliche Ausbrüche veranlassen. Daher ward auch das Commando der Armee, durch ihre Ankunft dabey, gewiß viel schwerer als es vorher gewesen war. Es war also hier

hier eine doppelte Vorsicht anzuwenden. Man mußte sie gebrauchen wozu sie gut waren, und nicht in Lagen setzen, wo ihr Nationalcharakter oder die Eigenheiten ihrer Dienstverfassung schädliche Folgen für die Armee hätten haben können. Und doch mußte man dabey theils ihre Eigenliebe schonen, und es ihnen ja nicht merken lassen, daß man sie zu gewissen Diensten für unfähig hielt; wenigstens es nicht so machen, daß sie glauben konnten, die Armee merke es, daß der Herzog so von ihnen dächte. Auch mußte man der übrigen Armee keinen Anlaß geben zu meynen, daß man die Engländer auf ihre Unkosten schonen wollte. Man mußte sie ferner im Zaum halten, daß sie in Quartier- und Fourageangelegenheiten keine Unordnungen anrichteten, keinen Streit mit den andern anfingen, wozu sie höchlich geneigt waren: und dennoch mußte man verhüten, daß sie an nichts Mangel litten, und nicht über Partheylichkeit gegen sie klagen konnten, wozu Der immer am geneigtesten ist, der seine Foderung aufs höchste spannt. Da sie beynahe ein Viertheil der ganzen Armee ausmachten, so kann man sich vorstellen,

daß die Wahrung aller dieser Rücksichten viel Kunst und Gewandheit erfoderte.

Die Hannoveraner.

Beßre, treuere, willigere Truppen giebt es auf der Welt nicht als die Hannoveraner. Ihre Infanterie und ihre Cavallerie besaßen alle diese Eigenschaften in gleichem Maaße; nur fand man ihre Cavallerie damals ein wenig unbehülflich, und, der ruhigere Geist der Nation scheint in der That dem Feld-Infanterie Dienste angemeßner, als jener feurigen Thätigkeit, die die Cavallerie erfordert. Unbilliger Eigensinn fand bey diesen Truppen durchaus nicht statt; allein es wäre auch höchst gefährlich gewesen, diese Stimmung misbrauchen zu wollen, und sie durch Unbilligkeiten zu beleidigen. Da sie nichts verlangten als was recht und billig war, und sich gewiß nicht leicht würden haben reizen lassen, so wäre ihr Unwille auch gar nicht leicht zu dämpfen gewesen. Unter den Generalen waren indeß manche, die ihre besondern Ansprüche hatten, und überhaupt fühlte auch wohl das ganze Corps gewissermaaßen, daß es die Seele der Armee war, und daß diese im Grunde nur durch und für sie exi-

stirte. Also mußte auf sie besondre Rücksicht genommen werden, ohne doch den übrigen zu nahe zu treten.

Die dritte Nation an Zahl und Rang in der Armee waren die Hessen. Kein Volk in der Welt vereinigt in einem solchen Maaße alle zum Kriege nöthigen Eigenschaften. Krieg ist ihr Element. Dieses und der Umstand, daß sie immer gewohnt gewesen sind ihn als Hülfstruppen zu führen, machte, daß sie, ohngeachtet ihres sonst wahrlich sehr reizbaren Gemüths, am leichtesten zu regieren waren. Jedoch mußte doch auf das Ambitionsgefühl ihrer Generale Rücksicht genommen werden; und es gab dabey auch noch für die Truppen einige Elemente von Unzufriedenheit, die leicht Ausbrüche eines nachher unvertilgbaren Haders hätten veranlassen können. Denn darauf war zu rechnen: wenn einmal mit den Hessen ein ernstlicher Streit ausgebrochen wäre, so hätte das ganze Corps Parthey genommen; und nach der ihnen natürlichen Hitze, wäre dieser Streit weit gediehen und sehr schwer zu dämpfen gewesen. Eine Hauptquelle der Unzufriedenheit bestand in einer Sache, wofür bey

Die Hessen.

der Armee niemand etwas konnte; die aber nichts destoweniger sehr leicht im Stande war, weit aussehende Privatstreitigkeiten zu veranlaßen. Die Hessen wurden nämlich unter allen Truppen der Armee am schlechtesten bezahlt. In den ersten Zeiten, da das Geld anfing schlecht zu werden, erhielten sie ihr Traktement an Silber: Hernach und, wenn ich nicht irre, bis zu Ende des Krieges, immer halb an Gold und halb an sogenannten C gelde, welches das Mittel zwischen Gold und dem ganz schlechten Gelde hielt, das unter so verschiednen Stempeln geschlagen wurde; da hingegen allen andern Truppen ihr Sold in Gold ausgezahlt ward. Das machte allerdings einen ansehnlichen Unterschied; allein daran war kein Mensch schuld, als die Plusmacher, die um ihren Landesherrn waren und ihn bewogen, ihnen das nicht zu geben, was ihnen doch von Gottes und Rechtswegen zukam, und die Krone England diesem für sie auszahlen ließ. Da sie nun aber einmal für gut fanden, sich dieß gefallen zu lassen, so setzte sie das doch in ziemlich böse Laune. Wirthlichkeit war außerdem nie ein Charakterzug der Hessi-

schen Offiziere, die als ächte Soldaten, zumal im Kriege, bey jeder Gelegenheit alles verjubeln, was sie haben; weil sie nicht wissen, ob morgen die Welt nicht für sie ein Ende haben wird. Auf den Punkt herrschte durchgängig ein ganz andrer Geist in den Hannöverschen Truppen. Weil nun aus dieser Ursache, und wegen des bessern Traktements, die Hannoveraner gemeiniglich immer besser bey Gelde waren als sie, so gab das zu einer merklichen Abgeneigtheit gegen einander Anlaß, die, wenn sie einmal Gelegenheit gefunden hätte in Stänkereyen unter den Offizieren auszubrechen, erstaunlich böse Folgen hätte haben können. Es war aber unmöglich, dieß anders zu verhüten, als durch die Commandeurs der verschiednen Corps, die man folglich von beyden Seiten bey guter Laune erhalten mußte.

In der hier angegebnen Rücksicht brauche ich der Braunschweiger nicht zu erwähnen. Sie konnten auf die Liebe des Herzogs rechnen, und die ganze Schwierigkeit lag blos darin, daß er ihnen diese Liebe nicht zu merklich erzeigen durfte. Sie dagegen waren dem Herzoge ganz ergeben; auf sie

Die Braunschweiger.

konnte er in allen Gelegenheiten rechnen. Auf alle Fälle hätte er sie immer dadurch festgehalten, daß ihr Landesherr sein zärtlicher Bruder war; der gewiß nicht gestattet hätte, daß sie ihm sein Commando erschweren durften.

Die Bückeburger.

Die Bückeburger waren ein zu kleines Häufchen, als daß ich sie hier anführen sollte. Indeß muß ich sagen, daß sie der Bildung ihres, an Land kleinen, an Eigenschaften sehr großen Landesherrn, wahre Ehre machten. Wo sie fechten sollten, geschah es immer mit exemplarischer Standhaftigkeit, und in der Mannszucht waren sie ein wahres Muster. Von Exzessen und Unordnungen war bey ihnen nichts zu hören.

So war von der Seite die Armee beschaffen, die Ferdinand commandirte, und man wird gestehn, daß es bey solchen Umständen eine große Kunst erfoderte, die so verschiedenen, ja entgegengesetzten Gemüther dieser Menschen in eine solche Stimmung zu versetzen, daß sie sämmtlich alle ihre Kräfte aufboten, um das allgemeine Wohl zu befördern: und das war doch wahrlich nöthig, wenn die andern Schwierigkeiten,

die sich noch außerdem bey der Armee befanden, überstiegen werden sollten. Ich will nun eben so versuchen, eine militärische Schilderung von der Armee zu geben, als ich jetzt eine laographische entworfen habe. Hier brauche ich die Nationen nicht zu unterscheiden, denn sie waren in dem Punkt auf einem ziemlich gleichen Fuße, und hatten allenfalls hier und da nur unbedeutende Vorzüge gegen einander, die ich noch dazu nicht wagen möchte genau zu bestimmen, aus Furcht in einer so delikaten Sache, von einer so langen Erinnerung her, zu irren.

Der Herzog hatte mit dem größten unter allen militärischen Hindernissen zu kämpfen: nämlich seine Armee war viel schwächer als des Feindes seine. Freylich muß man sie beyde nicht nach der Zahl der Bataillons und der Schwadronen vergleichen; denn die französischen Bataillons und Schwadronen waren viel schwächer als die deutschen. Freylich stand bey den Franzosen mancher Mann auf dem Papiere, der im Lager nicht zu finden war. Ihre Truppen kamen gewiß nicht einmal complet ins Feld. Freylich schmolz auch, wegen

Stärke der Armee.

der unordentlichen, fast möchte ich sagen lüderlichen, Lebensart der Soldaten, eine französische Armee geschwinder zusammen, als die Alliirte. Allein troz dessen war jene dieser immer überlegen; um ein Fünftheil wenigstens, zu Zeiten um ein Viertheil, und im Feldzuge von 1761 um ein volles Drittheil. An Tapferkeit hat es den Franzosen niemals gefehlt; sie haben zwar dabey allerdings viele militärische Gebrechen, die zu Anfange dieses Krieges zumal schlimme Wirkungen für sie hervorbrachten; allein sie besserten sich darin täglich. Indeß will ich gern zugeben, daß die alliirten Truppen durchgängig besser und tapferer waren, zumal in Ansehung jener ruhigen gleichmüthigen Tapferkeit, die die Menschen weder im Glücke noch im Unglücke verläßt. Allein der Unterschied war doch gewiß nicht so groß, daß er den Vortheil der größern Menge, der bey gleicher Anführung im Kriege immer entscheidend ist, aufgewogen hätte.

Infanterie und Cavallerie.

In Ansehung dessen, was man Taktik der Infanterie sowohl als der Cavallerie nennt; wobey lediglich auf die Truppen, und gar nicht auf den Antheil, den der

General an ihren Bewegungen hat, gesehn werden muß: so waren die Alliirten darin, damals, eben auch keine Hexenmeister, und den Franzosen entweder gar nicht oder nur sehr wenig überlegen. Das Avanziren in Linie ging gewaltig langsam, wenn es mit Ordnung geschehn sollte. Man erinnere sich nur des Beyspiels der Schlacht bey Wilhelmsthal, wo die Armee der Alliirten, auf einer Stunde Weges, volle fünf Stunden im Vorrücken zubrachte, ohne daß ihr der Feind einen merklichen Widerstand entgegengesetzt hätte. Die Aufmärsche geschahen auch alle mit vieler Langsamkeit. Endlich, was die Märsche anbetrifft, so waren sie zwar immer gut angelegt, und unser Generalquartiermeister mit seinen Gehülfen hatte dabey immer seine Schuldigkeit auf eine untadelhafte Art gethan; wenigstens wüßte ich nicht irgend eine dabey vorgefallne Unordnung bemerkt zu haben. Aber das weiß ich gewiß, daß die Märsche von Seiten der Truppen unausbleiblich den Fehler an sich hatten, daß bey jedem Defilee ein gewaltiges Stopfen beym Eingange, und ein fürchterliches Laufen beym Ausgange statt fand. Dieß sind aber die

drey Hauptpunkte, wo die taktische Kunst der Truppen die häufigste Gelegenheit hat sich zu zeigen.

Artillerie. Die Artillerie der Franzosen hat seit Gribeauvals Zeiten außerordentliche Veränderungen erfahren. Diese müssen in sehr wesentlichen Verbesserungen bestehen, wenn es wahr ist, daß sie anjetzt eine so entschiedne Ueberlegenheit hat, als man ihr durchgängig beylegt. So merklich war diese Ueberlegenheit auf dem Kampfplatze im siebenjährigen Kriege nicht; wie es sich unter andern bey der Kanonade von Amöneburg zeigte. Das Geschütz selbst war bey ihnen sauberer ausgearbeitet, als bey den Alliirten; der Engländer ihres ausgenommen, das auch ein ganz außerordentlich sauberes Ansehn hatte, welches immer eine höhere Vollkommenheit an der inneren Güte, in Ansehung des Gusses und des Bohrens, vermuthen läßt. Die Franzosen hatten auch noch einen andern Vortheil in diesem Punkte. Ihre Zugpferde waren in weit besserm Stande. Ich weiß davon keinen Grund anzugeben, als den, daß sie dieselben blos miethen, und am Ende des Feldzuges, bis auf eine gewisse

Anzahl, nach Verhältniß der Lage des Winterquartiers, abdanken. Da die Unternehmer alsdenn doch noch etwas mit ihren Pferden müssen anfangen können, wenn sie abgedankt werden, so sorgen sie vermuthlich besser für ihren Unterhalt den ganzen Feldzug durch, als es bey Truppen geschieht, wo die Pferde dem Landesherrn gehören, und die Artillerie nicht nur oft in Ansehung des Futters sehr kärglich bedacht wird, sondern wo auch die Geschirraufseher und die Knechte, den Landesherrn und die Pferde, um die Wette betrügen.

Die leichten Truppen der Alliirten waren von sehr verschiedner Zusammensetzung. Allein bey weiten die mehrsten beobachteten nicht die geringste Auswahl bey der Aufnahme ihrer Gemeinen; und in vielen ward auch bey der Einsetzung der Offiziere beynahe eben so blindlings verfahren. Da unter allen Corps derselben sehr brave und rechtschaffne Männer gedient haben, deren einige wohl noch leben mögen; so will ich keins von denen nennen, wo allerley Menschen, z. B. wegen Spionerey desertirte Offiziere, gewesene Bedienten, Köche, Leichte Truppen.

Schreiber und dergl. m. als Offiziere angestellt wurden; allein jedem, der bey der alliirten Armee gedient hat, werden sie bekannt genug seyn. Nichts destoweniger leisteten alle leichte Truppen bey derselben sehr gute Dienste: einige gehörten offenbar zu den besten, die man sich nur denken konnte; und selbst diejenigen, bey deren Zusammensetzung an gar keine Auswahl gedacht wurde, haben bisweilen wunderwürdige Dinge gethan. Dazu kam nun noch die ausnehmende Geschicklichkeit und Thätigkeit einiger Anführer derselben: eines Luckners, eines Riedesels, eines Scheithers ꝛc. die zu Ausführung untergeordneter Aufträge immer tüchtige Offiziere bildeten und wählten. Dieß gab den leichten Truppen der Alliirten ein entschiedenes Uebergewicht über die französischen, welches dem Heere allerdings sehr große Vortheile verschaffte, und in Ferdinands Händen ein großes Mittel zur Beförderung seiner Absichten ward, da er sie so meisterhaft zu leiten und zu gebrauchen wußte; ohne das große Verdienst zu rechnen, das er sich bey der Auswahl der Anführer dieser Corps erwarb: denn diese Anführer verstanden die

Kunst, die rohesten unter diesen Haufen nützlich und brauchbar zu machen.

Dagegen hatten die Franzosen einen andern Vortheil, der diesen doch noch überwogen hätte, wenn ihre Generale klug und geschickt genug gewesen wären, ihn gehörig zu gebrauchen. Dieser bestand in ihren Ingenieurs. Mit diesem Punkte war es, bey der alliirten Armee, in der That gar nicht gut beschaffen. Allein darüber darf sich niemand wundern; und wer da weiß, was es mit unsern und den französischen Ingenieurs für eine Beschaffenheit hat, der wird das sehr begreiflich finden. Ingenieurs.

Das französische Ingenieurcorps hat sich seit einigen Jahren, mit Recht, die Verachtung aller Vernünftigen dadurch zugezogen, daß man entdeckt hat: es sey auf eine höchst widersinnige Weise einem gewissen Schlendrian ergeben gewesen, von dem es nicht nur selbst nicht abweichen wollte, sondern auch jede Abweichung davon, die ein andrer wagte, in der Geburt zu ersticken suchte. So schändlich die Sache an sich ist, so wäre es doch thöricht, wenn man deshalb das Corps für unwissend halten wollte, und

das wird niemand thun, der sich eine richtige Vorstellung von der Sache macht. Vauban ist der Stifter des jetzigen französischen Ingenieurscorps gewesen. Das war ein Mann von unermeßlichem Genie, unsre deutsche Fortificationslehrerchen mögen dagegen schreyen so viel sie wollen. Das Andenken dieses Mannes zu segnen und zu verehren, gebot den französischen Ingenieurs Pflicht sowohl, als eigner Vortheil: denn sie fühlten gar bald, daß je mehr ihr Stifter von der Nation geehrt würde, je unerschütterlicher würden die Einrichtungen bleiben, die er ihrentwegen getroffen hatte; je weniger würden die despotischen Ministers eines unbeschränkten Königes es wagen, Aenderungen darin zu machen, die ihnen verhaßt seyn mußten, da sie sich bey diesen Einrichtungen sehr wohl befanden. Sie suchten daher selbst diese Verehrung bis zu einer Art von Abgötterey zu treiben, und dazu war kein besseres Mittel, als wenn sie, denen die Nation, als den Kunstverständigen in dieser Sache, allen Glauben beymaaß, das Beyspiel zu dieser Abgötterey gaben; den Gegenstand derselben als das letzte Ziel

menschlicher Vollkommenheit anpriesen, und weder litten, daß irgend jemand außer ihrem Corps einen Mangel an demselben entdeckte, noch auch daß irgend ein Mitglied desselben, durch Angaben neuer Erfindungen, argwöhnen ließe, es sey möglich, ihren großen Anherrn, wenn ich so sagen darf, den göttlichen Vauban, in irgend etwas zu übertreffen. Kosmopolitisch betrachtet, war das schändlich; denn da ist es ein scheußliches Verbrechen, irgend einem Zweige der menschlichen Kenntnisse Gränzen setzen zu wollen: es sey durch Gewalt oder durch List. Französisch betrachtet, war darin nichts strafwürdiges. Sie hatten unter den Ingenieurs aller Nationen, nach dem jetzigen Zustande der Fortification, ein entschiednes Uebergewicht, sowohl im Angriff als in der Vertheidigung. Was brauchten sie dieses durch neue Erfindungen aufs Spiel zu setzen? Sie sahen ja, daß die Kunst bey den andern Nationen keine Fortschritte machte. So lange also das so blieb, waren sie ihres Vorzugs gewiß; ja ihr Ruf selbst half die Dinge in diesem Zustande erhalten, und bewog die großen Herrn, die alle glaubten, außer Frankreich könne in

der Ingenieurwissenschaft nichts gutes hervorkommen, alle Lust zum Erfinden eher zu ersticken als zu befördern. Wäre einmal ein Genie außer Frankreich irgendwo durchgebrochen, je nu! dann wäre es immer für sie Zeit gewesen, zu versuchen, es wieder einzuholen und andere Maaßregeln zu ergreifen. Wozu sollten sie aber eine solche Verändrung veranlassen, oder warum hätten sie nicht suchen sollen, sie in ihrem Lande zu unterdrücken? Dieses konnte dadurch nichts gewinnen, aber wohl verlieren. Diese ihre Grundsätze gaben Anlaß zu ihrem nachherigen Streite mit dem Herrn von Montalembert, der neue, sehr vortreffliche Erfindungen in der Befestigungskunst bekannt machte: dadurch wurden eben diese Grundsätze entdeckt, und das zog ihnen die Verachtung und den Haß aller derer zu, die für die freye Erweiterung aller Zweige der menschlichen Kenntnisse eifern. Von allen diesen Dingen, die nachher erst zur Sprache gekommen sind, wußte man indeß damals noch nichts: wie sie denn auch auf das Ausübende der Ingenieurwissenschaft noch keinen Einfluß haben, und lange noch nicht haben werden: denn es wird lange

währen,

währen, ehe man viele Festungen finden wird, die nach einem neuen System erbaut wären. Also hatte alles dieses damals noch viel weniger Einfluß auf die Lage der beyden Armeen, als es vielleicht heut zu Tage haben würde; sondern es wirkten in ihrer ganzen Fülle die Ursachen, die dem französischen Ingenieurcorps einen ausgemachten Vorzug vor allen andern geben, und die in folgendem bestehn:

Die Franzosen hatten sehr gut angelegte Ingenieurschulen, worin alle diejenigen, die in das Corps treten wollten, gebildet wurden. Einrichtungen waren getroffen, nach denen Keiner, ohne erlangte Vorkenntnisse, hineinkommen konnte. Ich weiß wohl, daß alle menschliche Anordnungen Fehlern unterworfen sind: ich weiß wohl, daß man den Zöglingen des französischen Ingenieurcorps oft den Vorwurf gemacht hat, daß viele mehr darauf dächten, sich lustig zu machen, als etwas tüchtiges zu lernen; und daß von diesen Faulen sich viele, durch Gunst und andre unerlaubte Mittel, den verordneten Prüfungen zum Trotze, hineinschlichen. Allein auch von jenen lustigen Brüdern lernten doch viele

etwas; die Einrichtungen waren außerdem so beschaffen, daß, unter den Zöglingen, immer eine Menge geschickter Leute gebildet wurden, denen man den Eintritt in das Corps nicht versperren konnte; und endlich, wenn auch junge Leute ihre Zeit ziemlich schlecht anwenden, und sie erwerben nur einige Kenntnisse, so kömmt dann doch auch bey ihnen die Zeit, wo die Leidenschaften verdampfen und der Ehrtrieb wächst. Haben sie dann nur Gelegenheit sich auszubilden, so werden sie oft durch Privatfleiß noch sehr geschickte Männer. An solchen Gelegenheiten fehlt es aber den französischen Ingenieurs gar nicht. Erstlich giebt dazu die große Menge Festungen, die das Land enthält, vielfältigen Anlaß; und dann besitzt das Corps einen Schatz von Handschriften, als Journale von Belagerungen, Aufsätze über die Vertheidigungsmittel jeder Festung, Vorschläge zu neuen Befestigungsanlagen rc. deren Durchlesung eine Masse von praktischen Kenntnissen hervorbringen muß, wozu auf keine andre Art in der Welt zu gelangen ist. Auf diesen Schatz von Handschriften haben die französischen Ingenieurs in ihrem Streite mit Mont-

alembert sehr getrotzt, und sich dadurch sehr lächerlich gemacht, weil sie daraus die absurde Folgerung zogen: sie wüßten mit mathematischer Gewißheit, daß die Vaubansche Befestigungsart, mit wenigen Veränderungen, die möglich vollkommste wäre. Eine absurde Folgerung beweist aber weder daß eine Sache nicht existirt, noch daß man nicht Nutzen und eine vernünftige Folgerung daraus ableiten könne. Also existirt auch wirklich dieser Schatz von Handschriften beym Ingenieurcorps, und die französischen Ingenieurs haben daraus eine völlig praktische Kenntniß von allen Angriffs- und Vertheidigungsmitteln des bastionirten Fortifications-Systems, unter allen Gestalten und Abänderungen der Anlagen sowohl, als des Terrains, erhalten; und jeder derselben kann sie noch erhalten, wenn er will.

Man bedenke nun dagegen wie die Dinge, wenigstens damals, bey den Ingenieurcorps in Deutschland standen. Ein junger Mensch lernte ein wenig Geometrie, praktisch Feldmessen und einen saubern Plan zeichnen. Unter diesen Planen waren Fortificationsmanieren, also wußte er auch,

wenn man will, ein wenig Fortification. Mit diesen Eigenschaften ausgerüstet, präsentirte er einige seiner saubern Zeichnungen an die Behörde, welche bey weiten nicht immer der Chef des Ingenieurcorps, oder sonst ein darin erfahrner Richter war. Darauf ward er zum Conducteur bey einem Ingenieurcorps angesetzt. Wenn nun auch Festungen in dem Lande lagen, so waren es oft schlechte, und außerdem ward nichts militärsches daran gemacht: ein Wachthaus reparirt, etwas an einer Brücke verbessert, das Commandantenhaus geweist ꝛc.: das war alles, was vorfiel. Diese wichtigen Arbeiten respicirte er, und lernte Bauanschläge über so etwas machen. Gabs kein Geschäfte dieser Art für ihn im Lande, wo er diente, so maaß oder zeichnete er für die Kammer. War er dabey ein guter Mensch, so studierte er für sich, bisweilen sein eigentliches Metier, bisweilen aber auch Dinge, die ihm nützlicher oder angenehmer waren, als Civilbaukunst, Mechanik, Physik, Oekonomie ꝛc. Darum bekümmerte sich kein Mensch, wenn er nur seinen im Frieden höchst unbedeutenden Dienst thun konnte. Nun währte aber der Friede mehrere Jahre,

oder es kam ein Krieg, wo weder wichtige Belagerungen, noch ein großer Festungsbau vorfiel, oder es wurden dazu andre Ingenieurs gebraucht: wie das fast immer der Fall bey den deutschen Truppen gewesen war, woraus jetzt die ganze alliirte Armee bestand. Während dem Frieden etwas praktisches und im Felde brauchbares zu lernen; dazu war keine Gelegenheit. Es gab weder Ingenieurschulen, noch wurden Ingenieurarbeiten gemacht, noch fand sich irgendwo ein Ingenieurarchiv, woraus der junge Mensch Unterricht hätte schöpfen können. Indessen war das Subjekt, das wir hier zum Beyspiele vorstellen, doch mit den Jahren fortgerückt, und zum Theil hoch herauf gekommen. Was war nun wohl von einem so gebildeten Ingenieur zu erwarten? In der That nichts, und das ohne Verschulden von seiner Seite. Es lag nun einmal in der Natur der Dinge, und war noch zu verwundern, daß sich so geschwind mancher gute Kopf unter denen, die bey der alliirten Armee dienten, erhob, der sich sehr brauchbar zeigte. Zu dem hier gesagten kam nun noch, daß unsre Ingenieurs zu allen Dingen in der Welt ge-

braucht wurden, besonders beym Generalstaabe der Armee, weil damals noch zu wenig Offiziere unter den Truppen waren, die die hiezu einmal nöthigen mathematischen Kenntnisse besaßen. Bey dieser Menge von Geschäften konnten sich die besten unter den Ingenieuroffizieren bey der alliirten Armee gar nicht zum Belagerungsdienste bilden. Daher kam es denn auch, daß ihn, außer dem Grafen von der Lippe, fast kein Mensch bey der Armee nur einigermaaßen verstand. Ich glaube nicht, daß jemand, der die Beschreibung unsrer Feldzüge gelesen hat, einen Augenblick an der Wahrheit dieser Behauptung wird zweifeln können. Man vergleiche nur die Art, wie sich dieselben Festungen in französischen Händen gegen uns, und in unsern gegen die Franzosen vertheidigt haben. Wesel und Braunschweig waren fast in gleicher Lage, als jene Stadt von uns im Jahre 1760, diese aber von den Franzosen 1761 angegriffen wurde. Jene hielt sich drey Wochen, bis ihr Castries zu Hülfe kam. Diese aber hätte sich den dritten Tag ergeben müssen, wenn Prinz Friedrich nicht noch den zweyten gekommen wäre; und

wahrlich der Sturm fiel weit unerwarteter auf Wesel als auf Braunschweig. Mich deucht, solche Erfahrungen sind entscheidend.

Ich will gar nicht einmal einen andern Umstand erwähnen, der nothwendig in Deutschland alle Ingenieurcorps auf der untersten Stufe der Mittelmäßigkeit erhalten mußte. Nämlich die geringe Achtung, die man ihnen bezeigte. Kaum daß man die Glieder derselben recht für Offiziere gelten lassen wollte. Auf die höhern Stellen in der Armee durften sie sich fast niemals Hoffnung machen. Das war ein höchst sonderbarer Fall, wenn einmal einer General ward, und sie hatten es für ein großes Glück zu schätzen, wenn sie es bis zum Staabsoffizier brachten. Freylich so wie man sie brauchte, wenigstens in Friedenszeiten, zeigte ihr Stand nicht viel Offiziermäßiges. Allein dafür konnten sie nichts. Man bedachte nicht, daß es im Kriege ganz anders mit ihnen beschaffen ist. Bey einer einzigen etwas langwierigen Belagerung waget ein Ingenieuroffizier sein Leben öfterer, und stellt es mehrern Gefahren Preiß, als ein andrer oft in

einem ganzen langen Kriege nicht thut. Er muß dabey die höchste Probe des Muths geben, nämlich mitten in der Gefahr die größte Besonnenheit behalten, und sehr künstliche Arbeiten verrichten und anordnen; dahingegen der andre Offizier nur auf seinem Platze stehen zu bleiben braucht. Dabey muß der Ingenieur, wenn der andre in Friedenszeiten und im Winterquartier lustig lebt, studieren, arbeiten, schwitzen, wenn er ein tüchtiger Mann in seinem Fache werden will. Und das soll er nun bey allen möglichen Abschreckungsgründen verrichten! Wie steht das von vielen Menschen zu erwarten? Ich behaupte kecklich, man muß sich nicht wundern, daß das französische Ingenieurcorps, wo alle diese Umstände ganz anders waren, damals eine Ueberlegenheit über die Deutschen zeigte; sondern vielmehr darüber, daß sich unter den Deutschen noch so viele tüchtige Subjekte in denselben fanden. Ob und in wie ferne die Dinge sich anjetzt über diesen Punkt in Deutschland geändert haben mögen, kann ich nicht bestimmen, und es gehört auch nicht zu meiner Absicht. Genug, damals war es so, und das ist mir hinreichend.

Wenn man nun das Kriegstheater betrachtet, so wird man leicht einsehn, in welche Verlegenheit dieser Umstand den Herzog setzen mußte. Frankreich stellte immer zwey Heere gegen ihn auf die Beine; eins bey Wesel, das durch Westphalen vorrücken sollte; das andre bey Frankfurt, das durch Hessen gegen ihn anzog. In Westphalen hatte er zwey Festungen, die er sich durchaus nicht nehmen lassen durfte. Nicht Münster, weil die Franzosen von da aus ungehindert bis an die Weser kommen konnten und ihm alsdenn die freye Fahrt auf diesem Flusse gesperrt hätten, die ihm zum Unterhalt seiner Armee durchaus nothwendig war. Nicht Lippstadt, weil dadurch alle Möglichkeit sich den Rücken in Hessen frey zu halten, und die Communication mit Münster zu behaupten verloren ging. Von Lippstadt nach der Ohm ist eine Weite von zwölf Meilen. Diese wehrlose Flanke ist zu lang, deswegen hat es auch dem Herzog nie glücken wollen sie zu decken, sobald sich nur ein mittelmäßiger General an der Spitze der französischen Heere fand. Wollte er noch weiter vordringen, so ward seine

Kriegsschauplatz.

Lage noch beschwerlicher. Hätte er sich besser auf seine Festungen in Westphalen verlassen, und sie Monate lang, wie es die Franzosen mit Sicherheit vermochten, ihren eignen Kräften anvertrauen können; so wäre das wohl thunlich gewesen. Aber er durfte sie keinen Augenblick aus den Augen setzen. Nachdem er nun endlich die Vertheidigung von Hessen hatte aufgeben müssen; woran wirklich nicht sowohl Imhofs oder sein Versehn, als die Natur der Dinge schuld war, (denn er hätte es doch immer in diesem Feldzuge, nur später, verloren;) so hatte er, außer Münster und Lippstadt, Hameln und weiterhin Hannover, Wolfenbüttel und Braunschweig zu seinen festen Plätzen in seiner Parallel, die er alle sicher stellen mußte, und die Stellung an der Dimel durfte er sich auch nicht abgewinnen lassen. Von Münster und Lippstadt nach Braunschweig sind über dreyßig Meilen. Nun bedenke man, welche erstaunliche Kunst dazu gehört hat, zwey so entfernte Punkte gegen zwey an beyden Enden agirende Heere, mit einem schwächern zu bewahren; da er sich von keinem derselben auch nur auf acht Tage lang völlig und mit allen seinen Trup-

pen entfernen konnte. Wie hat er nicht dazu alle Vortheile zusammen nehmen müssen, die ihm gewisse Ueberlegenheiten seiner Truppen und die Fehler der feindlichen Generale darboten, um dieses Kunststück auszuführen! Wären seine Ingenieurs besser gewesen, so daß er auf eine lange Vertheidigung von Seiten irgend einer seiner Festungen hätte rechnen können; o! wie viel leichter wäre ihm sein Geschäft geworden! Ein gleiches fand auch beym Angriff statt. Hätten seine Ingenieurs nur solche Nester als Ziegenhayn und Warburg bald wegnehmen können, so hätte die Expedition von Hessen im J. 1761 eine andre Wendung genommen. Dann hätte er sich so lange hinter der Ohm, Schwalm und Eder halten können, daß man Zeit bekommen hätte, Kassel wegzunehmen, zumal wenn der Graf von der Lippe verstärkt worden wäre, welches alsdenn auch möglich gewesen seyn würde. Aber freylich hätte auch diese Belagerung nicht gar zu lange dauern dürfen, und ob gleich der Graf von der Lippe unser bester Belagerungs-Offizier war, so würde es ihm doch schwer gefallen seyn, auch mit stärkern

Mitteln, die Franzosen in Kassel so geschwinde zu überwältigen, als hiezu nöthig gewesen wäre. Denn man kann, denke ich, nicht läugnen, daß dieser Graf selbst den Franzosen in Rücksicht dieses Geschäfts nicht gewachsen war. Mir deucht das wäre aus der Belagerung von Wesel sichtbar genug, die unter seiner Anleitung geführt wurde. Wenn er dabey, den Umständen gemäß, zu Werke gegangen wäre, Rücksicht auf die Schwäche der Besatzung genommen und den Platz mehr brüsquirt hätte, so wäre dieser vermuthlich vor ihm gefallen, ehe Castries hinkommen konnte. Will man aber auch diese Belagerung nicht gelten lassen, weil ihm da die rechten entscheidenden Mittel mangelten; so wird doch meine Meynung durch die Belagerung von Münster, im Jahre 1759, erwiesen. Diese Festung hielt sich zwanzig Tage gegen den Grafen, und ergab sich wahrlich noch nicht aus Noth, sondern weil das vorgehabte Hineinwerfen einer Zufuhr vereitelt worden war; sonst war man mit der Transchee noch lange nicht bis an den bedeckten Weg der Stadt gekommen, und an die Citadelle hatte man gar noch nicht gedacht. Allein

da es der Besatzung an Lebensmitteln den Winter hindurch fehlte, so war alle fernere Gegenwehr ein unnöthiges Blutvergießen, und deshalb ergab sich der Gouverneur. Sonst hätten die Alliirten die Festung vermuthlich gar nicht wieder bekommen. Vermuthlich war also der Graf von der Lippe auch in dem Punkte bey der alliirten Armee nur der Einäugige unter den Blinden. Dem sey indeß wie ihm wolle, so gebe ich jedem zu bedenken: wie viel Gedanken, außer den sichtbarlich misglückten Versuchen, der Herzog wohl hat aufgeben, wie viel Vortheile er unbenutzt hat lassen müssen, weil er gar nicht hoffen konnte, daß eine Belagerung in einer gerechten Zeit von seinen Ingenieurs würde beendigt werden können. Als eine Eigenheit der Feldzüge der Alliirten muß ich noch den seltnen Gebrauch der Feldverschanzungen rechnen, den sie machten, da sie dergleichen doch ofte, theils für die ganze Armee, theils für detaschirte Corps, wie's scheint, nützlich hätten gebrauchen können. War es Abneigung des Herzogs dagegen, oder fühlte er, daß seine Ingenieurs auch hierin eben keine Stärke besaßen, oder hatte die Armee einen

Widerwillen dagegen bezeigt, dem er nachgab; oder endlich brachte es wirklich der Lauf des Krieges mit sich, daß dergleichen wirklich so selten nöthig waren? Das kann ich nicht bestimmen. Genug, außer in dem Lager bey Sachsenhausen 1760, wüßte ich keins, wo Verschanzungen wären angelegt worden, und ich kann freylich nicht sagen, daß ich schon damals eine besondre Künstlichkeit in der Anlage derselben gefunden hätte. Ich habe hernach noch andre einzelne Verschanzungen gesehn, wobey ich auch nicht Ursache gefunden habe, die Kunst des Erfinders und des Erbauers zu bewundern. Also wär es wohl möglich, daß auch hierin die Herrn Ingenieurs der Armee keine besondre Stärke besessen und auch dadurch manchem Schritte des Herzogs Hindernisse in den Weg gelegt hätten.

Eigenschaften Ferdinands, die ihn vorzüglich in den Stand setzten die alliirte Armee unter diesen Umständen zu commandiren.

Nachdem ich auf diese Art die Lage der Dinge bey der alliirten Armee nach meiner Ueberzeugung wahr und unpartheyisch geschildert habe; so ist es Zeit, daß ich zeige, welche Eigenschaften den Herzog so ganz besonders in Stand setzten, diese Armee so vortrefflich anzuführen, und so große Tha-

ten damit auszurichten, als er gethan hat. Die moralischen verdienen hier vorzüglich auseinander gesetzt zu werden, denn die militärischen Fähigkeiten lassen sich aus den Thaten zum Theil von selbst bestimmen, sollen aber hernach noch im Zusammenhange dargestellt werden.

Zwey Dinge wird man sagen, halfen Ferdinanden viel beym Commando der Armee. Seine hohe Geburt und nahe Verwandtschaft mit den Häusern der beyden gemeinschaftlich Kriegführenden Könige; und dann seine große, schöne, edle Bildung. Allerdings waren das zwey Mittel, womit ihn die Natur ausgerüstet hatte, und die ihre Wirkung thaten; allein dazu wollten sie von sehr geschickten Händen gebraucht seyn, sonst hätten sie wahrlich nicht das geringste geholfen. Ein Göttersohn, wie Adonis gestaltet, wenn er diese Geschicklichkeit nicht gehabt hätte, würde nichts ausgerichtet, nicht verhindert haben, daß nicht höchst verderbliche Unordnungen in der Armee entstanden wären, die sich gewiß mit ihrer gänzlichen Ueberwältigung durch den Feind geendigt haben würden.

Erste Eigenschaft. Außerordentliche Feinheit im Umgange mit Menschen.

Die erste der Eigenschaften Ferdinands, die ihn in den Stand setzte, diese und alle andere Mittel, die er in Händen hatte, zu Erreichung seines Zwecks, anzuwenden, war eine ganz ausnehmende Feinheit im Umgange mit Menschen. Dadurch sah oder fühlte er sogleich alle Ecken im Charakter derjenigen, womit er zu thun hatte, und wußte ihnen schon von so weit her auszubeugen, daß niemand seine Absicht dabey merkte, sondern der Natur das bey ihm zuschrieb, was oft gewiß das Werk einer sehr großen Kunst war. Von diesem Verfahren hat ihn nie eine Leidenschaft abbringen können; ob ich gleich habe versichern hören, daß er viel Neigung zum Jachzorne hatte. Allein nie ist in der Armee ein einziger zu weit gehender Ausbruch desselben laut und eine Quelle öffentlicher Mishelligkeiten geworden. Als Beweis dessen was ich hier behaupte, und um meine Meynung recht begreiflich zu machen, will ich nur das Betragen gegen Sackvillen, am Tage der Schlacht bey Minden, anführen. Hatte je ein Mensch das Recht zornig zu werden, und seinen Zorn durch eine üble Begegnung zu äußern, so hatte es Ferdinand

nand gegen diesen General, als er zu ihm kam, um die Erklärung der deutlichsten Befehle von der Welt zu holen. Allein der Herzog empfing ihn blos kalt, jedoch ohne Ausbruch von Unwillen. Wie fein war aber nicht die Wendung, wodurch Ferdinand ihm an folgendem Tag seine schlechte Handlung fühlen ließ, und sie der ganzen Armee kund that! Er nannte Sackvillen nicht ein einzigesmal, sondern dankte nur Lord Granby'n für dessen Bereitwilligkeit seinen Befehlen zu folgen, und verband damit das herrlichste Lob für die brittische Cavallerie und Infanterie. Das war so ganz die Art, wie mit den Engländern umgegangen werden mußte, wenn man ihren Diensteifer aufs höchste entflammen wollte. Hätte er Sackvillen scharf behandelt, wie er dazu sowohl Recht als auch völlige Macht hatte, und dadurch den Stolz der Nation gereizt; so hätten sich darunter eine Menge Menschen gefunden, die dessen Parthey genommen, und Unzufriedenheit wenigstens in ihrem Herzen genährt hätten. So aber gewann er das brittische Corps dergestalt, daß sie alle Sackvillen verabscheuten, und ein neuer

warmer Gehorsam für Ferdinanden sie belebte. Wenn jemand glaubt, daß dieß Verfahren leicht und natürlich sey; so muß er wahrlich nicht wissen, was das für den höchsten Befehlshaber sagen will, zu erleben: daß ein Untergebner, durch seine Widerspänstigkeit, eine Schlacht, die vielleicht wenige ihres gleichen gehabt haben würde, zu einem alltäglichen Siege macht, und was ihn dabey für Gefühle bestürmen müssen. Wer aber fähig ist, das zu empfinden, der wird wohl mit mir übereinstimmend denken, und diese That als ein sehr großes Merkmal der Klugheit, der Gewalt über alle Leidenschaften, und der feinsten Kunst die Menschen so zu fassen, wie sie gefaßt werden müssen, wenn man haben will, daß sie zu unsern Zwecken aus allen Kräften mitwirken sollen, betrachten. Uebrigens ist dieß nur ein Beyspiel; wer aber Ferdinanden gekannt hat, kann bezeugen, daß selten ein Tag während seines Commando's verflossen ist, der nicht ein ähnliches, wie wohl nicht so wichtiges, liefern könnte.

Zweyte: Seine besondre sichtbarlich Die zweyte Eigenschaft, die ihm alle Herzen erwarb, war seine außerordentliche

und sichtbarlich aus Herzensgüte entsprin- gende Höflichkeit gegen alle und jede. Es war nicht eine sich blos in Ausdrücken äußernde Höflichkeit, die den, gegen wel- chen man sie gebraucht, oft mehr in Verle- genheit setzt als erfreut, mehr schüchtern macht als einnimmt. Es war allezeit die Höflichkeit des Fürsten und des commandi- renden Generals, der seine Würde fühlt, wie er sie fühlen muß; aber der andern zeigt, daß er gnädig und liebreich gegen sie gesinnt ist. Nicht blos die Worte waren höflich, sondern Miene, Blick und ganzes Wesen zeigte Güte, Huld, Vergnügen am Wohlgefallen, das er einflößte; und das gewann ihm die Herzen auf eine ganz un- beschreibliche Art. Da nun nie die Stimme eines einzigen Menschen gehört wurde, dem er bey irgend einer Gelegenheit hart, lieblos und unfreundlich begegnet wäre, weil ihn nie, selbst die gerechteste böse Laune nicht, dahin vermochte dergleichen zu thun: so ging die Liebe, die seine Höflichkeit ihm er- warb, wie ein Lauffeuer durch die Armee; diejenigen, die ihn nie gesprochen, hörten es von denen, die dazu Gelegenheit gehabt hatten, und liebten ihn eben so feurig, weil

aus Güte des Her- zens ent- springen- de Freund- lichkeit u. Höflich- keit gegen jeder- mann.

sie überzeugt waren und seyn konnten, sie würden sicher gleiche Huld und Güte von ihm erfahren, sobald sich die Gelegenheit dazu darböte.

Dritte: Sichtbarliche Abwesenheit aller eignen Absichten beym Comando der Armee.

Ich rechne zur dritten Haupteigenschaft, die ihm alle Gemüther nicht sowohl gewann als unterwarf: daß nie in allem, was er that und anordnete, irgend eine andre Absicht hervorleuchtete, als erstlich die Beförderung der Angelegenheit, warum eigentlich Krieg geführt wurde; und dann das Wohl der ganzen Armee. Er gab im Jahre 1759 ein großes Beyspiel davon, daß er das Wohl der Sache, für die er die Armee commandirte, selbst seinem persönlichen Ruhme, ohne Widerrede, vorzog. Wie rühmlich, wie anscheinend vortheilhaft wäre es nicht gewesen, wenn er noch am Schlusse dieses Feldzuges Gießen erobert und die Franzosen gezwungen hätte, alle ihre Quartiere hinter den Mayn zu verlegen! Das wäre ihm vermuthlich gelungen, wenn er seine ganze Armee beyeinander behalten hätte. Allein der unglückliche Vorfall bey Maxen hatte den König von Preussen in augenscheinliche Gefahr gesetzt. Er ver-

langte zwölftausend Mann Hülfe von Ferdinanden. Friedrichen zu retten, und gegen seine Feinde aufrecht zu erhalten, dazu war die ganze alliirte Armee da; denn das war eigentlich der große Schlußstein des ganzen Kriegsgebäudes in Deutschland. Alle seine Siege hätten nichts geholfen, wenn den König seine Feinde zu Boden geschlagen hätten. Also entsagte er sogleich willig jedem persönlichen Vortheile, und schickte die verlangten Truppen hin. Es hätten tausend Generale die Armee commandiren können, bey denen Friedrich eine solche Bereitwilligkeit wahrlich nicht gefunden hätte. Die meisten hätten es aus Furcht nicht gewagt, ein so starkes Corps zu detaschiren; die übrigen hätten diese Furcht vorgeschützt, um ihre Absichten durchzusetzen; und sie hätten ihr einen solchen Anstrich geben können, daß kein Mensch ihnen diese Detaschirung zugemuthet hätte. Auch hierin gab Ferdinand einen großen Beweis der hier angeführten Eigenschaft: daß er nie aus persönlichem Ehrtriebe Truppen aufopferte; außer vielleicht in der Kanonade bey der Brückermühle, und dennoch ist das zweifelhaft. Ferner darin, daß er

niemals darüber in sichtbaren Zorn ausbrach, wenn eines Mannes Ungeschicklichkeit seine Plane verrückte. Sein Verdruß bey solchen Gelegenheiten war immer dem Gefühle angemessen, daß das gemeine Beste darunter litt; nie sah man die Empfindung hervorschimmern, daß seinem eignen Ruhme dadurch Abbruch geschehen war. Davon ließen sich mehrere Beyspiele anführen, und selbst die Geschichte mit Sackvillen kann als ein solches gelten. Auch darf man mir nicht das einwenden, was ich oben von einem Auftritte mit Bauern, beym Verluste an der Ohm im Jahre 1760 beygebracht habe. Bauer war des Herzogs Kreatur, Zögling, Schüler. Wenn ein solcher einen groben Fehler macht, so überläßt man sich wohl seiner natürlichen Empfindung. Ich rede nur von Ferdinands öffentlichen Betragen, bey Gelegenheiten, die Einfluß aufs Ganze haben konnten. Uebrigens muß ich bey Gelegenheit des Detaschements nach Sachsen noch bemerken, wie völlig Ferdinand Meister von seiner Armee war. Nicht nur marschirten die Truppen willig, in diese ihnen völlig fremd scheinende Unternehmung,

sondern der Ueberrest mußte nun darum bis im Januar im Lager bleiben, wo man fürchterliches Ungemach ausstand, und doch murrte niemand gegen den Anführer.

Vierte: Seine Unpartheylichkeit gegen alle Nationen und auch alle einzelne Glieder der Armee.

Als eine Folge dieser Eigenschaft, sehe ich die vierte an: nämlich die volle Unpartheylichkeit, die Ferdinand gegen alle Theile der Armee, und gegen alle einzelne Glieder derselben beobachtete. Die Engländer machten ihm in dem Punkte sehr viel zu schaffen. Die gute Mannszucht der Armee mußte ihnen sogar wohl ein wenig aufgeopfert werden. Ich bin versichert, daß dieß dem menschenfreundlichen Herzog gewiß wehe that. Allein er konnte es nicht ändern. Die Uebertretungen der Engländer waren viel zu zahlreich, als daß er auf ihre Bestrafung hätte dringen können, ohne die ganze Nation aufzubringen. Aber das verdarb auch die übrigen Truppen, gegen die Ferdinand nach seiner Billigkeit und Klugheit nicht schärfer verfahren wollte und mochte, als gegen die Engländer. Nie habe ich indeß die Ausschweifungen auf diesem Punkt ärger gesehn, als bey Eröffnung des Feldzuges, im Jahre 1761 in West-

phalen. Das ganze platte Land um ein Lager ward allemal richtig rein ausgeplündert, so weit die Armee reichen konnte. Herzog Ferdinand sah sich auch damals genöthigt, eine Verordnung heraus zu geben, die das Uebel ein wenig milderte, aber nie aus der Wurzel hob. Man mußte geschehn lassen, was man nicht ändern konnte; zumal da man doch sah, daß, wider den gewöhnlichen Lauf der Dinge, dieser Mangel an Mannszucht keinen merklich verderbten Einfluß auf die Kriegszucht äußerte. Dieses Uebel ließ sich also in so weit wohl noch ertragen. Allein ein viel größres lag darin, daß die Engländer oft, auf eine unverantwortliche Art, bey Quartier- oder Fourageaustheilungen, zum Nachtheile der andern Truppen, um sich griffen, die wahrlich gar nicht geneigt waren, so etwas geduldig zu ertragen. Ich weiß Fälle, wo es auf dem Punkt stand, daß sehr gefährliche Händel zwischen ihnen und den Truppen von andern Nationen ausgebrochen wären. Allein Ferdinand wußte mit großer Geschicklichkeit alle solche Irrungen auf eine unpartheyische Art zu dämpfen oder zu vermitteln, so daß jedermann zufrieden

war, und ihn jede Parthey nur noch lieber gewann. Eben so große Kunst erforderte auch die Behauptung seines unpartheyischen Charakters vor der ganzen Armee, in Ansehung der Dienstgeschäfte. Er mußte jede Nation brauchen, wozu sie vorzüglich gut war, und doch keiner merken lassen, weder daß er eine derselben, wegen irgend einer Unfähigkeit in einem Stücke, besonders schonte; noch auch viel weniger irgend einer, daß er ihr eine solche Unfähigkeit zuschrieb, oder daß dieses die Armee glauben möchte, wie schon oben bemerkt worden ist. Dieß erforderte allerdings ein ganz besonders behutsames Durcheinanderwerfen der Truppen, bey allen Unternehmungen und in allen Lagen und Stellungen der Armee, dazu sehr wenig Generale Kenntniß, Geschicklichkeit und Unverdroßenheit genug gehabt haben würden. Nicht weniger mußte der Ruf der Unpartheylichkeit gegen einzelne Menschen beobachtet; jeder, wozu er gut war, gebraucht; jeder nach Verdienst belohnt und gelobt; und keiner auf eine verdrüßliche Weise zurückgesetzt werden. Das war besonders bey den Generals der verschiednen Nationen ein wichtiger Artikel.

Auch die unfähigen mußten bisweilen gebraucht, und entweder so angestellt, oder dabey solche Maaßregeln getroffen werden, daß ihre Unfähigkeit nicht sichtbar wurde, und dem Ganzen keinen Nachtheil verursachte. Auch dieses wußte Ferdinand zu bewerkstelligen; ein einzigesmal, als er Obergen nach Hessen detaschirte, scheint er sich hierin nicht gehörig vorgesehn zu haben. Außerdem ist alles beständig gut gegangen, und jedermann immer zufrieden gewesen. Ich wüßte nur einen einzigen General, der vielleicht manchmal einige Ursache gehabt hätte zu klagen, daß man seine Willfährigkeit, seine Unerschrockenheit und seine Talente bey zu gewagten Unternehmungen, ohne ihn immer gehörig zu unterstützen, oder sein Betragen immer ins gehörige Licht zu setzen, gemisbraucht hätte. Allein gegen diesen General stand Ferdinand in einem ganz besondern Verhältnisse, der allen bösen Einfluß dabey aufs Ganze unmöglich machte. Sonst ist es ein merkwürdiger Zug in Ferdinands Feldherrnleben, daß nie jemand etwas nützliches gethan hat, dem er nicht deshalb das gebührende Lob und auch Belohnungen hätte zu-

fließen lassen. Die menschlichen Fehler verdienter Männer wurden nie mit Härte geahndet, sondern mit wahrer Sorgfalt für ihre Ehre verdeckt. In allen diesen Dingen herrschte sichtbare Unpartheylichkeit, Güte, Entsagung aller Rücksicht auf persönliche Verhältnisse oder Neigungen, bloße Lust das Beste des Ganzen zu befördern, welches auch seinen Zweck, Wetteifer anzufeuren und das höchste Bestreben zum Besten des Dienstes zu erwecken, keinesweges verfehlte.

Ferdinands militärische Fähigkeiten u. Einsichten. Beleuchtung einer Stelle aus Mirabous geheimen Briefen, und einer seltsamen Widerlegung derselben in des Herrn v. Archenholz Minerva Oktober 1792.

Alle diese Eigenschaften hätten indeß wenig geholfen, wenn sie nicht von großen militärschen Fähigkeiten unterstützt gewesen wären, nicht allein in Ansehung der Führung der Armee gegen den Feind, sondern in Ansehung ihrer Wirkung auf die Armee selbst. Doch ehe ich dieses auseinander setze, muß ich von einem Gerüchte reden, das ich vielleicht übergangen haben würde, wenn es nicht einer der gelesensten Schriftsteller Deutschlands eben dadurch recht verbreitet und merkwürdig gemacht hätte, daß er es hat widerlegen wollen. Dieß Gerücht besteht darin, daß Ferdinand seine großen militärschen Thaten nicht selbst,

sondern durch die Leitung andrer verrichtet habe. Allein ehe ich die Sache an sich prüfe, muß ich nothwendig einen Blick auf des Herrn von Archenholz Verfahren dabey werfen. Ich gestehe, sein Blümchen auf Ferdinands Grab (Minerva Oktbr. 1792) hat mir eine sehr schmerzliche Empfindung verursacht: denn es hat in meinen Augen den Werth so vieler seiner übrigen Schriften herabgesetzt, die ich so gern las! Ich konnte nicht umhin mir selbst folgendes zu sagen: „Herr von Archenholz hat immer „so viel Geistes-Gaben, so viel Scharfsinn „gezeigt. Unmöglich kann er also alle „die Dinge, die der Vernunft sowohl „als der Billigkeit entgegen sind, aus „Mangel an Einsichten in diesen Aufsatz „verwebt haben: es muß absichtlich ge„schehn seyn; und aus welcher untadelhaf„ten Absicht können solche Dinge fließen? „Sind sie nicht offenbar die Geburten un„lautrer Leidenschaften? Nun wird aber „der Schriftsteller, der einmal aus Leiden„schaft so weit vom Wege der Vernunft „und der Wahrheit abweicht, in allem was „er schreibt verdächtig, und unwürdig je „für die Wahrheit ein Zeugniß abzulegen.

„Bey Freunden der Tugend und Recht„schaffenheit verlieren seine Aeußerungen „ihren Werth; denn man kann nun nicht „mehr glauben, daß sie aus einer reinen „Quelle fließen. Also wird nun auch das „Gute, was Herr v. Archenholz sagt, seine „Kraft verlieren. Also wird man auch von „diesem Vertheidiger der Denk- und Preß„freyheit sagen können: nicht Liebe zur „Menschheit führte seine Feder, sondern „Leidenschaft und Absicht.“ Das waren meine Gedanken bey Durchlesung dieses Blümchens, und ich muß nun zeigen, daß sie gegründet waren.

Herr von Archenholz versichert, der Zweck seiner kleinen Schrift sey: eine Lästerung zu vernichten, die nichtswürdige Höflinge erfanden, um dem regierenden Herzog von Braunschweig zu schmeicheln, eine Lästerung, die sich sehr verbreitete, aber wahrscheinlich nie das Ohr des hochbeleidigten Edeln erreichte.

Wahrlich man sieht wohl, daß er an den Braunschweigschen Hof nie gekommen seyn muß, sonst würde er wissen, daß der Einfall, ihrem Herrn zu schmeicheln, den dortigen Höflingen gar nicht in den Sinn kom-

men kann. Die Lebensweise des Herzogs macht ihnen dieses durchaus unmöglich. Außerdem müßte Herr von Archenholz sich erstaunlich wenig um die Dinge bekümmern, über die er sich vorsetzt zu schreiben, wenn er nicht wissen sollte, daß die Sage unendlich viel älter ist, als die Epoche, da der jetzt regierende Herzog Höflinge hatte. Jedem, der bey der alliirten Armee gedient hat, wird es bekannt seyn, daß man sie dort wohl zu hören bekam: denn es gab auch dort superkluge Krittler, Unzufriedne mit losen Mäulern, und andre, die nachbeteten was jene sagten. Ich habe sie selbst mehr als einmal im Hauptquartiere äußern hören. So wenig ich also gesonnen bin, alle Thaten der Höflinge zu rechtfertigen, so muß ich doch hierin ihre Parthey nehmen, und sie für völlig unschuldig erklären.

Diese alte Sage, die niemand bey der Armee weiter beachtete, und zwar aus Gründen, die ich hernach vorbringen will, wärmt Herr v. Archenholz auf, und verbreitet sie, um sie zu widerlegen. Das ist an sich schon nicht recht nach den Vorschriften der Vernunft gehandelt. Er weicht aber dadurch noch weiter davon ab,

wenn man bedenkt aus welchem Buche er diese Sage geschöpft haben will. Aus Mirabeau's geheimen Briefen! einem Buche, das dem Verfasser einen allgemeinen Haß und eine Verachtung zugezogen hat, deren sich auch seine besten Freunde, seine wärmsten Verehrer gegen ihn im Grabe nicht erwehren könnten, wenn sie nicht hoffen und glauben dürften, daß er an ihrer Bekanntmachung keinen Antheil gehabt hat. Denn freylich, nur diese ist schändlich; aber sie ist es auch gewiß, und wäre es noch weit mehr, wenn Mirabeau, als wenn jeder andre sie veranlaßt hätte. War das Buch wohl der Mühe werth, ihm etwas nachzuerzählen und zu widerlegen? Ist es nicht in seinem gedruckten Zustande ein Pasquill, so gut als der Bahrdt mit der eisernen Stirn; oder die Briefe über die jetzige Fabrik der Modebücher: und überschütten sie nicht alle drey ihre Bekanntmacher mit gleicher Schande? Werden nicht alle Menschen mit Verachtung vor jedem derselben vorbeygehen? Hat Mirabeau die Briefe selbst herausgegeben, so zeigt ihn dieser Zug allein als einen solchen unmoralischen Menschen, daß man keiner

einzigen seiner Aussagen Glauben beymessen darf, und das Buch verliert, von dem Augenblicke an, allen Werth von einem Ende bis zum andern. Aber da ich selbst fest glaube, er habe keinen Antheil an ihrer Bekanntmachung gehabt; *) so will ich zugeben, daß künftige Geschichtschreiber sie als Quelle gebrauchen können. Das versteht sich aber doch nur von solchen Dingen, die Mirabeau selbst gesehn, gehört, geredet und gethan hat; nicht aber von den hie und da aufgeschnappten Gerüchten. Am allerwenigsten wird man ihn als einen gültigen Zeugen für Begebenheiten aus dem siebenjährigen Kriege anführen können, die ein viertheil Jahrhundert vorher geschehn waren.

Wenn man nun liest, daß Herr von Archenholz, der dieß alles so gut einsieht, als es ihm irgend jemand sagen kann, die Behauptung zweymal auf eine tadelnde Art vorbringt: „Der Herzog habe zu dieser „Sage geschwiegen:“ so sieht man gleich, daß dieß eine Aeußerung ist, die der-

*) Mirabeau versicherte: sie wären herausgegeben worden, um zu verhindern, daß er als Deputirter beym Reichstage auftrete.

dermaßen aller Vernunft und Billigkeit zuwiderläuft, daß er sie unmöglich aufrichtig, sondern blos, von Gott weiß, welchem blinden Triebe angereizt, vorgebracht haben kann. Das wird Herr von Archenholz doch nicht läugnen, daß er hier behaupten will: Der Herzog hätte sollen schriftlich und gedruckt vor dem Publikum antworten. Denn von einer mündlichen Antwort kann aus folgenden Gründen gar nicht die Rede seyn. Es ist nicht glaublich, daß jemand sich erfrecht haben sollte, einem Herzoge von Braunschweig eine unanständige Anekdote von seinem leiblichen Oheim zu erzählen; und noch weniger, daß ein Mensch auf der Welt im Stande gewesen seyn sollte, mit dem regierenden Herzog über eine Stelle aus Mirabeaus geheimen Briefen zu sprechen. Wollte man es aber ja als möglich ansehn, daß sich so ein Mensch auf der Welt gefunden hätte: wo könnte denn Herr von Archenholz wissen, ob und was dieser Uebertreter alles Wohlstandes für eine Antwort erhalten haben möchte? Nun bedenke man aber einmal was in der Zumuthung liegt: Der Herzog von Braunschweig soll öffentlich auf etwas antworten, was

in diesem Buche steht. Er soll auf eine solche Sage, und noch dazu bey Lebzeiten seines Oheims, etwas öffentlich erwiedern. Läßt sichs begreifen, wie Herr von Archenholz mit seinem Verstande fähig war so was hinzuschreiben? Welcher böser Dämon gab ihm dieses ein, und verhinderte ihn einzusehn: daß, da dieß niemand seinem Unverstande zuschreiben kann, man es nothwendig dem blindesten bösen Willen zuschreiben muß, den je ein menschliches Wesen geäußert hat?

Bey den Gründen, womit Herr von Archenholz diese Sage widerlegen will, verfährt er auf eine, den Vorschriften der Klugheit und der Aufrichtigkeit eben so wenig angemeßne Weise, als bey seinen Klagen darüber. Das will ich jetzt den Lesern zeigen.

Der erste derselben besteht in folgendem. Nachdem er die Sage so vorgetragen hat: „Ein Sekretär des Herzogs Ferdinand „habe an allen seinen Thaten im siebenjäh„rigen Kriege den vorzüglichsten Antheil „gehabt, ja eigentlich sie allein ausgeführt;“ fügt er hinzu: „Der Sekretär eines Feld„herrn könne ihm zwar nützliche Winke „und Plane mittheilen, rc. dieß sey aber

„durchaus nicht hinreichend, die fehlenden „Talente des Feldherrn zu ersetzen oder sie „zu verbergen. Zahllos sind die Fälle, „wo der Oberbefehlshaber bey Anfragen „und Rapports auf der Stelle mündliche „Antwort ertheilen oder Zweifel lösen muß, „und wo er nicht sagen kann: Wartet, ich „will meinen Sekretär erst fragen. Eine „verzögernde und unpassende Antwort „würde sehr bald das Geheimniß der Un„fähigkeit aufdecken, und nun wäre das „Zutrauen so wie die Achtung des Heeres „auf immer verloren."

Hier ist nun eine ganz sichtbare Unaufrichtigkeit (wenn ich so sagen darf,) vom Herrn von Archenholz begangen worden, und zwar blos darum, um sich seinen Beweis leichter zu machen. Er will Mirabeau's Aussage widerlegen. Sie stehet im 53ten Briefe: „Uebrigens hat der „Stark neuerlich ein Buch bekannt ge„macht, unter dem Titel, Nicaise, worin „er die Frey-Maurerey angreift. Diese „antwortet darauf in einem Werke, betit„telt: Anti-Nicaise, wo man authentische „Briefe von verschiednen Prinzen findet, „unter andern von dem Prinzen Karl von

„Hessen-Kassel, und von dem Prinzen „Ferdinand von Braunschweig, die das „sehr wohl beweisen, was man auch sonst „schon wissen würde, sobald man mit ihm „geschwätzt hat, wenn nicht außerdem seine „Helfer, Bauer und Westfall, bekannt wä„ren; daß nämlich ein großer, oder viel„mehr ein berühmter General, ein sehr klei„ner Mensch seyn kann.“ *) Also werden dem Herzog Ferdinand zwey Helfer zugeschrieben; sein Sekretär im Kabinet, und sein Generalquartiermeister auf dem Felde und im Angesichte des Feindes. Das

*) Hier ist das Original, damit man urtheile, ob ich richtig übersetze. Au reste le Stark a publié récemment un livre intitulé Nicaise, dans lequel il attaque la Francmaçonnerie. Elle réplique par un ouvrage intitulé, Anti-Nicaise, où l'on trouve des lettres authentiques de plusieurs princes, entre-autres du prince Charles de Hesse-Cassel et du prince Ferdinand de Brunsvik, qui prouvent très bien, ce qu'on sauroit quand on a causé avec lui, ne connût on pas d'ailleurs ses faiseurs, Bauer et Westfall, qu'un grand général ou plutôt un général renommé, peut être un bien petit-homme.

bringt im ganzen Argumente des Herrn von Archenholz eine wesentliche Veränderung hervor, die er nothwendig selbst hat fühlen müssen, und wobey er durch diese wissentliche und also hinterlistige Verschweigung, die Sache die er vertheidigen will, noch schlimmer macht.

Der zweyte Grund des Herrn von Archenholz, den er sehr weitläuftig ausführt, ich aber hier nur kurz angeben will, besteht darin: „Friedrich habe Ferdinanden zum „Oberbefehlshaber der alliirten Armee selbst „gewählt.“ Das würde er, seiner Meinung nach, nicht gethan haben, wenn er nicht überzeugt gewesen wäre, der Herzog sey ein großer Feldherr gewesen; und das Urtheil des Königs hält er hierin für entscheidend. Allein, zum Unglück für ihn, habe ich in dieser Geschichte gezeigt, daß die Sache selbst nicht wahr ist, und Friedrich Ferdinanden gar nicht zu dieser wichtigen Stelle gewählt hat. Meine Erzählung beruht auf ganz unverwerflichen Zeugnissen, und es läßt sich sogar aus einigen Nebenumständen schließen, daß des Königs Wahl von selbst wahrscheinlich gar nicht

auf Ferdinanden gefallen wäre. Allein gesetzt man wüßte das ganz gewiß, so würde das Ferdinands Ruhm so wenig schaden, als das Gegentheil ihn allein begründen würde. Denn mitten unter seinen höchst erhabnen Eigenschaften, die ich so sehr als irgend einer verehre, hatte dieser unvergleichliche Monarch, bey seinen Neigungen oder Abneigungen für Menschen, bey ihrer Wahl oder Verwerfung zu diesem oder jenem Geschäft, so viel Sonderbares, daß, ohne andre entscheidendere Umstände, keins von diesem allen etwas für oder gegen irgend einen Menschen beweiset.

Ich habe bey jenem Grunde, den Herr v. Archenholz wider die hier erörterte Sage anführt, nur die wissentlich von ihm begangne Falschheiten gerügt. Allein er hat noch mehr schwache Seiten. Ich sehe daraus die Bestätigung dessen, wovon mich seine Schilderung der preussischen Armee, in den kleinen historischen Schriften, schon überführt hatte: daß nämlich Herr von Archenholz nur höchst verworrene und oberflächliche Kenntnisse vom Kriegswesen besitzt. Er scheint bezweifeln zu wollen, daß

ein General eine Armee mit Hülfe andrer anführen könne, der, an und für sich, nicht dazu im Stande wäre, ohne sogleich ein Gespött der Armee zu werden. Freylich, wenn man es so macht, wie Herr von Archenholz, und sich unter einem solchen General einen Klotz vorstellt, der von nichts, also auch nicht vom Kriegswesen, menschliche Begriffe hat; ja dann können seine Behauptungen wahr seyn. Das ist aber eine lächerliche Uebertreibung, wovon hier nicht die Rede seyn kann, wenn schon der Fall bisweilen statt gefunden haben mag. Ferdinand war ein Mann von Geist und Fassungskraft: ein solcher kann nicht von Jugend auf in preussischen Diensten gewesen seyn, ohne durch die beständigen Uebungen der Truppen in Großem und in Kleinem viele militärsche Kenntnisse eingesammelt zu haben. Von da aber bis zum hohen militärschen Genie ist noch eine weite Kluft befestigt. Als ein solches hat sich aber Ferdinand in den fünf letzten Feldzügen des siebenjährigen Krieges gezeigt; und da entsteht die Frage: Waren die tiefgedachten Bewegungen, die dieser General seine Armee so oft machen ließ, die Geburten seines

eignen Geistes, oder wurden sie ihm unter den Fuß gegeben? Davon kann allein die Rede seyn. Und da besteht nun dasjenige, woraus des Herrn von Archenholz Mangel an Kenntnissen von der Kriegskunst sichtbar ist, darin: daß er sich das Geschäft des Generals auf dem Felde so erstaunlich schwer vorstellt. Freylich! wenn man sich in eine pomphafte Beschreibung eines Generals und seines Geschäfts einlassen will, so kann man das, was er auf dem Schlachtfelde zu thun hat, so schwer schildern, daß kein Mensch wird begreifen können, wie es einem Wesen seiner Art möglich ist, es zu verrichten. Dazu gehört nur, daß man das Terrain als ein ungeheures Schachbret, die Bataillons und die Schwadronen als die Figuren darauf vorstelle; die beyden Generale aber als die Spieler, die jede Figur in Bewegung setzen. Daraus würde dann folgen, daß jeder, in jedem Augenblick, sowohl sein, als des Gegners Spiel ganz übersehn müßte; und den Kopf möchte ich kennen, der ein solches Feld, so viel Figuren und so verschiedne Bewegungen, unaufhörlich übersehn und lenken könnte. In der That verhält sichs aber

nicht so. Auf dem Schlachtfelde wirkt der General gerade am allerwenigsten. Er ist nicht der einzige Spieler. Seine Untergenerale empfangen die von ihm in der Ruhe des Kabinets gemachte Diposition, darnach führen sie die Steine. Sie lassen immer von Zeit zu Zeit melden, was an ihrer Seite vorgeht; aber so lange sie sich selbst helfen können, verlangen sie keine Weisung. Dazu ist auch selten Zeit. In der Nachbarschaft des Hauptpunkts der Attake oder der Defension hält der General. Das Nöthige da anzuordnen, erfordert selten mehr als gewöhnliche taktische Kenntnisse. Und hier tritt noch ein besondrer Umstand ein, worin mir ein Kriegsverständiger gewiß Recht geben wird. Gerade bey Ferdinands Schlachten sind sehr künstliche und schnelle Evolutionen selten oder niemals vorgefallen, die auch in der That die alliirte Armee schwerlich im Stande gewesen seyn würde gehörig auszuführen. Denn ihre Taktik war eben noch nicht zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht. Alles geht darin seinen natürlichen Gang nach der einmal angegebnen Disposition. Und das ist immer der Fall bey sehr gut ange-

legten Schlachten, wo die Truppen sehr richtig geführt werden, und der Feind also den Sieg nicht sehr lange streitig machen kann. Daß Herzog Ferdinand die englische Cavallerie bey Minden herbey kommen lassen wollte, ist schön, löblich, und zeugt von Scharfblick und kaltem Blute, ohne welches jener nicht möglich ist: aber es wäre lächerlich, wenn man so eine simple Sache als einen erhabnen Geniestreich ausposaunen wollte.

Nachdem ich nun so die Archenholzischen Argumente in ihrer Blöße dargestellt habe, will ich versuchen, ob ich die wahre Beschaffenheit der Sache besser auseinander zu setzen im Stande bin; denn daran ist doch im Grunde alles gelegen.

Wahre Gründe, woraus erhellt, daß Ferdinand sein Heer auf eine, dem Feldherrn anständige Art, selbst angeführt habe.

So viel ist ausgemacht: Wenn Herzog Ferdinand alle die oben erzählten moralischen Eigenschaften nicht mit wirklichen militärschen Fähigkeiten verbunden hätte, so würde er vielleicht eine gewisse Liebe bey der Armee erlangt, aber zuverläßig niemals ihre Achtung gewonnen haben; oder vielmehr der Mangel an dieser hätte jene auch bald erstickt. Nie hat aber wohl ein Feldherr die Verehrung einer so braven,

und dabey nur durch ein ziemlich loses Band mit ihm zusammenhängenden Armee in einem so hohen Maaße genoßen als Ferdinand. Man höre doch nur die sprechen, die unter ihm gedient haben; und dann erst wird man sich einen Begriff davon machen können, wie außerordentlich diese Verehrung gewesen seyn muß, die ein Zeitraum von so vielen Jahren, gegen einen Mann, der sie weiter nichts anging, noch so wenig hat schwächen können. Im Jahre 1782 sah ich ihn gerade zur Paradezeit in Kassel ankommen. Er begab sich sogleich dahin. Wenn ein Engel vom Himmel erschienen wäre, der alle Seegen der Welt zum Ausstreuen in dem Schooße seines Gewandes getragen hätte, so ließe sich kein größeres Gedränge um ihn denken, als es damals alle Offiziere, die unter ihm gedient hatten, um Ferdinanden machten. Man vergaß alles, um blos seines Anblicks zu genießen, und man muß die Physionomien dieser ehrwürdigen Krieger gesehn haben, um sich von dieser schönen Scene eine Vorstellung zu machen, die mir immer eine Thräne entlockt, so oft ich daran denke.

Ich bin nie in England gewesen; allein ich habe einen untrüglichen Beweis, von der unaussprechlichen Verehrung, die die aus dem siebenjährigen Kriege zurückgekommenen Engländer ihrer ganzen Nation für den Herzog eingeflößt haben müssen. Es ist unglaublich, von welcher ehrfurchtsvollen Bewundrung alle junge Engländer vom Militärstande, deren ich sehr viele gekannt habe, für Ferdinanden durchdrungen waren! wie sie verlangten ihn zu sehen! wie sie ihn für den größten Mann hielten, der je an der Spitze einer Armee gestanden hatte! Diese Meinung konnten sie indeß nur durch die Nationalstimme, durch die Erzählungen der ältern Offiziere ihrer Regimenter erlangt haben; denn wahrlich, aus der Geschichte hatten sie seine Thaten nicht studiert, und die mehrsten gewiß keine von ihm handelnde Zeile gelesen. Auch weiß ich aus sehr guten Quellen, daß man nur brauchte ein Empfehlungsschreiben vom Herzog Ferdinand an Lord Clinton oder Cornwallis mitzubringen, um, während des letzten amerikanischen Krieges, auf eine sehr vortheilhafte Art bey der englischen Armee angestellt zu werden; so groß

wär die Ehrfurcht dieser Männer für den Helden, unter dem sie gedient hatten.

Nun kann zwar ein General gewiß ohne große militärsche Talente eine Armee recht gut anführen, wenn er die Leute dazu hat: allein er kann dabey unmöglich von den Gliedern dieser Armee so erstaunlich verehrt werden, als Ferdinand. Ich führe auch hier besonders das Zeugniß der Hessen und der Engländer an, weil sie, sobald der Krieg zu Ende war, in gar keiner weitern Verbindung mit dem Herzog Ferdinand standen; und weil es gewiß diejenigen sind, die, wo sie etwas zu tadeln finden, am wenigsten geneigt sind, wenn ich so sagen darf, ein Blatt vors Maul zu nehmen.

Tapferkeit die erste militärsche Eigenschaft Ferdinands.

Die erste aller militärischen Eigenschaften, selbst bey einem Generale, ist die Tapferkeit. Daß Ferdinand diese im vollen Maaße besaß, davon hatte er hinlängliche Beweise bey der preussischen Armee gegeben. Als Oberster Feldherr war die Zeit vorbey, wo er die Gefahr mit dem gemeinen Soldaten völlig theilen durfte. Allein es giebt Gelegenheiten genug, wo ein solcher Tapferkeit zeigen kann, wo er sogar den höch-

sten Grad derselben an den Tag legen muß; ich meyne: in der größten Gefahr, Heiterkeit des Gemüths, und die vollkommenste Gegenwart des Geistes zu äußern, wodurch man das ganze Nachdenken frey behält, um ruhig deutliche und bestimmte Befehle zu geben. Diesen Muth zeigte Ferdinand bey allen Gelegenheiten auf die glänzendste Weise. Immer war er, zumal in Gefechten, auf seinem Posten, das heißt, in der Gegend, wo der entscheidendste Auftritt des Treffens vorging, von wo aus er das Ganze, besonders aber diesen leiten konnte, und dabey immer so ruhig, so gleichmüthig, als wäre er in seinem Kabinette.

Muth in Rücksicht auf die Begebenheiten des Kriegs; als die zweyte.

Ja er zeigte noch einen größern und seltnern Muth. Viele Generale haben persönliche Tapferkeit genug besessen, um mitten in ihrer eignen größten Gefahr ruhig zu bleiben. Allein Angst befiel sie im Treffen wegen der Besorgniß es zu verlieren, zumal wenn es anfing bedenklich zu werden; theils aus Ruhmbegier, theils aus Furcht der Ungnade ihres Regenten: und diese Angst ist nicht selten so weit gegangen, daß sie ihnen die Besonnenheit

benommen hat. Dieß ist der Hauptgrund, warum man so viele Generale die defensive Rolle in einer solchen Gelegenheit hat ergreifen sehn, da sie doch eigentlich zum Angriff anrückten, und warum sie eben dadurch in das Unglück, geschlagen zu werden, verfielen, wofür ihnen so bange war. Bey Ferdinanden hat dergleichen niemals statt gefunden. Immer ging er unverrückt auf das sich vorgesetzte Ziel los. Nie zeigte sich Unruhe oder Aengstlichkeit, weder in Miene noch Ton; niemals die geringste böse Laune, auch bey den bedenklichsten Umständen. Diese beyden Eigenschaften waren, mit jenen moralischen, allein schon hinreichend, ihn zum Abgott aller Tapfern der ganzen Armee zu machen.

Militärischer Scharfblick auf dem Schlachtfelde; als die dritte.

Daß Ferdinand übrigens militärschen Scharfblick auf dem Schlachtfelde besaß, und zu verordnen wußte, wie die Truppen agiren sollten, wenn sich Vorfallenheiten in der Schlacht äußerten: wer wird das bezweifeln? Davon gab er sehr häufige Proben, und darüber hegte kein Mensch den geringsten Zweifel bey der Armee. Daß er aber diesen Scharfblick auch bey den

bedenklichsten Umständen behielt, davon habe ich ein Beyspiel angeführt, wo er zuerst die bey dem Feinde sich äußernde Unordnung bemerkte, und sogleich Befehl gab, sie zu benutzen, um ihn selbst anzugreifen. Dieß geschah in der Schlacht bey Vellinghausen, in der gefährlichsten, die er je lieferte; in dem Augenblicke, da er sich in der mißlichsten Lage befand, die er wohl fühlte: denn, ohne Angst oder Unruhe blicken zu lassen, hatte er doch eine ganze Weile vorher stille und nachdenkend geschienen. Diesen Sieg müssen ihm ohnehin alle Menschen als sein eigen Werk lassen; denn da ward er attakirt, ja beynahe überfallen; und weder Westphal noch Bauer waren bey ihm: Jener, weil er, und zwar vermuthlich blos, um das Ansehn zu vermeiden, als mische er sich in das, was seines Amts nicht war, niemals auf dem Schlachtfelde erschien: Dieser, weil er wenig Tage zuvor in französische Gefangenschaft gerathen, und noch nicht einmal, glaube ich, ausgeliefert, wenigstens noch nicht ausgewechselt worden war.

Bey seinen übrigen Verrichtungen

Mit diesen Eigenschaften, die Ferdinand so oft bey Schlachten, Gefechten, Scharmützeln,

mützeln, Recognoscirungen gezeigt hatte, war die Armee völlig zufrieden. Aus welchem Kopfe jede Bewegung, die man sie machen ließ, eigentlich hervorgekeimt seyn mochte, darum bekümmerte sie sich wenig. Das wußte sie sehr wohl, daß Westphal und auch Bauer ofte zu Rathe gezogen wurden; und daß sie eine wichtige Rolle spielten. Allein sie wußte auch, daß ein General zu seinem Geschäfte tüchtige Gehülfen haben muß. Die Art wie diese Personen ihren Dienst bey den Herzog verichteten, hatte nichts an sich, was der Sache nicht angemessen war; äußerte auf die Armee selbst nicht den geringsten bösen, sondern vielmehr allenfalls blos einen nützlichen Einfluß: was brauchte sie also weiter darüber zu grübeln? Deshalb hat auch dieser Umstand die Ehrfurcht gegen den Herzog, in keinem Augenblicke seiner Anführung, auch nur um ein Pünktchen vermindert. Es läßt sich auch, durch eine kurze Beschreibung der Art, wie das Feldherrn-Geschäfte betrieben wird, darthun, daß dieß der Sache angemessen war.

muß ein General gute Gehülfen haben.

Beschreibung der Art, wie das Geschäft der Führung einer Armee betrieben wird.

Vor Eröffnung des Feldzugs wird erst immer ein allgemeiner Plan desselben entworfen. Selten ist dessen Anlage völlig in der Gewalt des Feldherrn, und so groß auch diejenige seyn mochte, die Ferdinand über die Armee hatte, so mußte er doch hierin mit dem Londner Kabinet und mit dem König von Preussen, als Hauptalliirten der Engländer, Abrede nehmen. Wenn ich es also gewagt habe zu bemerken, daß z. B. der Plan von 1758 nicht recht angelegt war, und daß es besser gewesen wäre, damals im Monat May auf Soubisen loszugehn, als im folgenden Jahre; so trifft dieser Tadel vielleicht Ferdinanden ganz und gar nicht. Ja, ich finde sogar in einigen Privatnachrichten, daß die Engländer und Holländer damals verlangt haben, er sollte über den Rhein gehn. Hat dieß seine Richtigkeit, so schadet das zwar meiner Bemerkung nichts; allein auf der andern Seite trifft sie auch nicht den Herzog, sondern nur diejenigen, die diesen Schritt veranlaßt haben, und er allein verdient Bewundrung über die Art, wie er einen solchen Auftrag doch noch so ausführte, daß die gemeinschaftliche Sache nicht nur nichts

darunter litt, sondern vielmehr gewann. Es mag nun aber der Operationsplan herrühren von wem er will, und wenn er auch auf dem Vorschlag des Feldherrn beruht, so müssen diesem zu Verfertigung dieses Vorschlags doch allemal die Materialien geordnet vor Augen gelegt werden. Wenn er sich diese alle selbst ausziehen und ordnen sollte, so würde so viel Zeit dazu gehören, daß es unmöglich wäre ihn so früh als nöthig zu vollenden. Denn er muß früh fertig seyn, damit man alle dahin einschlagende Anstalten, noch vor Eröffnung des Feldzuges, treffen könne. Also auch hiezu hat der Feldherr Beystand nöthig.

Wenn nun der allgemeine Operationsplan gemacht, und alle Anstalten dem gemäß getroffen sind; so wird zur Ausführung desselben geschritten. Dieser arbeitet zwar der Feind, so viel er kann, entgegen. Man sucht aber seines Theils hinwiederum alle vorhandne, oder von ihm in Weg gelegte Hindernisse zu heben; und die Begebenheiten, die dieß Bemühen und Gegenbemühen hervorbringt, machen den Gang des Feldzugs aus. Zu jedem Schritte, den der General thut, gehören nun fol-

gende Dinge als Bestimmungsgründe: Kenntniß des ganzen Kriegsschauplatzes im Großen, im Besondern, und denn auch ins aller Besonderste; Kenntniß der Verfassung der eignen Armee nach allen ihren Verhältnissen; eine gleiche Kenntniß der feindlichen Armee: und diese beyden Kenntnisse lassen sich wieder in obige drey Grade eintheilen, nach Beschaffenheit des Gegenstandes, den man beabsichtet. Dieß sind zwar wenig Worte, aber darunter ist eine solche Unermeßlichkeit von Dingen begriffen, daß kein Kopf sie allein fassen und sich darnach entschließen kann, so lange man ihn noch menschlich denkt. Ein Feldherr muß also Leute haben, die ihm alle diese Kenntnisse sammlen, ordnen, und bereit halten, um sie ihm zur Uebersicht darzulegen, so wie es das jedesmalige Bedürfniß verlangt, damit er seinen Entschluß darnach fassen könne.

Welche Leute dem General die Materialien zu seinen Entschließungen vorbereiten und ordnen;

Diese Leute sind vornämlich: der Generalquartiermeister, dem das Geschäft der Kenntniß des Landes und der Location der Armee obliegt: Der General-Adjutant, der die Rapports vom effektiven Zustande der Armee erhält, um die Stärke sowohl

des Ganzen als jeder seiner Theile zu wissen. Der Chef der Artillerie, in allem was zu diesem Departement gehört: der General-Intendant der Armee, in Ansehung der Lebensmittel: der General-Schatzmeister, in Ansehung des Geldes: der Chef der Ingenieurs in Ansehung der Festungen rc. Jeder dieser Menschen hat eine außerordentliche Menge andrer unter sich, die nicht nur die einzelnen Theile, woraus sein Departement besteht, und ihm davon Rapports schicken müssen, sondern auch noch welche, die diese Rapports in Ordnung bringen, damit jeder sie selbst übersehn und dem General jedesmal das Nöthige daraus vor Augen legen könne, sonst könnten auch sie nicht einmal fertig werden. Nun stelle man sich einmal vor, wenn der General alle diese Rapports selbst lesen wollte, ob er nicht damit seine ganze Zeit zubringen müßte, ohne irgend etwas anders thun zu können; und dann müßte er sie doch noch zur Uebersicht ordnen und ausziehen, sonst würden sie ihm nichts als ein undurchdringliches Chaos vorstellen. Damit besäße er aber denn doch nur erst die Kenntniß seiner eignen Armee; er muß aber auch so viel

woraus diese Materialien bestehn.

als möglich jedesmal die feindliche eben so genau kennen.

Hiezu liefern ihm nun die Materialien: die beständigen Rapports der leichten Truppen, und der auf Recognosciren ausgestellten oder ausgeschickten Menschen oder Commando's: die Nachrichten, die man von den Deserteurs und den Gefangnen erhält: endlich die Berichte, die von allen Gattungen von Spions eingebracht oder eingeschickt werden. Alle diese Dinge enthalten blos Elemente dieser Kenntniß; sie sind alle einzeln betrachtet unzulänglich, viele unzuverläßig, nicht selten widersprechend. Man muß sie also nicht nur ordnen, sondern erst gegeneinander halten, nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit und der Logik der Zeugen prüfen, und dann erst kann man daraus ein Bild des Ganzen entwerfen. Ich bitte jeden sich das vorzustellen, und dann zu sagen, wie es ein General anfangen sollte, dieß alles selbst zu thun? Dazu müßte er ja hundert Köpfe haben.

Außerdem bekommt der General täglich tausend andre Briefschaften, die gelesen werden müssen; als Klagen über Bedrückungen, Bitten wegen Remißionen an

Lieferungen oder Brandschatzungen, Dienstgesuche, Vorschläge zu Errichtung von Freycorps rc. kurz alle Dinge, warum einzelne Personen, Corps, Corporationen, Dörfer, Städte, Provinzen, Länder und ihre Regenten rc. rc. glauben, sich an den Feldherrn wenden zu müssen.

Diese Dinge gehören sämmtlich zu den Materialien, worauf der General seine Entschließungen, in Ansehung der Führung seiner Armee, bauet. Wenn er sich alsdenn zu etwas entschlossen hat, so müssen alle dahin einschlagende Befehle ertheilt werden, und es darf dabey auch nicht die geringste Kleinigkeit vergessen werden, wenn kein Unfall entstehen soll. Wollte man etwa auch verlangen, daß der General alle diese Ordres aufsetzte, da nicht leicht ein Posten verändert werdeu kann, ohne daß nicht zwanzig Instructionen und Ordres geschrieben werden müßten? Geschweige denn, wenn größre Corps zu wichtigen Zwecken wohin gesandt werden. Das ist unmöglich, er giebt nur die allgemeine Ordre und Hauptinstruction, und überläßt dem, dem er die Besorgung derselben aufträgt, die Ausführung bis ins Detail.

Diese Leute bilden nicht zusammen einen Geheimdenrath des Feldherrn sondern ein oder höchstens ein Paar Menschen arbeiten im Innersten allein mit dem General, und formiren das Kabinet der Armee.

Ich habe schon gesagt, daß der General zu allen diesen Geschäften Leute hat, die sie unter seiner Direction besorgen. Man muß aber ja nicht etwa glauben, daß diejenigen darunter, die ich so eben genannt habe, eine Art von Geheimerath bildeten, mit denen der General die Angelegenheiten der Armee täglich in Ueberlegung nähme. Nein! Außer daß das Militärsche immer das Hauptsächlichste ausmacht, von dem einige dieser Leute, als der Intendant und der Zahlmeister, gar keine; andre, als der Chef der Artillerie und der Ingenieurs, nur in ein Fach einschlagende Kenntnisse besitzen; so muß ein zu undurchdringliches Geheimniß über die Angelegenheiten der Heerführung herrschen, als daß sie mit so vielen Menschen in Ueberlegung gezogen werden könnten. Ein Mensch, höchstens ein Paar haben also die Besorgung, die Quinteßenz aus allen Arbeiten der übrigen hier genannten Personen zusammen zu fassen, dazu diejenigen Nachrichten zu ordnen und zu prüfen, die aus den allergeheimsten Quellen entspringen, und dann das Resultat dieser Arbeit dem General vor Augen zu legen. Das kann man das Kabinet

der Armee nennen, und der oder die Paar Menschen, die diese Parthie besorgen, müssen unmittelbar und allein mit dem General arbeiten.

Des Herzogs eigner Sekretär, Westphal, war der Mann dem die Arbeit im Kabinette der Armee anvertraut war: und warum.

Gemeiniglich sind diese Personen aus der Armee genommen, manchmal der Generalquartiermeister selbst, aber bey weiten nicht immer. Beym Marschall von Broglio war es der Fall. Sein Bruder, der Graf, war Generalquartiermeister der Armee, und zugleich sein Vertrautester. Diesem wurde auch alles zugeschrieben, was der Marschall seine Armee vornehmen ließ. Am öftersten ist es ein sehr vertrauter Adjutant des Generals. Dann ist der Privatsekretär desselben der, der seine Compliment- und Privatgeschäftsbriefe schreibt. Bey Herzog Ferdinand war nun aber dieser Privatsekretär der Mann, der mit ihm allein im Kabinet der Armee arbeitete; und das aus zwey sehr mächtigen Gründen. Der erste, weil es ein ganz vorzüglich guter Kopf war, dessen richtige Einsichten und Beurtheilungskraft sich auf alles ausdehnten, was er unternahm: und das ist immer der Fall. Wahrer richtiger und

gesunder Verstand ist zu allem geschickt. Er braucht nur so viel Zeit als nöthig ist, die Dinge, die er leiten soll, kennen zu lernen, so trägt er seine ganze Kraft hinein, und setzt diejenigen, denen diese fremd ist, in Erstaunen. Der zweyte Grund lag darin, weil der Herzog an die Spitze einer Armee kam, wo er keinen Menschen kannte, und womit er in gar keiner Verbindung stand, wo es also keinen Menschen wundern durfte, daß er einem Mann von solchen Fähigkeiten, dessen Treue und Ergebenheit für ihn er schon kannte und erprobt hatte, sein ganzes Vertrauen schenkte, ihn in das ganze Geschäfte des Felddienstes einer Armee einweihte, welches zum Theil schon bey der preussischen Armee geschehn seyn mußte, und ihm die ganze Direction des Feldkabinets übertrug.

Dieses Feldkabinet macht nun, wie ich schon oben gesagt habe, das allergeheimste aus, was bey der Führung der ganzen Armee statt findet, die Quinteßenz von allen hiezu nöthigen Angaben. Hier befinden sich alle Grundlagen, worauf alle Entschließungen des Feldherrn gebaut sind, die alle daraus, wie aus einer Donnerwolke, her-

vorbrechen müssen, wenn sie durch das undurchdringliche Geheimniß ihre rechte Wirkung äußern sollen. Nach dieser Idee von der Sache, die die einzig richtige ist, sieht man wohl ein, daß kein Wesen außer Gott, oder etwa die Schutzengel Ferdinands und Westphals, wenn man dergleichen annimmt, sagen kann, ob alle, oder einige oder keine Entschließungen in Ansehung der zu machenden Bewegungen vom Herzog oder von dem Herrn von Westphal herrührten. Ja in Ansehung der meisten wären sie vielleicht selbst nicht im Stande es zu bestimmen, wenn sie noch lebten; denn wenn man gemeinschaftlich mit jemanden sehr verwickelte Angelegenheiten überlegt, (und wo giebt es verwickeltere als die Führung einer Armee,) so schafft ein Wort das andere, ein Gedanke gebiert und vervollkommt den andern, und die Ueberlegenden sind selten im Stande, am Ende der Berathschlagung zu sagen, welcher Theil der ganzen völlig ausgebildeten Entschließung jedem gebührt. Folglich sind alle Muthmaßungen desfalls, in Rücksicht auf den Herzog, lauter Albernheiten, die die Aufmerksamkeit eines vernünftigen Mannes gar nicht verdienen.

Alles was man ofte deshalb als Beweise anführte, kann gar nicht als solche betrachtet werden. Dem Herrn v. Westphal wurden alle Rapports entweder geradezu, oder durch den Herzog selbst zugeschickt: allein er mußte sie ja ordnen, prüfen, mit den geheimern Nachrichten zusammenhalten, und sie dann dem Herzog zur Uebersicht vorlegen. Sehr oft verwies der Herzog die Leute an ihn, aber auch das war natürlich. Wenn ein Entschluß gefaßt, und alle Umstände desselben festgesetzt waren, so hatte er die genaue Auseinandersetzung derselben zum Geschäft. Es war also natürlich, daß sie ihm gegenwärtiger waren, als sie immer dem Herzog seyn konnten, der so viel andre Dinge zu thun hatte, und das Ganze immer unverrückt vor Augen behalten mußte. Daß der Herzog das uneingeschränkteste Vertrauen auf ihn setzte, ist eben so wenig ein Beweis für jene Sage. Das war wohl nöthig; wie hätte er ihm sonst das allergeheimste Departement der Armee in die Hände geben können? Darin bestand ja eben dieses uneingeschränkte Vertrauen und alle dessen Wirkungen.

So viel läßt sich mit Gewißheit sagen: In des Herzogs Charakter lag weder die fürchterliche Eigenwilligkeit, noch der Eigendünkel, der alles aus sich selbst schöpfen will, und sehr oft nur nach dem Ansehn hascht, alles aus sich selbst zu schöpfen, da dieses in der That fast unmöglich ist. Aber eben so wenig hat Herzog Ferdinand zu den Generalen gehört, die blos den Namen zum Commando ihrer Armee hergegeben, indeß sie Andre wirklich geführt haben. Ob Westphal oder er, diesen oder jenen Gedanken angegeben haben, kann von niemanden weder bejaht noch verneint werden: denn dieß muß allemal lediglich unter vier Augen geschehn seyn. Allein wie dem auch sey, so wußte und sah die ganze Armee, daß der Herzog nicht etwa blos in seinem Kabinette arbeiten ließ, sondern selbst unermüdet thätig darin arbeitete: Eben so sichtbar war es auch, daß er zuverläßig immer einen jeden solchen Gedanken völlig als den Seinigen auffaßte, und ihn so ausführen ließ. Wäre das nicht geschehn, so hätte er gewiß seine Autorität bey der Armee bald verloren; denn es waren scharfsichtige Leute in Menge darunter, wovon einige immer unzufrieden, und ver-

Wie man sich dessen Einfluß in die Geschäfte der Armee vorstellen muß.

schiedne auch zu Kabalen geneigt waren. Diese würden die schwache Seite bald ausfindig gemacht und unter der ganzen Armee verbreitet haben, die wahrlich nicht von der Art war, daß sie sich weder von Westphalen noch von Bauern, noch von irgend einem andern Menschen als vom Herzog selbst hätte regieren lassen. Dieß ist, meiner Meynung nach, der sicherste Beweis, daß Ferdinand große eigne militärsche Fähigkeiten besaß, und daß, wenn er Andrer Vorschläge anhörte, er sie doch nur nach eigner Einsicht annahm, und sie dann so ausführen ließ, wie sichs für jeden Menschen, der ein ungeheures Geschäft als Oberhaupt zu leiten hat, gebühret.

Dabey muß ich noch zwey Bemerkungen machen: Erstlich, daß man nicht glauben muß, der Herr von Westphal habe alles bey der Armee gethan: Sein Geschäft war nur präparatorisch Wenn beym Austritt aus dem Kabinet der Herzog für gut befunden hatte, die Armee diesen oder jenen Marsch thun, dieß oder jenes Lager nehmen zu lassen; so ward der Generalquartiermeister gerufen, um mit ihm die besondre Anordnung des Marsches, den

eigentlichen Ort des Lagers, und die darin zu treffenden Hauptanstalten zu überlegen. War wegen der Lebensmittel, der Artillerie ꝛc. etwas besonders dabey zu besorgen, so mußten auch die Chefs aller dieser Departements gehört werden, um zu wissen, worauf man sich in Ansehung ihrer verlassen konnte. Das Resultat aller dieser Ueberlegungen wurde nachmals im Kabinet im Allgemeinen entworfen, und dann den Generaladjutanten gegeben, um die nöthigen Ordres und Instructionen darnach ausfertigen zu lassen. Sie oder andre recht vertraute Adjutanten wurden gewählt, um besondre Aufträge auszurichten, und so ging die Bearbeitung des ganzen Plans immer durch Zwischenhände fort bis in alle, auch die kleinsten Theile. Die zweyte Bemerkung besteht darin: daß ein Feldherr nicht wohl thut, wenn er sich gar zu sehr als einer ankündigt, der alle Einsichten der Andern verschmäht. Er kann sie in der That nicht entbehren. Auf dem Felde zumal kann einer etwas bemerkt haben, den der Zufall an Ort und Stelle gebracht, was der Feldherr, der nicht überall gewesen seyn kann, nicht gesehn hat. Ist der Feldherr

von der Art, daß man sich nicht getraut, ihm die Bemerkung zu sagen, so bleibt sie ihm verborgen, und das kann oft nachtheilig werden. Es ist da ein gewisses Mittel zu beobachten, zwischen dem Dulden zu vieler und zu weniger Rathgeberey; mir deucht, dieses Mittel hat kein Mensch besser zu treffen gewußt als Ferdinand.

Schöne Art, wie sich Ferdinand über jene Stelle in den Mirabeauschen Briefen geäußert haben soll. Bemerkung hiebey über einen schönen Zug in des Herzogs Charakter.

Es ist eine ganz bekannte Anekdote in Braunschweig, deren Wahrheit ich jedennoch nicht verbürgen will, daß Herzog Ferdinand, als er las oder erfuhr, Mirabeau habe geschrieben: „Er hätte seine Armee „nicht selbst, sondern mit Hülfe Andrer „geführt:“ gesagt haben soll: „Wenigstens „muß Graf Mirabeau gestehn, daß ich „meine Helfer gut gewählt habe.“ (Au moins faut-il que le Comte avoue que j'ai bien choisi mes faiseurs.) Man kann nicht leicht etwas edleres und feineres denken, als diese Antwort auf ein solch Geschwätz. Indeß giebt es mir Gelegenheit eine Bemerkung zu machen, die Ferdinanden gewiß von einer sehr ehrwürdigen Seite zeichnet. Er hat fürs erste die höchste Scharfsichtigkeit in der Wahl der

Menschen

Menschen gezeigt, die er im siebenjährigen Kriege gebraucht hat. Alle diejenigen, die er hervorgezogen hat, haben sich als besonders hervorstechende Menschen, in den Diensten worin sie gestanden haben, ausgezeichnet. Ich darf nur unter den Engländern, die Lords Clinton und Cornwallis: unter den Hannoveranern, die Feldmarschälle von Rheden und von Freytag, den General Grafen von Wallmoden, den Generallieutenant von Estorf, den Generalmajor von Maloetie &c.: unter den Hessen, den Generallieutenant von Schlieffen, den verstorbnen Obersten von Wintzingerode: unter den Braunschweigern die Generallieutenante von Riedesel und von Rhetz, nennen, um meine Aussage zu beweisen. Unter den Männern, die er hervorgezogen hat, darf auch Luckner gewiß nicht vergessen werden, der zuverläßig ein Mann von großen militärschen Fähigkeiten war. Allein daß der Herzog in dem kleinsten unbedeutendsten Lieutenant des hessischen Artilleriecorps, in Bauern, den vortrefflichsten Generalquartiermeister, den vielleicht jemals eine Armee gehabt hat, entdeckte, dazu gehört ein Scharfblick, eine Kenntniß des

Geschäfts und des Menschen, die man nie genug bewundern kann. Ohne große und tiefe Kenntniß des Geschäfts und der Menschen kann man gewiß so nicht wählen, und dieß allein wäre schon ein hinlänglicher Beweis von Ferdinands militärschen Einsichten. *) Ein Mann, der diese nicht ge-

*) Das was ich hier behaupte, bestätiget sich durch folgenden Brief des General Bauers an einen seiner Freunde, den mir einer der Meinigen gütigst communizirt hat.

St. Petersburg den 31. März 1774.

Bester Freund!

Verfahre nicht so ungerecht mit deinem Diener, ihn einer Nachläßigkeit im Schreiben zu beschuldigen, wenn er mit Recht der Wahrheit Dich versichern kann, daß er alle deine Briefe richtig, obwohl manchmal etwas spät, beantwortet hat. Allein beynahe sollte ich an dem Empfang der Briefe zweifeln, da ich auf ein Packet Briefe, das ich nach Berlin addreßirt, worin Einlagen nach Braunschweig, Holland, Hanau und Nauheim waren, nirgends woher eine Antwort erhalten. Nichts kränket mich hiebey so sehr, als daß unser großer Gönner und Held, unser theuerster und verehrungswürdigster Herzog Ferdinand, viel-

habt hätte, wäre in seinen Wahlen oft nach Neigung und nicht so unabänderlich

Z 2

leicht auf mich ungnädig seyn könnte, wenn meine Briefe, die in diesem Packete waren, und worin ich Höchstdenselben mein Avancement gemeldet, verlohren gegangen wären. Da ich Sr. Hochfürstl. Durchl. einzig und allein dasjenige zu verdanken habe, was ich im Militär weiß; wie könnte man mich so undankbar halten, diesem Durchlauchtigsten Fürsten nicht zu allererst die schuldige Pflicht zu erstatten? Ich bitte Dich, bester Freund, desfalls um alles, was heilig ist, mich Sr. Hochfürstl Durchl. zu Füßen zu legen, und mich Seiner fernern Gnade zu empfehlen. An der Krankheit und Wiedergenesung Sr. Durchl. des Erbprinzen nehme ich den aufrichtigsten Antheil, und danke Gott, daß dieser Herr von seinem Uebel glücklich befreyt worden. Ich bitte Dich bey Gelegenheit meinen unterthänigen Respekt zu versichern. — Unserm Freunde Westphalen mache tausend Complimente. Nur wahre Philosophen, die die Welt in ihrem ganzen Umfange kennen, empfinden ihre ganze Zufriedenheit so wie sie unser Freund Westphal in dem Besitz seiner Freunde und Familie empfindet Wir beyde, Du Herr Bruder, und ich sind noch etwas zu flatterhaft, und der Soldatengeist,

nach Verdienst, ohne alle Nebenrücksichten, gegangen. Das fühlte die Armee derge-

oder redlich zu sagen, die eitle Begierde nach Ruhm, gönnt uns noch nicht die Zufriedenheit einer solchen Glückseligkeit zu empfinden. Indessen scheint das kalte Klima nach und nach die überflüßige Hitze bey mir zu mäßigen Ich gehe dieses Jahr nicht zur Armee; die Ursachen sind Dir bekannt. Wie oft mache ich reflexions über die Campagnen des letzten Krieges, und wie viel tausendmal habe ich einen Herzog Ferdinand bey dem jetzigen zum Heerführer gewünscht. Was würde ein Mann von solchen Talenten, mit einem Soldaten, wie der Russe ist, nicht ausrichten können! Liebster Bruder, es wäre nichts leichter, als Rom in Rom zu bekriegen, und viel leichter als eine Campagne in Westphalen zu machen. Montecuculi, Eugen, und alle übrigen, die den Türkenkrieg beschrieben, haben ihn fürchterlich geschildert; in meinen Augen scheint er ganz anders; nur gehören en suite genommene Maaßregeln im Plan und in der Ordnung der Ausführung. Wenn Scheither bey Düßeldorf oder Kayserswerth den Rhein passirte, so zählte ein Ferdinand nicht auf diesen Plan; er brauchte dieses unter der rubrique der Partisan manoeuvres zu reconnoissancen und Diversionen, den Feind irre zu machen;

stalt, daß sie, ohne alle Unzufriedenheit, Lucknern sowohl als Bauern, jedes Jahr

das große Gut bliebe aber in seinem übrigen Train. Der Neid ist aber allezeit ein schädliches Hinderniß in guten Dingen und oft thut dessen mehr als die Feinde selbst. Ich befinde mich indessen wohl, und wünsche nichts mehr als meiner großen Kaiserinn für die große Gnade so Allerhöchstdieselben mir erzeigt, Proben meines Diensteifers fernerhin ablegen zu können. Ich kann über nichts klagen, um so mehr, da diese große Monarchinn mir täglich Kennzeichen Ihrer Gnade wiederfahren läßt. In Betracht unsers Freundes wünschte, daß ich ihm durch das Kapitel in Hildesheim helfen könnte. — Deiner Frau Gemahlinn Gnade empfehle ich mich schönstens. Meine Frau und Tochter versichern gleichfalls viele tausend Complimente. Erstere ist nun seit sechszehn Monate bettlägerig und es ist wenig Hoffnung zur Beßrung. Lebe wohl theurer Freund; ich bin ewig Dein

treuer Freund und Diener

v. Bawr.

N. S. Zu Ende des Monats gehen zwölf Charten von der Moldau und Wallachey, nebst einer historischen und geographischen

um eine Stufe in der militärischen Rangordnung hat heraufsteigen sehen: Ja nie hat sie, bey irgend einer außerordentlichen Belohnung, die Ferdinand jemanden ertheilt, oder bey seinem Landesherrn für ihn ausgewirkt hat, die geringste Verwunderung, geschweige denn Murren geäußert; weil alle diese Männer immer entweder schon vorher den Vorzug gerechtfertigt hatten, oder doch sogleich nachher dessen Vernunftmäßigkeit und Absehn auf das Wohl des Ganzen darthaten. Hiebey muß noch ein andrer Punkt in Anschlag gebracht werden, den ich für sehr wichtig halte. Es giebt manche große Köpfe unter den Gebietern der Menschen, die entweder aus Mißtrauen gegen sie, oder um nicht den Anschein zu haben, als wenn sie sie nöthig hätten, gute Köpfe scheuen; oder wenig-

Beschreibung, die ich stechen und drucken lasse, nach Holland an Hrn. Gosse. Ich werde Ordre geben, daß das erste Exemplar, das erscheint, an Sr. Durchl. den Herzog Ferdinand abgegeben werden soll. Die Materie ist um so wichtiger, weil Nachrichten von diesem Lande darin enthalten, die vorhin unbekannt waren.

stens nur solche haben wollen, die sich immer ganz im Hintergrunde halten, nichts weiter verlangen, als was sie ihnen wohl geben wollen, und ihre Kräfte nur dann und in dem Maaße äußern, wo und wie es ihre Gebieter gerade wünschen. Dabey sind sie niemals geneigt, solchen Leuten viel zu geben, oder sie hoch emporkommen zu lassen, und wenn es auch blos aus Furcht geschähe, man möchte die Dienste, die ihnen diese Menschen geleistet haben, für sehr wichtig halten, und es könnte ihrem Rufe dadurch etwas entgehn. Das sind aber Bedingungen, die sich gute Köpfe selten gefallen lassen; deshalb finden diese Herrn so selten welche, wenn sie sie gebrauchen. Solche Empfindungen lagen ganz außerhalb Ferdinands Charakter. Er suchte die besten Köpfe in der Armee aus, und versammelte sie um sich her; er hatte Gefühl und Liebe für Verdienst. Auch waren seine Adjutanten, bis auf wenige junge Galopins, wo er manchmal auf Connexionen Rücksicht nehmen mußte, auserwählte, und verschiedne darunter wirklich seltne Männer. Er stellte die Menschen an, wo sie nützlich waren, und weit gefehlt, sie bey

Aeußerung ihrer Brauchbarkeit im Hintergrunde zu halten, war er der erste, der sie hervorzog und empor hob. Und hiebey kann ich einen Umstand nicht unbemerkt lassen, der gewiß Ferdinanden die allergrößte Ehre macht, so wie er auch dem Herrn von Westphal auf der andern Seite in einem ausnehmend vortheilhaften Lichte zeigt. Sechs Jahre lang leistete dieser dem Herzoge die wichtigsten Dienste, ohne irgend eine Belohnung zu erhalten oder zu verlangen. Wenn er gewollt hätte, so wäre es ihm leicht möglich gewesen, ohne alle Verantwortung, ein Vermögen von ein paarmal hunderttausend Thaler mit aus dem Felde zu nehmen; allein als der Krieg beendigt war, hatte er nicht einen Thaler mehr als er beym Anfang desselben besessen hatte. Das wäre nun gewiß unbillig gewesen, daß der Mann, der, sechs Jahre lang, Tag und Nacht in einem so wichtigen Posten, unermüdet gearbeitet hatte, unbelohnt bleiben sollte. Dafür sorgte denn auch Ferdinand, wie billig, denn er ließ ihn in den Reichsfreyherrnstand erheben, und machte ihm ein so ansehnliches Geschenk, als es ein Herr geben konnte, der selbst so wenig Schätze

im Kriege gesammelt hatte. Würde der Adel immer auf so ehrenvollen Wegen erhalten, so würde er zwar sehr selten, aber um desto geehrter seyn, und man seine Vorrechte, wenigstens in den ersten Generationen, nicht unbillig finden. Dieß volle Vertrauen des Dieners auf seinen Herrn, wie sehr gereicht es beyden zur Ehre! und wenn man bedenkt, wie mancher unter gleichen Umständen, statt den Herrn von Westphal zu belohnen, ihn ewig niedrig gehalten, wohl gar verfolgt und zu Grunde gerichtet hätte! wie verehrungswürdig erscheint nicht, der nun ganz aus freyem Triebe dankbar handelnde Ferdinand, der es nicht dabey bewenden ließ, sondern durchaus verlangte, der Herr von Westphal sollte den Gehalt, den er bisher bey ihm bezogen hatte, als Pension Zeitlebens behalten, und sich dafür verwandte, ihm eine Pension von England sowohl als von Hannover zu verschaffen. In einem einzigen Punkte folgte er, ich weiß nicht welchem Triebe, der einigen Egoismus zu verrathen scheinen könnte. Er suchte den Herrn von Westphal immer von der Annahme, selbst ansehnlicher Vorschläge in

andern Diensten, deren verschiedne statt fanden, abwendig zu machen; und diesem Verlangen seines ehemaligen Herrn und nunmehrigen Freundes, (denn so mag ich wohl das Band nennen, das Ferdinanden an Westphalen knüpfte,) willfahrte dieser, wenn es ihm gleich leicht ein wenig sonderbar hätte vorkommen können.

Uebrigens zeigt die Uneigennützigkeit, der zu folge Herr von Westphal ohne alles Vermögen aus dem Felde kam, da er doch in der Zeit, durch sein bekanntes Ansehn beym Herzog, und blos an freywilligen Geschenken, deren ihm gewiß unzählige müssen dargeboten worden seyn, eine sehr ansehnliche Summe hätte zusammen bringen können, welchen erhabnen Geist der Mann gehabt haben muß, und wie würdig er war, Ferdinands Vertrautester zu seyn. Bauers Vermögen, (da er doch bey weitem nicht in der Intimität mit dem Herzog stand als Westphal,) schätzte man bey Ausgang des Kriegs auf hundert und funfzigtausend Thaler: daraus kann man urtheilen, was Westphal sich hätte erwerben können, wenn er gewollt hätte, da ihm noch weit mehr Quellen dazu offen standen.

Ferdinands Uneigennützigkeit bey Führung der Armee. Was die Krone England für ihn that.

Dieß bringt mich auf die letzte Eigenschaft des Herzogs, die ich hier betrachten will, ob sie gleich eigentlich keine militärsche ist, und nur in so weit zur guten Führung der Armee beytrug, als sie überhaupt die Ehrfurcht für Ferdinands Tugenden vermehrte. Diese Eigenschaft besteht in seiner wundernswürdigen Uneigennützigkeit. Wie leicht hätte nicht Ferdinand ein Vermögen von wenigstens ein Paar Millionen Thalern während seines Commando's zusammenbringen können, und das zwar auf eine Art, worüber niemand im Stande gewesen wäre, auch nur das geringste zu sagen! Er beherrschte mit dem Scepter des Mars einen Strich Landes, der ab und zu achthundert bis tausend Quadratmeilen betrug, und in welchem viele große feindliche Provinzen lagen. Wie viel Millionen floßen nicht auf seinen Befehl aus dem englischen Schatze! Wie leicht war es ihm nicht, sehr beträchtliche Abflüße aus diesen großen Kanälen in seine Privatkasse zu leiten! Wer hätte dieß unbillig finden können? Wenn er den Männern, die sich in seiner Armee hervorthaten, oft tausende zahlen hieß, konnte er nicht mit gleichem

Recht für seine Thaten sich selbst verhältnißmäßige Belohnungen zusprechen; und wie ansehnlich hätten die nicht ausfallen müssen? Allein dazu war sein edles Herz zu groß. Wenn man das bedenkt, wird man wahrlich das, was die englische Nation für ihn that, seinen Diensten eben nicht angemessen finden. Sie erkannte ihm nicht so viel zu, als Marlborough von ihr bekommen hatte, der wahrhaftig nicht so edelmüthig und so sparsam für den Schatz der Nation verfahren war als Ferdinand, und ihr im Grunde keine so ersprießlichen Dienste geleistet hatte. Der König hat seitdem noch eine, auf die irländische Schatzkammer angewiesene, Pension von zwölfhundert Pfund auf ein und dreyßig Jahre zu dem vom Parlemente festgesetzten Jahrgelde hinzugefügt. Auch das war wirklich nicht zu viel. Der Fiscus des Churfürstenthums Hannover hätte wohl einen ganz andern Schaden gehabt, wenn Ferdinand nicht die Franzosen herausgetrieben, und fünf Jahre lang von den Ländern dieses Staats abgehalten hätte. In der That, in dieser Rücksicht können die Länder des sämmtlichen Braunschweig-Lüneburgischen

Hauses nicht genug Dankbarkeit und Verehrung für ihn hegen, und sie müssen sein Andenken ewig segnen, denn ihr Zustand würde gewiß lange nicht so blühend seyn als er ist, wenn die Franzosen Jahre lang darin gehauset hätten.

Doch dieß ist die geringste Rücksicht auf das Ferdinandsche Verdienst als General für den, der nicht ein Braunschweiger oder ein Hannoveraner ist. Für jeden denkenden Menschen aus allen Ländern der Welt ist diejenige weit wichtiger, daß Ferdinand die damaligen Entwürfe des Hauses Oesterreich über den Haufen werfen half; daß er so kräftig mitwirkte, das Haus Brandenburg und somit Deutschlands Freyheit aufrecht zu erhalten. Mit der Armee, die unter seinen Befehlen stand, das zu thun, dazu war er, wie aus diesem Kapitel erhellt, unter allen damals lebenden Menschen in Europa, ganz allein im Stande. Friedrich II. von dem ich zwar überzeugt bin, daß er Ferdinanden an militärschen Talenten übertraf, so wie auch einige andre Generale, von denen ich das auch wohl glaube, und darunter rechne ich zuversicht-

lich den (wer es auch sey,) mit, den Friedrich aus eignem Antriebe zu diesem Geschäfte gewählt haben würde; hätten mit dieser Armee gar nichts ausgerichtet, sondern wären ohne allen Zweifel damit zu Grunde gegangen. Man bedenke nur, wie wenig Friedrich im Feldzuge vom Jahr 1742 mit den bey sich habenden Sachsen ausrichtete; wie unzufrieden er mit ihnen, und sie gewiß auch mit ihm waren: und deren ihre Führung konnte doch lange nicht so vielen Schwierigkeiten unterworfen seyn, als die der Engländer: so wird man hoffentlich daran nicht zweifeln. Also mögen Ferdinanden Westphal und Bauer, oder wer noch sonst, in seinem Commando beygestanden haben, das kann uns gleichgültig seyn. Das kann und darf uns aber nicht abhalten, ihn, so lange Religions- und Denkfreyheit in Deutschland herrschen werden, als ihren Miterhalter zu verehren, und es als ein besonders Werk der göttlichen Vorsehung zu betrachten, daß eben er zu diesem Commando erwählt wurde.

Andre große und edle Eigenschaften dieses Feldherrn, die ihn vor so vielen aus-

zeichneten, übergehe ich, weil sie nicht so wesentlich bey der Führung seiner Armee gewesen sind. Ich erwähne nur noch seine große Menschlichkeit gegen die Feinde. Sie wurden durchgängig bey der alliirten Armee mit großem Edelmuthe behandelt, und sie selbst ahmten dieß Betragen auf eine ehrenvolle Weise nach. Hierin wirkte Ferdinands Beyspiel gewiß außerordentlich. Auch erwarb er sich dadurch die größte Verehrung in beyden Armeen.

Ich gehe nun zu einer kurzen Beschreibung der Art über, wie er den Rest seines Lebens zubrachte.

Eilftes und letztes Kapitel.

Hauptbegebenheiten des Lebens Ferdinands nach dem siebenjährigen Krieg. Sein Tod. Allgemeine Schilderung dieses Fürsten.

Gleich nach dem siebenjährigen Kriege scheint Ferdinand noch gar nicht willens gewesen zu seyn, seine große militärsche Laufbahn zu beschließen, aller öffentlichen Thätigkeit zu entsagen und sich gänzlich in die Arme der Ruhe zu werfen, wie er es einige Zeit hernach that. Hätte er schon damals diesen Entschluß gefaßt, so wäre kein Mensch berechtigt gewesen ihn deshalb zu tadeln. Er hatte genug für die Menschheit gethan, um nun, wenn er wollte, ruhen und fernerhin für sich leben zu können. Allein da er noch Kräfte fühlte, wollte er sie noch zum gemeinen Besten verwenden, bis er endlich sah oder zu sehen glaubte, daß ihm diejenigen, die die Macht dazu hatten, den Weg zu einer fernern nützlichen Thätigkeit versperren wollten.

Da

Da that er, was an seiner Stelle wenige gethan haben würden: er gab alle Würden die er bekleidete, mit allen damit verknüpften Vortheilen auf; dahingegen andre sie entweder, ohne Dienste zu thun, behalten, oder wenigstens bey ihrer Abdankung vortheilhafte Bedingungen ausgewirkt haben würden, die Ferdinand noch dazu, mit allem Recht, als wohlverdiente Belohnungen fodern konnte.

Also that Ferdinand, noch während den drey Jahren von 1763 bis 1765, seinen Dienst als preussischer Feldmarschall und als Gouverneur von Magdeburg, und entsagte diesen Stellen erst nach der Frühjahrs-Revûe im Jahre 1766. Es ist schwer, einer solchen Sache, die zwischen einem großen Monarchen und einem Fürsten vom ersten Rang vorfällt, besonders wenn beyde alle Eigenschaften ganz ausnehmend kluger und feiner Weltleute an sich haben, recht auf den Grund zu kommen. Folgendes weiß ich aus dem Munde eines sehr einsichtsvollen Mannes, dessen Zeugniß sowohl deswegen, als wegen seiner Rechtschaffenheit, seiner Verehrung für beyde große

Männer und auch seiner damaligen Verhältnisse, vom größten Gewicht seyn muß.

Bey mehrerm Unheil, das die Regie in den preussischen Staaten angerichtet hat, kann man ihr höchst wahrscheinlich noch das vorwerfen, daß sie zu dem Zwiespalte, zwischen dem größten König und einem der vortrefflichsten Heerführer neuer Zeiten, die Veranlassung abgegeben hat. Das geschah folgendermaaßen. Der Herzog war, wie gewöhnlich, während der Exerzierzeit in Potsdam und speiste beym König an einem Tage, wo dieser Monarch, der die allgemeine Unzufriedenheit über die Einführung der Regie wohl wahrnahm, und deshalb gerechtfertigt zu seyn wünschte, diese Materie zum Tischgespräch machte, und alle Gründe, die ihn zu dieser neuen Einrichtung vermocht hatten, vorbrachte. Jedermann schwieg; hierauf wandte er sich an den Herzog, den er vielleicht im Verdacht hatte, daß er auch in diesem Punkte zu seinen Tadlern gehörte, und sagte ihm auf Französisch: „Nicht wahr mon Cousin, „Sie sind auch der Meinung gewesen, daß „ich Unrecht habe?“ Der Herzog erwie-

derte: „Sire, Ihre Unterthanen klagen „vielleicht nur darüber, daß Sie den Fran„zosen mehr als ihnen zutrauen.“ Gleich fiel ihm der König mit den Worten ein: „Gut! wir wollen morgen weiter davon „reden: kommen Sie zu Tische nach Sans„Souci;“ und nun fiel das Gespräch auf andre Dinge; allein Menschen, die den König kannten, hatten bey diesen Worten eine Veränderung in seiner Physionomie bemerkt. Den andern Tag, als der Herzog der Einladung gemäß zum König kömmt, findet er im Zimmer desselben einen Tisch mit einem einzigen Gedecke. „Was „bedeutet dieses?“ frägt er im Hereintreten. „Wollen Ihro Majestät allein speisen?“—„Nein“ antwortete ihm der Page, „es ist für Ew. Durchlaucht gedeckt; der „König läßt bitten ihn zu entschuldigen, „weil ihn eine Unpäßlichkeit verhindert, „Ewr. Durchlaucht Gesellschaft zu leisten.“ Hierüber ließ der Herzog einige Empfindlichkeit merken, indem er nicht da blieb, sondern an einen andern Ort hinging, wo mehrere Offiziere waren, um da zu speisen. Den folgenden Tag fielen bey Gelegenheit dieses Vorfalls einige feine aber doch spi

tzige Reden zwischen dem König und dem Herzog vor, worin jener diesem zu verstehn gab, er möchte lieber zurück nach Magdeburg reisen, welches der Herzog auch unverzüglich that.

Aus diesen geringfügigen Eräugnissen konnten diejenigen, die die beyden großen Männer kannten, leicht schließen, daß die Magdeburgsche Revüe, die gleich auf die Potsdammer und Berliner folgt, nicht ohne irgend eine wichtige Begebenheit vor sich gehn würde, welche sie also mit einer ihren Verhältnissen angemeßnen Spannung der Seele erwarteten. Hiebey muß bemerkt werden, daß sonst überall Friedrich der Große die Revüe selbst hielt; nur Herzog Ferdinand genoß das Vorrecht, daß er bey der seinigen zu Magdeburg allein und en Chef commandirte, der König aber, so lange sie dauerte, bloßer Zuschauer war, und nur am Ende sein Urtheil darüber fällte, und die nöthigen Befehle diesem zu folge gab. Auf diesen Fuß kam also auch dießmal der König nach Magdeburg, und zwar mit voller Freundlichkeit, als wenn gar nichts verdrüßliches vorgefallen wäre. Allein der

Herzog war gar nicht in der gehörigen Stimmung.

Dieß zeigte sich sogleich durch einen Vorfall mit dem Herrn von Anhalt, damaligen Obersten und Adjutanten des Königs. Ich habe ihn aus sehr guten Quellen auf eine doppelte Weise angeben hören. Einmal heißts, soll der König seinem Adjutanten befohlen haben, ein Paar Schanzen zum Manövre am folgenden Tage aufwerfen zu lassen, und die Leute dazu vom nächsten Regimente zu nehmen. Dieß habe Anhalt gethan, und zwar ohne es dem Herzog zu melden; weshalb ihm dieser einen sehr ernstlichen Verweis gegeben hätte. Auf der andern Seite versichert man mich, als das Corps Truppen vor dem König vorbey marschirt sey, um ins Lager zu rücken, habe sich eine kleine Unordnung gezeigt, worüber der König eine Art von misfallender Verwundrung geäußert. Hierauf hätte der Herzog gesagt: „Die Truppen sind nicht daran schuld, „sondern die Adjutanten von Ihro Majestät;“ wobey er sich einer eben nicht schonenden Wendung bedient hätte, um seine Unzufriedenheit über diese Herrn aus-

zudrücken. Es mögen nun von diesen beyden Begebenheiten, welche es sey, oder auch vielleicht wohl gar alle beyde vorgefallen seyn; so ist so viel ausgemacht, daß der Herzog einen sehr heftigen Brief vom Herrn von Anhalt empfing, von welchem sehr wichtige Zeugen versichern, er habe sogar eine Ausfoderung enthalten. Diesen brachte der Herzog dem König, der zwar Anhalten deshalb nicht so bestrafte, wie es der Herzog erwarten konnte: aber ihm doch ein Zeichen der Ungnade dadurch gab, daß er ihm befahl, sogleich, und noch vor geendigter Revûe nach Potsdam zu reisen; oder mit andern Worten, ihm aus den Augen zu gehn. Es trugen sich aber noch bey derselbigen Revûe einige andre Auftritte zu, die auch nicht eben geschickt waren, den Spalt kleiner zu machen. Der Herzog nahm die Generale vom Exerzierplatz, um ihnen das Terrain, worauf den folgenden Tag manövrirt werden sollte, zu zeigen, hielt sie da bis um drey Uhr des Nachmittags auf, wodurch der König genöthigt ward, mit seiner Tafel so lange zu warten. Den folgenden Tag ließ der Herzog der Cavallerie so starke Manövres machen, daß

der Generallieutenant von Lentulus dagegen etwas glaubte einwenden zu müssen. Hierauf schickte der Herzog gleich nach geendigtem Manövre einen Adjutanten ab, der dem General den Degen abfodern und Arrest ankündigen mußte. „Aber Ihro „Durchlaucht!“ soll ihm der Adjutant auf französisch gesagt haben: „es ist der Günst„ling des Herrn.“ — „Ey und wenn es“ erwiederte der Herzog, „der Günstling un„sers Herr Gotts wäre, so thun Sie was „ich Ihnen heiße“

Alles dieses beweist, deucht mich, daß der Herzog förmlich suchte auf eine eklatante Art den preussischen Dienst verlassen zu können. Allein ein Augenzeuge versichert mich, der König habe dieß alles ganz geduldig geschehn lassen, und da er, wie gewöhnlich, am letzten Tage gleich vom Revüeplatze nach Berlin zurückfuhr, sey der Herzog an seinen Wagen gegangen, und beyde hätten mit einander gesprochen, als wenn auf der Welt nichts ungewöhnliches vorgefallen wäre. Das war indeß nur Weltton von beyden Seiten, wonach man einander oft das größte Herzeleid anthut, ohne darüber, wenn man zusammen kömmt,

nur ein Wort zu wechseln. Denn der König war kaum in Potsdam angekommen, als er vom Herzog einen Brief erhielt, worin dieser seinen Abschied verlangte. Der König antwortete nicht gleich selbst darauf, sondern schrieb erst einen Brief an den regierenden Herzog von Braunschweig, worin er ihm einige Verwundrung über den Entschluß seines Bruders bezeugte, so wie auch, daß, wenn dieser darauf beharrte, er ihn daran nicht hindern könne oder wolle; dabey aber, durch die Wendung: „daß es ihm vorkäme, als ob Herzog Ferdinand, wenn er nicht wie unabhängiger General en Chef an der Spitze einer großen Armee stünde, sich nicht mehr an seiner rechten Stelle fühlte;“ die Meinung zu äußern schien: als wenn dieser bey der jetzigen Gelegenheit seine Empfindlichkeit zu weit triebe. Ob dieser Brief ein indirekter Versuch seyn sollte, die Sache zu vermitteln, oder nur eine Art von Entschuldigung über eine Begebenheit, von der Friedrich fühlte, daß sie allgemeine Verwundrung erregen und viele ihm nachtheilige Urtheile veranlassen würde: das weiß ich nicht. Dazu müßte mir zum wenigsten die Zeit genau

bekannt seyn, die zwischen dem Empfang des Briefs, worin der Herzog seinen Abschied foderte, und zwischen der Uebersendung dieses Abschieds von Seiten des Königs verfloß; und ich weiß nur so viel, daß er letztern erhielt.

Man dürfte hier leicht urtheilen, Ferdinand habe bey der Gelegenheit zu hitzig verfahren, und eine kleine, freylich etwas beleidigende, Seltsamkeit im Betragen des Königs zu hoch aufgenommen. Allein man muß bedenken, daß der Herzog den König genau kannte, und vermuthlich in einem solchen Betragen eine Quelle von mehrern nachfolgenden Unannehmlichkeiten erblickte, denen er ausweichen wollte. Es werden hierüber mehrere Anekdoten erzählt, die dieses vermuthen lassen. So versichern einige: der Herzog habe dem König gesagt: „Er oder Anhalt müßten aus seinen „Diensten treten:“ und der König habe geantwortet: „Meine Wahl ist entschieden; „Anhalt ist mir unentbehrlich.“ Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Sache solchergestalt zwischen beyden vorgefallen sey. Allein was sie einander selbst nicht gesagt haben mögen, können sie wohl beyderseits

einem Dritten gesagt haben, von dem sie wußten, daß er es von einem zum andern tragen würde. Ferner versichern Personen, die damals um den Herzog gewesen sind, der Brief, worin er seinen Abschied vom König foderte, sey schon ein Jahr lang geschrieben gewesen, und habe in seinem Schreibtische bereit gelegen, um ihn erforderlichen Falls gleich zu datiren und abzuschicken. Wenn man nicht annimmt, daß diese Personen, die Epoche, wo dieser Brief geschrieben ward, zu weit zurück setzen, und daß er etwa gleich nach der Rückkehr des Herzogs von Potsdam, wovon ich oben geredet habe, aufgesetzt worden sey; so müßte der Herzog schon ältere Gründe gehabt haben, zu urtheilen, daß ein solcher Entschluß über lang oder kurz nöthig seyn würde.

Die ganze preussische Armee war indeß über diese Begebenheit so betrübt als verwundert, und sah den Herzog mit schmerzlichem Gefühl aus ihrer Mitte treten; denn er ward in derselben durchgängig sehr geehrt. Ihr allgemeines Urtheil ging da hinaus: daß der Herzog dem Obersten von Anhalt aufgeopfert würde, und man wunderte

sich höchlich über das Betragen des Königs. Denn so groß als man sich auch die Fähigkeiten dieses Offiziers denken konnte, so waren doch seine Verdienste um das Haus Brandenburg, mit denen, die sich der Herzog um dasselbe erworben hatte, gar nicht in Vergleich zu setzen.

Auf der andern Seite, wenn man die Sache blos so nimmt wie ich sie hier erzählt habe, könnte man, wie ich schon bemerkt habe, leicht geneigt seyn, zu urtheilen: der Herzog hätte eine kleine Lebhaftigkeit des Königs, bey Gelegenheit seiner neuen Anstalt mit der Regie, die ihm natürlich sehr am Herzen liegen mußte, zu hoch aufgenommen, und eine zu große Empfindlichkeit darüber geäußert.

Allein folgende mir von einem großen Kenner der Menschen sowohl überhaupt, als auch Friedrichs des Großen und der ganzen preussischen Armee, angegebne Gedanken, scheinen mir der Sache mehr auf den Grund zu kommen. Erstlich sah der König immer an Ferdinanden einen Nebenbuhler seines Ruhms, einen Mann, von dem er sichs selbst sagen mußte, daß er und das ganze Haus Preussen ihm sehr viel zu

danken habe. Den öftern Anblick eines solchen Mannes zu ertragen und sich gegen ihn gehörig zu benehmen, lag nun einmal nicht in Friedrichs Charakter. Man tadle das so viel man will, man nenne es Undankbarkeit und Ruhmneid, das will ich nicht bestreiten: aber genug, ein jeder Mensch hat Fehler; und so waren eine geringe Lust sich dankbar zu beweisen und eine Ruhmbegier, die nicht gerne jemanden nahe um sich leiden konnte, Friedrichs des Großen seine; Fehler, die unstreitig mit den Eigenheiten seines großen Charakters innigst verknüpft waren. Jener hochberühmte, ihn zu wahrer Dankbarkeit verpflichtende Mann war außerdem Reichsfürst, sein Schwager, und sollte nun dabey sein Feldmarschall, sein Gouverneur von Magdeburg, der Chef eines seiner Infanterie-Regimenter seyn. Das waren schwer zusammen zu denkende Verhältnisse, und daß der König sie nicht recht zusammen zu reimen wußte, läßt sich gar wohl begreifen. Auf der andern Seite ward es Ferdinanden wirklich auch schwer, sich in eine solche Lage zu finden. Man darf sich nur Potsdam denken wie es war, wie der König daselbst

lebte, und gelebt wissen wollte; und dann den Herzog, der sechs Jahre lang ganz unabhängig gelebt und gehandelt hatte: um einzusehen, daß dieser Zustand auch von seiner Seite nicht bestehen konnte. Dieß scheint der Herzog gefühlt und die erste sich zeigende Gelegenheit ergriffen und festgehalten zu haben, um sich aus dieser gezwungnen Lage zu reißen.

Das ist die Hauptquelle des ganzen Vorfalls, zu dem alles Uebrige nur veranlassende Ursache war, dergleichen sich andre gefunden hätten, wenn diese nicht gewesen wären; und das wird besonders durch den Umstand erwiesen, den glaubwürdige Zeugen erhärten: daß der Herzog den Brief, worin er seinen Abschied foderte, schon ein Jahr lang vorher geschrieben hatte. Allein die Natur der Sache selbst erweiset es noch viel besser. Feldmarschall hätte Ferdinand bey jedem Potentaten in Europa seyn können, nur nicht bey Friedrich II. Denn der war eigentlich selbst Feldmarschall, und seine Feldmarschälle waren nur Generale, und sollten auch weiter nichts seyn. Nun konnte aber Ferdinand, der Feldmarschall im höchsten Sinn des Worts gewesen

war, mit Anstand und Würde nicht wieder General werden; und mit diesen Worten ist die ganze Sache erklärt.

Uebrigens gereicht die ganze Sache auf alle Fälle Ferdinanden zur Ehre; denn nicht nur that er recht seinen Abschied zu nehmen, sobald er empfand, daß er nicht mehr in preussischen Diensten bleiben konnte, ohne sich von der Würde, worauf er emporgestiegen war, etwas zu vergeben, oder sich in die Verhältnisse, worin er in demselben stand, völlig fügen zu können: sondern er that es auf eine eklatante Art, ohne Bedingung, ohne Rücksicht oder Besorgniß wegen eigner Vortheile, und ergriff eine Ursache, wo ihm jedermann recht geben mußte, und einen Zeitpunkt, wo er sich zu seinem größten Vortheile gezeigt hatte. In dieser Revüe war alles gut gegangen, und der König hatte zu allem, was geschehen war, kein unfreundliches Wort gesagt: Wahrscheinlich mochte der Herzog Ursache haben zu glauben, daß Lentulus und Anhalt, die sich mit der Gunst des Königs brüsteten, ihn anfeindeten, vielleicht gar etwas gegen ihn gesagt hatten, und nun hatte er ihnen gezeigt: sein Ruhm sey so groß, daß der

König, aus Achtung gegen sich selbst, sich ihrer gegen ihn nicht hätte annehmen dürfen. Das konnte bey einer andern Revüe ganz anders kommen: Der König konnte über den Zustand der Truppen und ihr Manövriren donnern, dem Herrn Feldmarschall sehr unangenehme Dinge sagen, und ihn auf eine Art zum Dienste herausdrängen, die Ferdinanden einen ewigen Stachel in der Seele zurückgelassen hätte. Also zeigte Ferdinand dadurch, daß er jetzt seinen Abschied nahm, nicht nur edle Ehrliebe, Großmuth und Festigkeit, sondern auch große Klugheit in der Wahl des Augenblicks, wo er diesen Entschluß ausführte.

Auf der andern Seite darf Friedrich auch nicht darum undankbar gescholten werden, weil er Ferdinanden gehen ließ; nicht einmal deshalb, weil er ihm vielleicht Anlaß gab, den Dienst zu verlassen; ja auch darum nicht, weil er Anhalten zu behalten suchte, da er Ferdinanden nicht behalten konnte, und weil er jenen diesem zu Gefallen nicht aufopfern wollte. Es gehörte zu seinem Regierungssysteme, daß er selbst alleiniger Feldmarschall seiner Armee war.

Dieses erhabnen Amtes hatte er sich völlig würdig bewiesen; und sein Staatssystem konnte er selbst Ferdinanden zu Gefallen nicht aufgeben. Da er nun dessen Anwesenheit bey seiner Armee mit diesem Systeme nicht zusammen reimen konnte, so war es wohl natürlich, daß er einen höchst brauchbaren Offizier, eines Feldherrn wegen, den er doch nicht behalten hätte, nicht fahren lassen wollte. In diesem Sinn, enthalten die Worte: Meine Wahl ist entschieden; Anhalt ist mir unentbehrlich: die man dem König in den Mund legt, nichts beleidigendes gegen Ferdinanden. Allein seine Undankbarkeit äußerte sich darin, daß er Ferdinanden nicht königlich belohnte; daß er ihm eine höchst unbedeutende Pension aussetzte, die, wie ich höre, Ferdinand bey Lebzeiten des Königs nie ausgezahlt bekam, und auch glaube ich nie einfoderte. Sie zeigte sich in vielen nachherigen kleinen Zügen, wovon ich so eben einen erzählen werde. Ohne diese Handlungen wäre Friedrichs Betragen gegen den Herzog gar keines eigentlichen Tadels werth, denn es wäre nur eine Folge

der

der Nothwendigkeit, der niemand widerstehen kann.

Kurz darauf ereignete sich eine Begebenheit, die Ferdinanden nicht nur vortheilhaft war, sondern ihm wegen der dabey vorfallenden Umstände sehr schmeicheln mußte. Er hatte sich gleich nach dem Kriege eine Präbende im Magdeburgischen Domstifte gekauft, die man die Meklenburgische nennt, und wodurch man, ohne weiteren Verzug, in die Zahl der innern Glieder des Stifts eintritt; da es hingegen mit den andern Domherrnstellen verbunden ist, daß diejenigen, die sie erhalten, erst so lange warten müssen, bis die Reihe zu diesem Eintritte an sie kömmt. Nach diesem Kaufe hatte der König dem Stifte Befehl gegeben, bey sich eräugnender Vacanz der Domdechantstelle, den Herzog dazu zu erwählen. Ob Friedrich diesen Befehl aus der Acht gelassen haben mochte; oder ob er nicht meynte, daß der Fall so schnell eintreten würde, und das Aufsehn, diesen Befehl zu widerrufen, gleich nach seiner Entzweyung mit dem Herzog nicht erregen wollte? das kann ich nicht bestimmen. Genug, im Jahre 1766, zwey Monate

Wahl des Herzogs zum Domdechant in Magdeburg.

nach dem Vorfall bey der Revüe, starb der damalige Domdechant, ein General von Münchow. Gleich nach dessen Tode versammelte sich eiligst das Kapitel, und wählte den Herzog einmüthig zu der erledigten Stelle. Sobald der König diese Wahl erfuhr, befahl er dem Kapitel noch einmal und anders zu wählen. Allein dieses bestund auf seine erste Ernennung, und berief sich auf den ersten erhaltnen königl. Befehl, den es für seine Pflicht gehalten hätte sogleich zu vollstrecken; worauf denn Friedrich die Wahl bestätigte. Dadurch erhielt Ferdinand nicht nur eine nicht unbeträchtliche Vermehrung seiner Einkünfte, sondern auch ein sehr schmeichelhaftes Zeichen der Ergebenheit einiger ganz von ihm unabhängiger brandenburgischer Patrioten.

Ferdinand wählt Braunschweig zum gewöhnlichen Wohnorte, um da sein Leben in Ruhe zu beschließen.

Zu der Zeit, als Ferdinand seine Dienstentlassung foderte, und nicht eher, scheint er den festen Entschluß gefaßt zu haben, seine übrige Lebenszeit in Ruhe, und von öffentlichen Geschäften entfernt zuzubringen, in welchem ihn hernach die allervortheilhaftesten Anerbietungen nicht haben wankend machen können. Die Liebe zu seinem

Bruder Karl, und zum väterlichen Hause, bewog ihn Braunschweig zum Orte seines beständigen Aufenthalts zu wählen. Er ließ einen Theil des sogenannten Musthofs zu seiner Wohnung ausbauen, und kaufte sich das Gut Vecheln, eine Meile von Braunschweig, zum Sommeraufenthalte. Da lebte er vom Junius an bis im August oder September; kam wegen der Nähe oft nach der Stadt gefahren, oder ließ Personen, die ihm angenehm waren, zu seiner Gesellschaft herauskommen. Dann reiste er nach Magdeburg, wo er vermuthlich als Domdechant zu einer gewissen Residenz verbunden war, und blieb da sechs bis acht Wochen. Im November kam er nach Braunschweig zurück, wo er den ganzen Winter zubrachte, und bis ins spätste Alter viel zur Annehmlichkeit der Stadt für Fremde und Einheimische beytrug. Diese Ordnung ward nur dann und wann durch Reisen unterbrochen, von denen hernach geredet werden soll.

Belustigungen im Anfange seines dortigen Aufenthalts.

Da er im Anfange dieser Laufbahn ein Herr von etwa vierzig Jahren war, so nahm er vielen Antheil an den Belustigun-

gen des damals sehr glänzenden Hofes seines Bruders Karls. Unter diesen war noch immer das Schauspiel eine der beliebtesten. Es befand sich damals zu Braunschweig eine recht gute französische Schauspielergesellschaft, die der Hof besonders unterhielt, und die mit den Opern und Pantomimen, wegen welcher mit dem berühmten Maschinisten Nicolini ein besonderer Contract geschlossen war, nichts gemein hatte. Diese Schauspieler machten die Lust, manchmal einige Meisterstücke der französischen Bühne selbst vorzustellen, am Hofe rege, und Ferdinand nahm gemeiniglich Antheil daran. So weiß ich, daß er die Rolle des Mithridats, im Racinischen Trauerspiele dieses Namens, vorgestellt hat, ohne mehrere andre zu rechnen, die ich nicht genau angeben kann. Dieß ist für Weltleute gewiß ein edles, den Geist immer nährendes Vergnügen, und die Theilnahme daran, zeigt nicht nur an sich schon Fähigkeiten, sondern außerdem noch Liebe zu Vergnügungen, die den Verstand beschäftigen, und von denen der strengste Moralist urtheilen muß, daß sie immer bey weitem den Vorzug vor schalen Aßembleen

und Spielgesellschaften haben. Es versteht sich außerdem, daß weder Ferdinand noch der übrige Hof in einem solchen Zeitvertreibe eine verächtliche Ehre suchte, noch sich, wie Nero, bey solchen Gelegenheiten dem Volke zeigte. Er war ihnen das, was er wirklich seyn sollte: eine angenehme geistvolle Zeitverkürzung, zu welcher nur ein kleiner Zirkel auserwählter Zuschauer zugelassen wurde.

Ferdinands Antheil an der Freymaurerey in Deutschland.

Ich kann eine Begebenheit im Leben Ferdinands, die eigentlich, wenn alles so wäre wie es seyn sollte, gar nicht öffentlich bekannt seyn müßte, eben darum, weil die ganze Welt sie weiß, mit Stillschweigen nicht vorbeygehn. Sie besteht in seiner Wahl zum Oberhaupte der ganzen Freymaurerey, wie einige meynen und behaupten; oder wenigstens, wie man nicht läugnen kann, eines der größten Zweige dieses mächtigen Stammes. Daß die ganze Sache mit Dunkelheiten umgeben seyn muß, ergiebt sich aus ihrer Natur; gleichwie auch, daß ich sie auf keine Weise dem Publikum völlig enthüllt darstellen kann. Ich muß und ich darf nur so davon reden, wie jeder

Profane thun könnte, der die verschiednen hier einschlagenden öffentlich bekanntgemachten Schriften und die Außenseite der Maurerey in der menschlichen Gesellschaft vor Augen hätte. Jenes verlangt die Pflicht eines Geschichtschreibers; dieses aber Discretion und Bescheidenheit, nach welcher man von heimlichen Dingen nicht weiter spricht, als die Herren Intereßenten selbst für gut finden sie bekannt zu machen.

Wenn ein vernünftiger Profane die Freymaurerey im Allgemeinen betrachtet, so scheint sie ihm zwey Seiten zu haben, wovon die eine über alle Maaßen groß, herrlich, schön, reizend; die andre aber, arg und gefährlich ist. Eine Gesellschaft, wo die Menschen alle Brüder sind: bey deren Eintritt sie alle ihre bürgerlichen Verhältnisse ablegen, um blos Menschen zu seyn, und als solche zu wirken: wo kein Unterschied der Meynungen, der Religionen, und wie die Dinge alle heißen, die die Menschen trennen, in Anschlag gebracht wird: deren Mitglieder sich alle gegenseitig unterstützen, beystehn, vertreten, ihre Kräfte vereint auf den Zweck der Bru-

derliebe in ihrem ganzen Umfange verwenden: Was kann schöneres, edleres, erhabeneres gedacht werden? Allein auf der andern Seite deckt ein undurchdringliches Geheimniß alle Schritte dieser Gesellschaft. Sie hat einen Zweck, den niemand kennt, und den sie durchaus niemanden entdecken will: ein Eid verpflichtet ihre Glieder, ihn sowohl, wie alles was die Gesellschaft thut, in das tiefste Geheimniß zu vergraben. Was soll das bedeuten? Was kann hierunter verborgen seyn? Ist die Sache gut, so lasse man sie bekannt werden: ist sie schlimm, so darf man sie nicht dulden. Gegen diesen Einwurf hat die Gesellschaft indeß eine ganz gut klingende Antwort. Die Obrigkeit, spricht sie, von welcher Art sie auch sey, hat ein Mittel, uns kennen zu lernen. Jedes Glied derselben darf sich nur unter uns als Bruder aufnehmen lassen, so kann er erfahren, wovon die Rede ist. Diese Antwort, wobey man Könige und Fürsten, die Glieder des Ordens sind, und besonders einen Ferdinand, der eine sehr thätige Rolle darin übernimmt, als Beweise anführt, hat allerdings sehr viel Gewicht.

Einen andern Einwurf, den man gegen die Gesellschaft macht, und der von der Menge unwürdiger Glieder, die sich darunter befinden, hergenommen wird, könnte sich ein vernünftiger Profane selbst auf folgende Art beantworten.

Der Egoismus ist gegenwärtig unter den Menschen auf den allerhöchsten Punkt gestiegen. Keiner nimmt Antheil an irgend etwas gemeinschaftlichem, sondern alles, was man unternimmt, soll, und zwar sogleich, irgend einen baaren, groben, sinnlichen Vortheil verschaffen: dagegen will man aber für die Sache, wo möglich, gar nichts, und immer nur so wenig thun, als man kann. Nun besteht der allersichtbarste Vortheil, den man aus der Gesellschaft der Freymaurer ziehen kann, in dem Beystande der Brüder, und besonders darin, daß man auf Reisen und in der Fremde gleich Bekannte, Verbindungen, warme Freunde antrifft. Daher drängt sich vorzüglich eine Klasse von Menschen in die Gesellschaft hinein, unter denen es nothwendig viele böse geben muß. Nämlich solche, die ein herumreisendes Gewerbe treiben, und natürlicher Weise vorzüglich diejenigen, die

Unterstützung von der Gesellschaft erwarten, ihr aber wenig Dienste leisten können oder wollen. Solche, die durch Geburt, Vermögen, ausgezeichnete Verdienste, den angegebnen Beystand glauben entbehren zu können, sind auch dann, wenn sie viel zu reisen gedenken, weit weniger geneigt sich als Freymaurer aufnehmen zu lassen; und diese Verbrüderung findet also an ihnen keinen Ersatz für die große Zahl der andern. Dazu kömmt nun noch ein schlimmer Umstand in obiger Rücksicht. Eine große Menge von denen, die ein unruhiges Gemüth zu einer solchen wallenden Lebensart antreibt, kommen dabey in sonderbare Lagen, woraus sie sich oft nicht anders als auf Kosten ihrer Ehrlichkeit helfen können. Wenn sie also schon anfangs, und zur Zeit ihrer Aufnahme, ganz rechtschaffne Leute waren, so werden sie doch nachhero nach und nach Gauner, Gaukler, Betrüger von allen Arten, und gebrauchen nicht selten das Geheimnißvolle der Gesellschaft, um ihre Gaunerschaft besser, geheimer und sichrer zu betreiben. Die bessern aber, die sich aus dieser gefährlichen Lage als ehrliche Leute ziehen, vergessen, nach dem jetzigen

Egoismus, die Vortheile, die ihnen die Gesellschaft verschaft hat, und ihre dadurch aufhabende Pflicht nun an ihren Brüdern so zu thun, wie sie empfangen haben. Sie weigern sich einen Theil ihrer Zeit und Kräfte ferner dieser Verbindung zu widmen und ziehen sich aus derselben, wie das freylich jeder kann, so bald er will, wenn er schon daran oft gar nicht billig und rechtschaffen handelt.

Eine andre Gattung von Menschen, die sich in die Gesellschaft hineindrängen, schafft auch eine Menge schlechter und schädlicher Menschen hinein. Sie besteht aus denjenigen, die, nach den übertriebnen Beschreibungen einiger Glieder, einer wilden Einbildungskraft den Zügel schießen lassen, und ganz unerhörte, geheime und unermeßliche Vortheile schaffende Dinge in der Gesellschaft suchen. Eine so unregelmäßige Einbildung ist allein schon fähig gute Menschen zu verderben. Sie lenket sich aber gemeiniglich nur bey denen auf dergleichen Gegenstände, die durch vorher begangne Thorheiten eine Zerrüttung in ihren Angelegenheiten veranlaßt haben. Gleichwie nun halbruinirte Leute am geneigtesten sind, ihr

Glück in Lotto's und Lotterien zu versuchen, so ergreifen auch viele die Freymaurergesellschaft als das einzige Rettungsmittel; und man kann sich leicht vorstellen, was daraus für eine Art von Brüdern entsteht.

Endlich kömmt noch eine dritte Klasse von Candidaten der Maurerey, durch welche sie auch von einer Menge ihr gar nicht zur Ehre gereichenden Mitgliedern angefüllt wird; das sind solche, die durch die bloße Neugier, oder wohl gar durch die kindische Eitelkeit hineingetrieben werden, sichs merken lassen zu können: Auch ich bin Freymaurer. Unter diesen gäbe es indeß noch wohl viel brauchbare Menschen, und die es wenigstens bey reifern Jahren werden würden. Allein leider treten oft die besten darunter bald heraus, weil sie die Befriedigung einer eiteln Neugierde nicht finden: oder auch aus Egoismus, weil sie keinen eignen direkten, in die Sinne fallenden Vortheil daraus schöpfen können. Die andern aber bleiben; entweder weil sie die Gelegenheit vor sich sehen, in der Maurerey eine Rolle zu spielen, auf die sie in der Welt keinen Anspruch machen dürfen;

oder weil sie, als muntre Gesellschafter, an denen, zum Nebenmittel so herrlich erfundnen, sobald sie aber die Hauptsache ausmachen, so verderblich werdenden brüderlichen Mahlzeiten eine Freude haben; oder endlich, weil sie von jenen Gauklern zu wilden Hoffnungen und Erwartungen gespannt werden. Allein aus allen diesen Menschen bilden sich wiederum keine oder nur wenige nützliche und Ehre bringende Mitglieder.

Niemand oder doch fast niemand findet sich, der also zu sich selbst spräche: „In „dieser Stiftung liegen doch herrliche An„lagen, sobald die Glieder derselben kluge „und rechtschaffne Menschen sind. Ich „will also hineintreten, weil ich Rechtschaf„fenheit besitze, und Verstandeskräfte in „mir fühle, um die Zahl solcher Glieder „zu verstärken.“ Fast niemand, wenn er in die Verbindung kömmt, weiß die darin liegende Weisheit und Mittel zum Guten zu erkennen. Man sucht sie, wo sie nicht sind; und wo sie so deutlich liegen, werden sie ganz übersehen: und dann klagt man, man habe weder Weisheit noch Gutes gefunden; wird ungeduldig, und tritt her-

aus. Noch vielweniger redet irgend jemand folgendermaßen zu sich selbst: „Wenn gute, „rechtschaffne, kluge Leute nicht in die Ge„sellschaft treten, so wird sie eine Büchse „der Pandora; und da alles, was seit „etliche und zwanzig Jahren geschehen ist, „die Auflösung derselben nicht hat bewerk„stelligen können, so ist sie mit der Mensch„heit in Europa gewiß zu innig verwebt, „als daß man seine Hoffnung auf diese „Auflösung bauen dürfte. Ich will also „hinein und fest daran halten, um das „Gute zu befördern und dem möglichen „Bösen, so viel ich kann, Einhalt zu thun: „denn wo ich nicht bin, kann ich nicht wir„ken.“ O dergleichen Menschen, die so dächten, giebt es gar zu wenige heut zu Tage! Und finden sich schon einige, die einen solchen Gedanken einmal auffassen können, so tödtet ihn hernach wieder ein verderblicher Ehrgeiz. Treten sie in die Gesellschaft, so finden sie entweder, daß ihr Wirkungskreis darin nicht schnell genug so groß wird, als sie es ihren Verdiensten angemessen halten; oder sie wollen geschwind und viel wirken, und können die Hinderniſſe nicht aus dem Wege räumen,

die ihnen freylich oft schlechte Mitglieder entgegen stellen; sie können sich keine Geduld geben, sich nicht in die Gemüther frey-zusammengetretener Menschen finden, die sich durchaus nicht zwingen lassen wollen, und denen das Gute selbst zuwider wird, wenn man es ihnen gleichsam mit Gewalt aufdringen will: daher werden sie ungeduldig und laufen heraus. Nun ist aber leider! das Laster viel beharrlicher als die Tugend, und deswegen erreicht jenes auch viel öfterer seine Absichten, als diese.

Meine Meinung ist hier gar nicht, eine Abhandlung von der Maurerey zu schreiben, sondern nur einen Begriff von den Ursachen zu geben, welche diese herrliche Stiftung verderben können, und sie auch wirklich am Ende des siebenjährigen Krieges verdorben hatten. Während desselben waren eine erstaunliche Menge Menschen auf eine erlaubte und unerlaubte Weise darin aufgenommen worden, und ihre maurerische Existenz war bessern Brüdern ein Ekel, den Profanen aber ein Hohn. Dabey zählte indeß die Gesellschaft unter ihren Gliedern doch auch eine große Menge Menschen, die

sich durch Geburt, Stand und Vermögen auszeichneten, und die aus verschiednen Gründen viele Anhänglichkeit für dieselbe äußerten, ohne jedoch mit jenen schlechtern Gliedern ein recht harmonisches Ganze ausmachen zu können.

Sobald sich gewisse Umstände in der Welt eräugnen, zeigen sich auch sogleich Menschen, die sie nach ihren Absichten nutzen wollen. Also scheint es Mehrern eingekommen zu seyn, die damalige verwirrte Verfassung der Maurerey, unter dem Vorwande einer Verbeßrung, zu Erreichung gewisser Zwecke zu gebrauchen. Es trat einer in Thüringen unter dem Namen Johnson auf; er wurde, so heißt es, von einem Herrn von Hund als ein Betrüger entlarvt, und das wäre recht gut gewesen: allein er ward auf die Wartburg in gefängliche Haft gesetzt, und hat da seinen Geist aufgegeben. Das war arg, denn es geschah, wie man versichert, und es der Sache selbst angemessen ist, ohne Urtheil und Recht: Wie aber unter uns ein jeder gemeiniglich nur auf sich denkt, so bekümmerte sich kein Mensch um dieses despotische Verfahren, und der Unglückliche mußte in der

Gefangenschaft verschmachten, ohne daß sich nur Eine Stimme erhob, um Gott und die Welt zum Mitleiden über sein Schicksal aufzurufen. Der Herr von Hund war ein angesehner Edelmann aus der Ober-Laufitz, der sich sein Lebelang viel mit Maurerey beschäftigt hatte. Nachdem er den Betrüger, wie man behauptet, zu Schanden gemacht, und, so wie man mit einem Nebenbuhler zu thun pflegt, ins Verderben gestürzt hatte, trat er selber mit einem Verbesserungsplan in der Maurerey auf. Man hat anjetzt so viel Aufschlüsse darüber, daß auch der Profane ziemlich genau davon urtheilen kann. Man darf nur den Aufsatz über den Convent zu Wilhelmsbad im Jahre 1782, und die beyden nachher erschienenen Schriften: St. Nicaise und Anti St. Nicaise betitelt, mit Bedacht lesen, um sie wahrscheinlich bis auf den Grund zu durchschauen: und ich will hier dem Leser kürzlich das Bild darlegen, was diese Schriften einem unpartheyischen Beobachter vor Augen darstellen.

Unter den Freymaurern ging schon lange vor dem Herrn von Hund eine Ueberlieferung im Schwange, daß ihre Verbrüderung ursprüng-

ursprünglich von dem Tempelherrn-Orden abstammte, der diese Maske, um seine Fortdauer vor den Augen seiner Verfolger zu verbergen, angenommen hatte. Diese Ueberlieferung machte nach Maurerweise den Gegenstand einiger Grade aus, die zu den allergeheimsten gerechnet wurden, und in Deutschland zumal nur wenigen Brüdern bekannt waren. Diesen Punkt ergriff der Herr von Hund und baute darauf sein System und seinen Plan. Er machte diese Ueberliefrung zum Geheimnisse der ganzen Maurerey, und die Wiederherstellung des Tempel-Ordens unter Modificationen, die der Geist der Zeiten erfoderte, zum Zweck desselben. Zwar hatte man sich nicht vorgenommen, die alten Besitzungen des Ordens wieder zu erlangen, wenigstens ward diese Absicht völlig abgeleugnet, und im Grunde wäre dieß auch unmöglich gewesen: Allein Capitalien sollten zusammengebracht, Güter davon für den Orden angekauft, und mit den Hundischen, wohl zu merken, der Anfang gemacht werden. Man hatte Absehn auf Ländereyen, die die Kaiserinn von Rußland hergeben wollte, um darauf eine Ordenskolonie zu stiften. Man gedachte

auch Handels- und Manufaktur-Unternehmungen anzufangen, deren Ertrag die Reichthümer des Ordens vermehren sollten; und hernach, wenn er diese einmal in hinreichendem Maaße zusammen gebracht hätte, dann sollte erst der erneuerte, aus seiner Asche wieder hervorgehende Tempelherrn-Orden, als eine festgegründete Corporation, öffentlich auftreten.

Zu diesem Plane wurden viele der ältesten und wichtigsten Mitglieder der maurerischen Verbindung erstlich in Sachsen, hernach in Deutschland, dann im übrigen Norden gewonnen. Hund zeigte eine Vollmacht vor, die er von den wahren Bewahrern und Fortpflanzern des Tempelherrn-Geheimnisses erhalten haben wollte, und die ihn zum Provinzial-Großmeister in ganz Deutschland und im Norden einsetzte. Er bildete sich selbst einen Ordensrath, von den Mitgliedern, die er für die nöthigsten und fähigsten hielt, seinen Zweck zu befördern.

Auf diese Art, und durch andre dabey getroffne Veranstaltungen, gewann die Sache großen Fortgang. In dem innersten dieser Verbindung ward das ganze

Ceremoniel und die ganze Anordnung eines Ritterordens, mit Titularcommenden, Comthureyen, Balleyen ꝛc. eingeführt. Auf Stand, auf Rang, auf Geburt, auf Vermögen ward dabey sehr gesehn. Wo nicht allen, doch verschiednen arbeitenden Gliedern, sowohl im innern Orden als auch in den Logen, wurden aus den Einkünften Besoldungen angewiesen. Dieser Zweig der Maurerey nannte sich die strikte Observanz; sie äußerte eine besondre Reinheit in ihrem Betragen; eine besondre Aufmerksamkeit auf die Wahl ihrer Glieder. Sie sonderte sich von allen übrigen Zweigen der Maurerey ab, und ihre Häupter verlangten von denen ihnen untergeordneten Logen, daß sie allen andern Brüdern den Zugang zu ihren Versammlungen mit Sorgfalt verschließen sollten, wie das Leute, welche große Reichthümer hoffen und erwarten, gegen jeden zu thun pflegen, der verlangen könnte, mit ihnen Antheil daran zu nehmen. Alle Aemter, große und kleine, wurden von den hohen Obern vergeben, und nicht mehr, wie ehemals, der eignen Wahl der Brüder überlassen. Da man nun so viele große und vornehme reiche Leute sah,

die diesem Zweige der Freymaurergesellschaft eifrig zugethan waren, so drängten sich viele herbey, um hinein zu kommen. Der Eintritt war aber nicht leicht, und stand bey weiten nicht jedem offen; besonders darum, weil die Kosten wirklich groß waren, und weil man, um die Ausgaben zu bestreiten, und die beabsichteten Capitalien zusammen zu bringen, fast nur vermögende Leute aufnehmen konnte.

Daß dieß alles keine Freymaurerey war, läßt sich auf den ersten Blick gleich einsehen. Allein es hat sich auch ergeben, daß es Betrug war. Ich gebe dem Verfasser des Anti-St. Nicaise gerne zu, daß sein Gegner, nämlich der Mensch, der den St. Nicaise geschrieben hat, ein Elender ist, den nicht nur schlechte Bewegungsgründe zur Verfertigung seines Buchs, sondern auch dazu veranlaßt habe, daß er viele Unwahrheiten darin vorbringt. Allein nach des Anti-St. Nicaise eignem Geständnisse war Hund ein Betrüger, der eben sowohl hätte entlarvt werden müssen, als Johnson, und auf alle Fälle eben die Strafe verdient hätte als dieser. War nicht seine Vollmacht untergeschoben? zeigte sichs nicht,

daß die von ihm so feyerlich erhärtete Verwandschaft der Maurerey mit dem Tempelherrn-Orden auf gar keinem sichern Grund beruhte? Wer wird aber glauben können, daß Hund dieses alles nicht sollte gewußt, daß er sollte geglaubt haben, er sey rechtmäßig zu dem, was er that, bevollmächtigt gewesen? Folgendes ist aber noch ärger. Nach Hunds Grundsätzen sollte die Maurerey dem Tempelherrn-Orden nur zur Hülle dienen, um sich einstweilen darin zu verbergen; man sollte jene als eine Pflanzschule betrachten, um daraus die fähigsten Mitglieder zu wählen, die man hernach dem wahren Orden einverleiben könnte. Darin liegt nun aber die zweyte und größte Betrügerey, deren sich Hund, Schubart und der ganze hohe Rath des Ordens schuldig machte. Denn dieser gebrauchte die Gelder der Maurerey zu seinen Absichten. Der gutherzige Profane, der sein Geld hergab, im Vertrauen ein Mitglied der wahren ächten Verbindung zu werden, gehörte nur zur Schale; das Geld aber, was er hergab, ward von dem dazu gar nicht gehörigen Kerne, nach dessen selbstbeliebigen Vorstellungen, verbraucht. Welches

Hunds Absichten bey der ganzen Sache gewesen seyn mögen, will ich nicht untersuchen; denn das kann man aus den Acten nicht deutlich sehen. Mit dieser oder jener Aussage, mit dieser oder jener Handlung dieses Mannes, die der Verfasser des Anti-St. Nicaise anführt, ist es noch gar nicht ausgemacht, daß sie nicht selbstsüchtig gewesen seyn sollten. Graf Zinzendorf that gewiß für seine mährischen Brüder weit mehr als Hund für seine Tempelritter, und wer, außer ein Herrnhuter, sollte nicht überzeugt seyn, daß ihn Selbstsucht bey seinem Unternehmen leitete? Denn Selbstsucht und Habsucht, oder Begierde nach Geld und Reichthümern, sind bey weiten nicht immer einerley. Wenigstens waren die Unternehmungen dieser beyden Männer schädlich, und des von Hunds seine noch dazu auf offenbar böse Mittel, Lug und Trug gegründet. Zinzendorfs Schutzredner können doch noch behaupten, er habe in dem, was er that, nach aufrichtigem innern Antriebe gehandelt, und niemand kann das Gegentheil beweisen. Hingegen von dem Herrn von Hund kann niemand läugnen, daß er nicht den Ungrund aller

seiner Vorspiegelungen gewußt haben sollte.

Das Hundische System war für die maurerische Verbindung besonders schädlich. Es brachte Uneinigkeit, Spaltung, Haß, Fanatismus hinein. Vorhero, so verderbt die Maurerey seyn mochte, so wurde doch jeder Bruder, der Beweise seiner gesetzmäßigen Aufnahme an irgend einem Orte der Welt beybringen konnte, in allen übrigen Oertern als ein solcher anerkannt und aufgenommen. Jetzt hörte das auf, und man fragte: Von welchem System sind Sie? und wenn er nicht von dem besondern Systeme der Loge war, so ward der Mensch als ein ganz Fremder und wohl gar als ein Feind oder wenigstens mit Verachtung abgewiesen. Das veränderte gänzlich die Lage dieser Verbindung. Ob übrigens dieß neue System, philanthropisch und politisch betrachtet, böse Folgen haben konnte, will ich gar nicht untersuchen; denn wo eigentlich die Absicht des Erfinders und seiner Haupthelfer hinausgehn mochte, läßt sich mit Zuverläßigkeit nicht ausmitteln. Gutes thun, der Menschheit aufhelfen, Aufklärung befördern, wie es im

Anti-St. Nicaise steht, dazu braucht es keines Ritterordens; und ich biete jemanden Trotz, mir zu zeigen, wie die, in jenem Buche so oft angeführten Johanniter- und Deutsche-Orden, diese großen, edlen, herrlichen Zwecke jemals befördert hätten. Wenn aber ein Menschenfreund auch noch so gefährliche Folgen daher besorgt hätte, so brauchte er deswegen nicht unruhig zu seyn; er konnte allenfalls schon damals einsehen, daß die Sache keinen Bestand haben würde. Von allen Seiten brachen auch in den Augen der Profanen Merkmale einer innern Gährung aus; die Erwartungen vieler Mitglieder waren sichtbarlich so hoch gespannt; Partheygeist zeigte sich so offenbar in allen Anstalten; auf äußere Unterscheidung ward ganz augenscheinlich viel Werth gelegt: Mit einem Worte, alle Kennzeichen solcher Anlagen, die die Leidenschaften der Menschen in große Bewegung setzen müssen, lagen so deutlich vor aller Augen, daß ein Unpartheyischer leicht denken konnte, eine Gesellschaft, wo jene so ins Spiel gesetzt würden, ohne daß irgend ein gesetzmäßiges Band sie zusammen hielt, könne von keiner Dauer seyn.

Wenn aber auch damals dieses nur von wenigen eingesehn, und allenfalls mehr errathen als nach Gründen vorausgesagt werden konnte, so kann man doch nun, nach diesem Beyspiele, wegen zukünftiger Unternehmungen dieser Art ruhig seyn. Etwas gemeinschädliches kann ohne Geld, und zwar ohne viel Geld, nicht ausgeführt werden; und jede Gesellschaft, wo von vielem Gelde die Rede ist, und die keine gesetzmäßige Existenz hat, die der Staat nicht mit seiner Macht zusammen hält, sprengt gewiß auseinander.

Jetzt können wir freylich hierüber entscheidend urtheilen, weil wir so viele Acten dazu vor Augen haben; wenn man aber darum diejenigen Brüder tadeln wollte, die das Hundische System annahmen, so würde man äußerst thöricht handeln. Keine andern hätten die schwachen Seiten desselben einsehn können, als diejenigen, die seine allervertrautesten wurden. Von denen riß verschiedne sein Enthusiasmus, seine Beredsamkeit hin; andre waren zu weitläuftigen Projektmachereyen geneigt: verschiedne wurden durch den Gedanken gereizt, Mitstifter eines großen, jetzt geheimen Ent-

wurfs zu werden, der aber einstens so glänzend hervortreten sollte. Waren aber einmal diese gewonnen, so konnten andre mit allen möglichen Einsichten, Kenntnissen und festen Willen fürs Gute hineingezogen werden, ohne es vermeiden zu können. Also wäre es lächerlich und höchst boshaft, wenn man aus allem, was ich bis hieher nach den vor mir habenden Acten gesagt habe, das allergeringste nachtheilige gegen irgend einen Bruder oder einen Haufen von Brüdern, die dieser Verbindung anhingen oder beytraten, folgern, oder mir in den Mund legen wollte. Gegen eine solche schändliche Consequenzmacherey will ich hier förmlich protestirt haben.

Wenn und wo Ferdinand zum Freymaurer aufgenommen worden ist, kann ich nicht genau angeben. Vermuthlich in seiner Jugend, zu Berlin, wo damals diese Verbindung in großem Flore stand. So viel ist gewiß, daß es lange vorher geschehen war, ehe Hund mit seinen Neuerungen auftrat. Damals ward England noch allgemein als die Urquelle aller Freymaurerey angesehn; und der Herzog war von der großen Loge in London zum Provinzial-

Großmeister aller Logen in einem Theile von Nord-Deutschland erklärt worden.

Es müßte mir schlecht geglückt seyn, dem Leser eine rechte Vorstellung von Ferdinands Charakter zu geben, wenn er nicht einsehn sollte, daß die Freymaurerey, eine Verbindung deren sichtbarste Absicht, Vereinigung der Menschen als Brüder, und Wohlthätigkeit war, viel reizendes für diesen Fürsten haben mußte, wodurch er bewogen ward, ihr nie untreu zu werden, wenn ihm schon viele Nebendinge in derselben nicht gefallen mochten. Er beehrte also manchmal die Loge, die in Braunschweig nach dem Kriege gestiftet worden war, mit seiner Gegenwart und mit seinem besondern Schutze; und fuhr immer fort sich mit maurerischen Angelegenheiten zu beschäftigen.

Da das Hundische System keinen gesetzmäßigen Bestand erhalten konnte, und doch wegen des weitläuftigen Plans eine große Consistenz brauchte, so blieb ihm dazu wahrscheinlich kein besser Mittel, als so viel sehr hohe Standespersonen hineinzuziehen als möglich. Vermuthlich war auch ganz besonders die Wahl desjenigen, der

an die Spitze der ganzen Sache gestellt werden konnte, von größter Wichtigkeit. Die Maurerey beruht ganz auf Meinung und gar nicht auf Gewalt. Also scheint es hiebey darauf angekommen zu seyn, einen Mann als Oberhaupt aufzustellen, der, ohne eine große Gewalt zu besitzen, die den Interessenten bey diesem Systeme gefährlich scheinen und für die Häupter desselben wirklich gefährlich werden konnte, doch sehr hoch in der Meinung der Menschen stünde, um den Maurern und den Profanen ein vollkommnes Vertrauen einzuflößen. Zu einem solchen Manne schien die Vorsehung Ferdinanden in allem Betrachte geschaffen zu haben. Dieß war also wohl der Hauptgrund warum man eifrig suchte, ihn für dieses neue System zu gewinnen. Ueber die Art, wie das bewerkstelligt wurde, ist in der Profanen-Welt nichts bekannt worden. Auch weiß ich die genaue Epoche seines Beytritts dazu nicht genau anzugeben. Alles was man weiß, besteht darin, daß das Hundsche System sich schon anfing in den Jahren 1764, 65, 66. weit und breit auszudehnen, und daß Ferdinand im Jahre 1772 zum Großmeister desselben

gewählt wurde. Wenn man annimmt, daß der Beytritt und die Wahl zugleich, oder wenigstens sehr kurz aufeinander statt gefunden haben, so sieht man, daß ihm diese Neuerungen nicht sogleich haben annehmlich gemacht werden können. Die Epoche dieser Wahl nehme ich aus dem Almanach des Systems der vereinigten Logen; befinde mich aber außer Stande, die Neugier des Lesers in Ansehung der nähern Umstände bey derselben zu befriedigen; ob sie nämlich einmüthig geschah, und von wem; ob Ferdinand dabey über Competenten siegte und über welche rc. davon ist öffentlich nichts bekannt geworden. Ja es giebt noch einen Umstand, den ich auch unentschieden lassen muß: War Ferdinand der allgemeine Großmeister der ganzen Freymaurerey nach diesem Systeme, oder nur der vereinigten Logen in Deutschland? Jenes scheint im Anti-St. Nicaise behauptet zu werden, dieses steht allein in besagtem Almanach. Alle diese Dinge lasse ich also in ihrer Ungewißheit; nur so viel läßt sich mit Zuversicht behaupten: daß das System durch den Beytritt dieses Helden, den die ganze Welt nicht nur als einen solchen,

sondern als den rechtschaffensten, edelsten Mann und den größten Menschenfreund verehrte, in der allgemeinen Meinung unendlich viel gewann. Sein Name gab ihm eine große Festigkeit: dieser und der Eifer, womit er sich der Sache annahm, verhinderten einige Zeit, daß der Saame der Zerrüttung, der in den Bestandtheilen des ganzen Gebäudes ausgestreut lag, nicht aufkeimen konnte.

Ehe ich die Schicksale dieses Zweiges der Freymaurergesellschaft weiter erzähle, muß ich erinnern, daß diejenigen, die aus dem hier entworfnen Bilde des Hundschen Systems Anlaß nehmen möchten, den Herzog Ferdinand zu tadeln, daß er demselben beytrat, sehr unrecht haben würden. Zank und Streit unter den Gliedern desselben, hat uns die Mittel gegeben, die ganze Sache so ziemlich bis auf den Grund zu erforschen; allein damals waren die Dinge alle Geheimnisse, die unter dem allgemeinen Schleyer des Freymaurer-Geheimnisses tief verborgen lagen. Dem Herzog wurden zuverläßig nur die schönsten Außenseiten des Entwurfes vorgelegt, deren er verschiedne hatte. Hund war ein beredter,

ein gewiß bis zur List kluger Mann, und also nicht nur im Stande, diese Außenseite aufs vortheilhafteste darzustellen, sondern gerade diejenigen Theile derselben auszuheben, die am fähigsten waren, auf Ferdinands Gemüth Eindruck zu machen. Er und seine Hauptanhänger waren Männer, die sich ihr Lebtage mit Freymaurerey vorzüglich beschäftigt, und also das Vorurtheil für sich hatten, daß sie am tiefsten in das Wesen derselben, in ihre Geheimnisse eingedrungen waren. Konnte Ferdinand dasjenige bezweifeln, was ihm diese Männer so heilig versicherten, und wovon es ihnen frey stund, ihm nur so viel zu zeigen als ihnen beliebte, weil sie das übrige immer unter dem Vorwande, höhere Obere verböten ihnen mehr davon auseinander zu setzen, verborgen halten konnten? Zwey Handhaben bot Ferdinands Geist dar, um ihn dabey zu fassen, die gewiß von diesen Männern vortrefflich genutzt wurden: die eine war Menschenliebe, Begierde nach Wohlthätigkeit, und zu der zeigte man ihm höchst wahrscheinlich ein weites Feld offen. Man versicherte ohne Zweifel, daß der ganze Zweck der Verbindung und der

Schätze, die man dadurch zusammen zu bringen hoffte, darauf hinausgehn sollte. Die andre war Religiosität: und wie man aus vielen Stellen in den vor mir habenden Acten sieht, so ward die Religion entweder bey diesem Zweige der Maurerey stark mit ins Spiel gebracht, oder dem Herzog wenigstens als ein Hauptzweck desselben vorgestellt. Um sich davon zu überzeugen, lese man nur eine Schrift unter dem Titel: Beyträge zur philosophischen Geschichte der heutigen geheimen Gesellschaften. Diejenigen kennen Ferdinanden gar nicht und verläumden ihn, die da glauben, er habe Geldvortheile von dieser Verbindung gezogen, oder diese hätten den Grund seines Beytritts zu derselben abgegeben. Davon war seine Seele weit entfernt, und man kann mit Gewißheit behaupten, daß ihm der Orden, an dessen Spitze er gestellt wurde, nicht nur kein Geld einbrachte, sondern sehr viel von seinem eignen Geld kostete. Andern dergleichen Vortheile zu verschaffen, das lag sehr in seinem Charakter; und will man ja annehmen, daß Triebe des Herzens ihn mehr gereitzt haben,

sich an die Spitze dieser Verbindung stellen zu lassen, als Verstandesbegriffe; ja daß jene sogar ihn bewogen haben, die verschiednen Mängel die ihm sein Verstand bey der Verbindung zeigen konnte, zu übersehn: so mögen es folgende gewesen seyn. Erstlich der hier benannte; nämlich manchen Personen die er liebte Geldvortheile zu verschaffen: ferner den, seiner unermüdeten Thätigkeit, bey der gänzlichen Entfernung von Geschäften, eine große, ins Weite, ins Unermeßlich gehende Nahrung zu verschaffen: und endlich auch wohl der Ehrgeiz, den Einfluß, den er bis jetzt in der Freymaurerey und durch dieselbe gehabt haben konnte, in eine wahre Macht zu verwandeln; wozu ihm die viel despotischern Grundsätze in diesem Zweige der Verbrüderung, als in den übrigen, die Mittel darzubieten schienen. Der Mensch bleibt immer Mensch, und wenn er ein noch so großer Mann ist; der edle Mann folgt dem Triebe nach Macht eben darum, weil er fest entschlossen ist, sie nur zum Guten zu gebrauchen. Weil aber freylich dieß Gute nur immer das ist, was er für gut erkennt, und der größte Mann irren und Böses

thun kann, wo er Gutes stiften will; so ist der doch noch größer, der auch dem Triebe nach Macht entsagt, und die Menschen, so viel immer möglich, ihren eignen Weg zur Glückseligkeit gehen läßt. So viel zur völligen und hinlänglichen Rechtfertigung Ferdinands in Ansehung seines Beytritts zu einem neuen System in der Freymaurergesellschaft, gegen welches ich einige Erinnerungen vorgebracht habe. Die vielen vortrefflichen Glieder dieser Verbindung bedürfen keiner, wie ich schon oben bemerkt habe, und erhielten auf alle Fälle jetzt eine neue. Sie folgten nun unter dem Panier Ferdinands, weil sie sicher waren, daß sie unter seiner Leitung zu keinem tadelhaften Zwecke angeführt werden konnten, und dann auch, weil sie noch sichrer waren, daß, wenn man auch diesen großen Mann täuschen könnte, so würde nichts vermögend seyn sie zu unrechten Absichten würksam zu machen. Außerdem muß man noch bemerken, daß, wenn schon das Hundsche System von seiner Seite strafwürdig war, und sich auf Lug und Trug gründete, weil er eine Vollmacht zu haben vorgab, die er gar nicht, wenigstens nicht aus der von ihm

angegebnen, nirgends existirenden Quelle her hatte; wenn dieses System schon ganz unmaurerisch, und in der Rücksicht auch wieder von seiner Seite tadelhaft war: so folgt daraus noch nicht unmittelbar, daß es allgemein schädlich gewesen wäre. Es läßt sich glauben, daß sein Plan weiter aussehend war, als er nach seinen eignen Angaben, so wie man sie in den Acten findet, zu seyn scheint. Allein das Gegentheil bleibt immer möglich: immer ist es möglich, daß Hund, wie sein Landsmann Zinzendorf, durch eine seltsame Stiftung auf eine andre Manier seinen Namen habe verewigen wollen. Und wenn wir das annehmen, so ist in seinem Plan nichts eigentlich allgemein-Schädliches. Wäre er zu Stande gekommen, so wäre daraus eine neue Mißgeburth von einem fundirten katholischen und protestantischen Ritterorden heraus gekommen, wie wir deren mehrere haben, die nichts helfen, aber auch nicht viel schaden, nur daß dieser Schildknappen und Gesellen gehabt hätte, die jenen unbekannt sind.

Doch wie gesagt, in dem ganzen Plane lagen gar zu viele Keime des Verderbens,

als daß er auch nur den geringsten Theil von Festigkeit hätte erhalten sollen. Hund sah nicht die Ausführung, auch nur des ersten und geringsten Theils seiner Anschläge, nämlich der Uebertragung seiner beyden Güter Unwürde und Kitlitz unter gewissen Bedingungen, die man im 2ten Theil des Anti-St. Nikaise findet, an seinen Orden zur Errichtung einer Commende in demselben, die auf ewige Zeiten die Hundische Commende heißen sollte. Dabey muß ich im Vorbeygehen bemerken, daß dieser Umstand zu beweisen scheint, daß Verewigung seines Namens durch den einzigen Weg, der seinem Genie, seinem Charakter und seinen Verstandeskräften, nebst der Art ihrer Ausbildung angemessen war, einen von seinen Hauptzwecken bey der Sache ausmachen mochte. Selbst Ferdinands Ansehen und thätige Bemühungen konnten das Gebäude nicht gründen und festhalten. Nicht nur wurden zu viel Leidenschaften ins Spiel gebracht, die ein so luftiges Gebäude gar bald zersprengen mußten, sondern viele kluge und rechtschaffne Glieder dieser Verbindung halfen sie selbst über den Haufen werfen, weil sie nach dem Grund

gruben, und durchaus wissen wollten, wohin man sie führte, und der ganze Grund darauf beruhte, daß nur eine sehr geringe Zahl von Männern, denen das System gefallen konnte, wußten, worauf die ganze Sache abzweckte. Es wurden daher verschiedene Convente gehalten, worauf die vereinigten Logen Deputirte schickten, um zu versuchen, ob man dem Ganzen Festigkeit geben könnte. Aus mehr als einer Ursache halfen es aber eben diese Convente gewiß eher zerrütten als befestigen. Der letzte derselben war derjenige, der zu Wilhelmsbad im Jahre 1782 gehalten ward. Ein damit unzufriedner Bruder hat uns eine Nachricht von den Hauptverhandlungen deßelben gegeben, deren Uebersetzung ins Deutsche mit widerlegenden Anmerkungen ich vor mir habe. Man findet darin zwey Begebenheiten, die unstreitig gewiß sind, und uns alleine hier interessiren. Die eine, daß unter allen dort versammleten großen Freymaurern, den Herzog selbst nicht ausgenommen, keiner über den Ursprung und die Absicht der Freymaurergesellschaft etwas bestimmtes und gewisses vorbringen konnte, wollte, durfte oder vermochte. Die

andre, daß daselbst als ein ausgemachter Grundsatz anerkannt und festgesetzt ward: das Tempelherrn- oder Hundische System sey ein grundloses Hirngespinst, das die vereinigten Logen feyerlichst aufgäben. Hiemit hatte dieses ganze Projekt ein Ende, so wie es die Männer von der andern Parthey, die Welt und Menschen kannten, prophezeyet hatten. Hund selbst erlebte diesen Unfall nicht; er war schon im Jahre 1776 zu Meinungen gestorben, welchen Ort er sich in den letzten Jahren seines Lebens zum Lieblingsaufenthalte erwählt hatte, vielleicht weil es noch der einzige war, wo er für einen großen und außerordentlichen Mann galt. Indeßen, wenn schon die Grundlage des Gebäudes in Staub zerfiel, und eigentlich ganz verwehet ward, so erhielt sich doch noch deßen ganze Außenseite. Die Logen blieben nach wie vor vereint. Es ward auf dem Convente ein Rittergrad der Wohlthätigkeit errichtet, der aber bey weitem nicht allgemein anerkannt wurde. In Einem Punkte blieb indeß alles unverändert, nämlich in der Ergebenheit gegen Herzog Ferdinand. Er ward sogar auf diesem Convente, unter Festsetzung

einer gewissen Capitulation, zum Großmeister der ganzen Verbindung erwählt. Wie sich diese Wahl und Ernennung zu der schon im Jahre 1772 erhaltnen ähnlichen oder gleichen Würde verhält, das können nur die sagen, die Antheil an diesen Verhandlungen gehabt haben. Wahrscheinlich machte die ganze Veränderung des Systems auch eine neue Wahl nothwendig: auf alle Fälle beweiset indeß dieser Umstand das außerordentliche Ansehn, das Ferdinand unter allen Brüdern genoß. Die Verbindung, an deren Spitze er stand, litte eine gänzliche Verändrung, bis in ihr allerinnerstes; nur in allem, was die Liebe und die Ehrfurcht aller Glieder gegen ihn betraf, entstand auch nicht das geringste sichtbare Wanken.

Ja es läßt sich sogar glauben, daß jene Liebe und Ehrfurcht das Hauptband der Vereinigung dieser Logen, die noch immer fort nach dem Wilhelmsbader Convent fortdauerte, ausgemacht hat. Denn von der Zeit an veränderte sich alles in dieser Verbindung, was den Anschein einer Trennung, Ausschließung, Umschanzung an sich trug, wodurch sie zu einer so unmaurerischen An-

stalt geworden war. Es leiteten sie nicht mehr Menschen, die sich, wie man hernach entdeckt hat, nur unter dem Freymaurermantel verbergen wollten, um ihre besondern Absichten durchzusetzen: nun war nicht mehr die Rede von Kapitalien, Ländereyen rc. die man gemeinschaftlich erwerben wollte; diese goldnen Träume, und die noch glänzendern von Balleyen, Kommenden rc. waren verschwunden, und von klugen, rechtschaffnen und standhaften Männern zerstreuet worden; also hörte auch das Gesetz der Eifersucht gegen die andern Zweige der maurerischen Verbindung auf, und die vereinigten Logen lebten sämmtlich wieder brüderlich mit ihnen. Dieß schlug gar sehr zum wahren Vortheil der Freymaurerey aus, obgleich die vielen gedruckten Klatschereyen, die die Heftigkeit der angefachten Leidenschaften noch lange nachher erzeugten, sie in den Augen vieler auch sehr herabsetzten. Man wird nun aber einsehen, daß die Freymaurerey nicht daran Schuld war, sondern gerade das Unmaurerische, was der von Hund und einige mit ihm verbundene Brüder heimlich hatten hineinschaffen wollen.

Welchen Fortgang der Ritterorden der Wohlthätigkeit, der, wie uns der Verfasser jenes Buchs über den Wilhelmsbader Convent unwidersprochen versichert, mit Genehmigung des Herzogs daselbst errichtet wurde, in den vereinigten Logen gehabt hat, davon ist im Publikum noch nichts bekannt geworden. Er sey so groß oder so gering gewesen als er wolle, so verdient doch dieser Zug an Ferdinanden bemerkt zu werden, daß, so bald ihm die Nichtigkeit des Hundischen Systems dargethan ward, er sogleich zur Errichtung eines Wohlthätigkeits-Orden Anlaß gab, oder wenigstens die Hände both; denn freylich war Wohlthätigkeit die Hauptleidenschaft seiner Seele. Unter seiner Leitung haben sich auch die vereinigten Logen immer sehr wohlthätig erwiesen, theils weil Wohlthätigkeit überhaupt eine Hauptabsicht der maurerischen Verbindung ist, theils auch weil sie wußten, daß sie sich dadurch am sichersten den Beyfall ihres Großmeisters erwerben, und immer dabey auf seinen Beystand mit Rath und That rechnen konnten.

Ferner muß man die Klugheit und Rechtschaffenheit, womit Ferdinand immer

seine Großmeisterstelle verwaltet hatte, aus dem Umstande abnehmen, daß diese Logen nicht nur keinen Augenblick in ihrer Anhänglichkeit an ihm gewankt, sondern daß sie auch alle die größte Betrübniß bey seinem Hintritt bezeugt haben. Eine jede derselben hat sich beeifert durch feyerliche Trauerlogen ihre ungeheuchelten Empfindungen bey dieser Begebenheit, die sie alle als einen wahren Unfall betrachteten, an den Tag zu legen. Diese ganz absichtslosen Merkmale der Achtung für den großen Mann, nach seinem Tode, von allen Gliedern einer Verbrüderung, zu der eine Menge höchst verehrungswürdiger Männer gehören, sind der deutlichste Beweiß der vollkommnen Art, womit er seinen Pflichten in derselben Gnüge geleistet hat, und der Nichtigkeit alles deßen, was hie und da so wohl über ihn, als über die Verbrüderung selbst geurtheilt worden ist. Hat Ferdinand, wie ich hernach sagen werde, mit unter einige Schwachheit gegen angebliche Thaumaturgen geäußert, so hatte das mit seinen Verhältnissen gegen die Freymaurerey so wenig zu thun, als diese Thaumaturgen selbst, und wenn sie sich schon für Frey-

maurer ausgaben, oder auch würklich einmal waren dazu aufgenommen worden, mit der Freymaurerey und mit den unter Ferdinands Anführung vereinigten Logen. Die Vermischung dieser beyden ganz verschiednen Dinge hat manche von denen, die nur von außen der Freymaurerey zusehen, zu höchst unbilligen und seltsamen Urtheilen veranlaßt, die man nun hoffentlich wird berichtigen können.

Thut man endlich einen Rückblick auf alles, was ich gesagt habe, und vergleicht es mit dem jetzigen Zustande der Maurerey, in so weit er bekannt ist, so wird man finden, daß, so wie alle Gährungen in der Welt, diese auch viel Gutes bewirkt hat. Das unmaurerische, die Intoleranz nämlich, ist nun aus diesem System verschwunden, und verschwindet täglich mehr und mehr aus den andern Spaltungen, die durch und nach demselben in der freymaurerischen Verbrüderung entstanden wären. Dadurch ist das hauptsächlich Schädliche derselben vertrieben worden. Dagegen ist das Gute, was dieß System veranlaßt hat, geblieben, und man kann nicht läugnen, daß sich die mehresten Logen, die

noch den Namen der vereinigten führen, durch Ordnung, durch Wohlthätigkeit, durch gute Wahl ihrer Glieder ganz besonders auszeichnen. Mehr kann ich nicht sagen, weil die profane Welt, in deren Geist alles hier befindliche allein geschrieben ist, weiter nichts weiß oder wissen kann. Daß aber Ferdinand an diesem Guten nicht vielen Theil haben sollte, daran läßt sich nicht zweifeln, da er so lange den Scepter dieser Logen geführt hat.

Reisen des Herzogs.

Während der Zeit seiner Ruhe that Ferdinand verschiedene Reisen. Die allermehrsten geschahen nach Kopenhagen, zu seiner Schwester, der verwittweten Königinn. Darunter war diejenige die merkwürdigste, die er den 18ten May 1778 antrat. Er war von der dänischen Regierung förmlich dazu eingeladen worden. Daher ward er auch gleich zu Altona auf der Gränze aufs feyerlichste empfangen, und von da überall auf königliche Kosten bewirthet, weiter geschaft, und mit allen ersinnlichen Ehrenbezeugungen aller Orten auf seiner Durchreise aufgenommen. Am 30sten langte der Herzog zu Kopenhagen an. Die ersten vierzehn Tage wurden da-

mit zugebracht, Feste am Hofe und in der Stadt für ihn anzustellen, und ihm alle Merkwürdigkeiten in und um Kopenhagen zu zeigen. Das Militär, die Flotte, der Hof, alles beeiferte sich ihm Ehrfurcht zu bezeigen. Bey Kopenhagen war ein ansehnliches Lager von dänischen Truppen zusammengezogen worden. Es bestand aus vier Regimentern Infanterie, jedes zu zwey Bataillons: das Dänische, das Nordische und das Oldenburgische Leibregiment, nebst dem Regimente des Erbprinzen Friedrich. An Reuterey waren auch vier Regimenter da, jedes zu fünf Schwadronen. Das erste und zweyte Seeländische, das Fühnsche, und das Holsteinsche. Dabey noch zwey Schwadronen Husaren. Ueber diese sämmtlichen Truppen ward am 19ten Junius vor dem Herzog Musterung gehalten, indem sie alle vor dem großen Zelte, worin er mit der königlichen Familie stand, vorbeyzogen. Am 22sten war ein großes Manövre, bey welchem die beyden zu Kopenhagen in Besatzung stehenden Regimenter, Holstein und Falster, jedes von zwey Bataillons, zu den andern stießen; so daß das Ganze aus funfzehn Bataillons mit

Inbegriff der Grenadiers, und aus zwey und zwanzig Schwadronen bestand. Die beyden Regimenter aus Kopenhagen stellten ein feindliches Corps vor, das von den andern angegriffen würde. Am 23sten ward wieder ein großes Manövre ausgeführt. Unvermuthet kam der König von Schweden an dem Tage aus Schonen herüber, um diese Truppenübung mit anzusehn. Er hatte nur zwey Personen zur Begleitung bey sich, und reiste denselben Tag nach der Tafel wieder in sein eigen Königreich zurück: ladete aber vorher den Herzog sehr dringend ein, ihn bey dieser Gelegenheit in Schweden zu besuchen.

Dem zu folge begab sich Ferdinand am 25sten Jun. am Bord einer dänischen Schaluppe, die ihn unter Bedeckung der Fregatte Ahsen nach Helsingburg bringen sollte. Bey dem Steigen ans Land stand schon alles bereit, um den Herzog und seinen Begleiter, den Braunschweigischen Generallieutenant von Rhetz, nach Mattisholm, einem Landgute des Baron von Ramel, wo der König von Schweden sein Quartier hatte, hinzuschaffen. Dieser Ort liegt zwölf schwedische oder achtzehn deutsche

Meilen von Helsingburg. Bey Astrop, der zweyten Station von diesem Hafen, kampirte das Nordschonsche Cavallerieregiment. Der Herzog fand es bey seiner Ankunft in Parade haltend, und zugleich Pferde für sich in Bereitschaft, um es mustern und seine Manövres ansehn zu können, womit eine gute Stunde zugebracht wurde. Darauf kam der Herzog am 26sten des Abends in Mattisholm an, und begab sich den andern Morgen zum König beym Lever, der ihm da die Parole in eigner Person gab. Nach geendigtem Lever schlug der König einen Ritter in Gegenwart des Herzogs. Bey Mattisholm lag das Südschonsche Cavallerieregiment, dessen Chef der Herzog von Südermannland war, der es auch selbst commandirte, als es der König an diesem Tage nach der Tafel vor Ferdinanden manövriren ließ. Der König blieb mit letzterm bis zum 29sten Junius zu Mattisholm, und bat ihn, er möchte ihm doch nach Karlskrona folgen, wo er hinreisen wollte, welches der Herzog auch that. Am 1sten Julius führte der König den Herzog nach dem berühmten Hafen dieser Stadt, ließ in seiner Gegenwart das

ausgebesserte Schiff Hessencassel vom Stapel laufen, und diesem, zum Andenken dieses Tages, den Namen Ferdinand von Braunschweig beylegen; er zeigte ihm die große Docke, die dort gebaut ward, nebst noch vielen Maschinen und Anlagen für die schwedische Flotte. Am 2ten reiste der Herzog zurück, und langte am 3ten wieder auf dänischem Grund und Boden an. Nach seiner Rückkehr in Kopenhagen wurden ihm wieder zu Ehren Festlichkeiten angestellt, worauf endlich der Herzog mit Ehrenbezeugungen, Liebkosungen und Freundschaftsgeschenken überhäuft, am 14ten abreisete, sich zu Wasser wieder nach Deutschland begab, und am 22sten Jul. zu Braunschweig eintraf.

Dieß, sage ich, hat mir unter seinen Reisen die merkwürdigste geschienen. Zwar wurden ihm auf allen immer außerordentliche Ehrenbezeugungen erwiesen, die er blos seinen persönlichen Verdiensten zuschreiben konnte; allein auf keiner so viel und so ausgezeichnete, und sie wird besonders dadurch merkwürdig, daß der König von Schweden so sichtbarlich nach seinem Beyfall buhlte. Außerdem hatte sie aber auch

gewiß

gewiß eine politische Absicht. Dännemark war damals noch in Partheyen getheilt. Der Sturm von 1772 hatte sich noch nicht gelegt. Vielleicht ward er gar berufen, damit er durch sein Ansehn helfen möchte sie beyzulegen. Zum wenigsten hatte seine Reise die Absicht ihm die Armee zu zeigen. Die Möglichkeit in Irrungen von außen zu gerathen, ließ sich immer mehr und mehr blicken. Man wollte die Armee in guten Stand setzen, wenigstens wissen, worauf man von Seiten derselben rechnen könnte. Einem sicherern Führer glaubte man sie nicht anvertrauen, einem größern Kenner sie wenigstens nicht zeigen zu können. Deshalb hatte man ihn feyerlichst eingeladen, dem zu Kopenhagen vorhabenden Lager beyzuwohnen. So viel ist gewiß, daß ihm eine große Rolle in den dänischen Angelegenheiten zugedacht war, weil man hoffte, er würde ihnen einen festen Bestand geben können. Ferdinand urtheilte anders. Er glaubte vermuthlich nicht, daß er würde die Schwierigkeiten übersteigen können, die ein Fremder, so groß deßen Verdienste, Ruf und Rang auch seyn mochten, bey Bewürkung des Guten in einem

Lande, dessen Sprache, Sitten und Verfassung er nicht genau kennt, finden muß. Dieß waren unstreitig die Ursachen die ihn zurück hielten; denn sonst besaß er Thätigkeit genug, und Liebe zum Guten war seine unveränderliche Leidenschaft. Allein er mochte fühlen, daß eine Armee und ein Land zu regieren, zwey ganz verschiedne Dinge sind: und gesetzt auch, man hätte nur von ihm verlangt, seine Thätigkeit auf die Vervollkommnung der Armee zu verwenden, so mochte er wohl denken, daß die Anführung einer Armee gegen den Feind ein ganz ander Geschäfte ist, als die Ausbildung derselben in Friedenszeiten, und vielleicht deshalb, weil er sich zu diesem nicht die Gaben zutraute, die er zu jenem geäusſert hatte, diesen Antrag von sich abzulehnen.

Außerdem ist er vor und nachher mehrmals in Kopenhagen gewesen, besonders im Jahr 1781, wo seine Absicht dahin ging, seines Bruders, Anton Ulrichs, Kinder aus ihrer Verweisung nach Sibirien zu befreyen, welches ihm auch gelang. Sie leben anjetzt beyde, ein Prinz und eine Prinzeßinn, in Dännemark; erscheinen

aber nicht in der Welt, wegen des gänzlichen Mangels an Ausbildung, die sie in Sibirien nicht haben erhalten können.

Verschiedne seiner Reisen scheinen blos maurerische Angelegenheiten betroffen zu haben; als z. B. die, die er im Jahre 1776 nach Altona that, um den Prinz Karl von Hessen zu sprechen. Sie dauerte nur eilf Tage, vom 13ten bis 23sten May. Besonders aber muß die nach Wilhelmsbad im Jahre 1782, von der ich anderswo geredet habe, hieher gerechnet werden. Indeß versäumte er doch nicht daneben, wo er konnte, andre nützliche Dinge zu würken. Ich bin, z. E. glaubwürdig versichert worden, daß er bey dieser letzten Reise vielen Antheil daran gehabt hat, die Wiedervereinigung des damaligen Landgrafen Friedrichs II. mit seinen Söhnen einzuleiten, die bald darauf erfolgte; da erstlich Prinz Friedrich, dann Prinz Karl von Hessen, und endlich der Erbprinz, damals regierender Herr der Grafschaft Hanau, nach Cassel an den Hof ihres Vaters kamen.

Ob ich die Reise, die er im Jahre 1777, mitten im Winter, vom 16ten Januar bis zum 8ten März that, auch unter die mau-

rerischen zählen soll, das weiß ich nicht gewiß. Sie ging nach Gegenden hin, wo er viele sehr geliebte Verwandte hatte, und es konnte also seine Hauptabsicht seyn diese zu besuchen: nämlich zuerst nach Anspach, wo sich die verwittwete Markgräfinn von Bayreuth, Ferdinands Nichte, befand: sodann nach Koburg zu seiner Schwester, der dortigen Herzoginn von Sachsen; und über Gotha und Weimar, wo die verwittwete Herzoginn gleichfalls seine Nichte war, zurück. Ueberall empfing man ihn mit allen möglichen Merkmalen der Freude über seine Gegenwart. In Gotha gab der Herzog ihm zu Ehren eine ganz außerordentlich prächtige Maskerade. In Weimar spielten die vornehmsten Personen des Hofs vor ihm eine deutsche Comödie. Allein auf dieser Reise besuchte er auch die Logen aller Orten, wo welche waren; besonders auch in Gotha, wo ihn der Herzog selber dort empfing; und also wäre es wohl möglich, daß diese Reise wenigstens zum Theil maurerische Absichten gehabt hätte.

In eben diesem Jahre 1777 reiste der König von Preussen durch das Herzogthum Braunschweig, und der dortige Hof em-

pfing ihn zu Langeleben, einem, drey Meilen von Braunschweig liegenden Jagdschlosse. Bey dieser Gelegenheit äusserte er den Wunsch Ferdinanden auch dort zu finden *). Da geschah nun nach dreyzehn Jahren die erste Wiederzusammenkunft zweyer Männer, deren gleichen an glorwürdigen Thaten die ganze Welt damals nicht aufstellen konnte. Wie ihre Unterredung beschaffen gewesen ist, können wohl

*) Zwey bey dieser Gelegenheit gewechselte Briefe halte ich für zu merkwürdig um sie nicht hier beyzufügen.

Brief des Herzogs Ferdinand an den damaligen Erbprinzen von Braunschweig.

Monsieur,
Mon très cher Neveu.

Je me rejouis beaucoup de pouvoir Vous embrasser demain, cher Prince. Je Vous prie de me dire et de m'avertir comment et de quelle manière le Roi agréera que je lui rende mes hommages en personne, afin qu' à mon arrivée à Langeleben je puisse me régler en conséquence. Je m'attends de Votre Amitié, que Vous ne me refuserés pas ma demande. Je compte être rendu demain au matin à Langeleben et je des-

nur wenige Menschen sagen: wahrscheinlich wird nach Hofmanier von dem Vergangnen und Unangenehmen gar nicht gesprochen, sondern gethan worden seyn, als wenn niemals etwas Besondres vorgefallen wäre. Indeß war die Vereinigung von Seiten des Königs doch so herzlich, daß er den Herzog einladete, zu ihm nach Potsdam zu kommen, welches auch kurz darauf geschah,

cendrai chés le Duc Votre père, où j'attendrai les directions ultérieures. Je Vous souhaite une bonne nuit. Et je suis pour la vie

Monsieur
Mon très cher Neveu
de Votre Altesse
le très humble et très obéissant Serviteur, tendre, devoué, fidèle, sincère et bien attaché

Brunsvik Oncle
ce 28. May 1777. Ferdinand.

Brief des Königs an denselben.

Vous pouvés assurer le Prince Ferdinand, mon cher Neveu, que je suis très sensible au plaisir que Votre Oncle me fait de venir ici, il est du nombre de ces hommes rares, dont on ne regarde pas l'amitié avec indifférence.

Féderic.

und vor dem Ableben dieses Monarchen mehrmals wiederholt worden ist. Auch nachher ist Ferdinand dahin gereist, und gewiß von seinem Neffen, dem neuen Könige, mit aller Liebe und Freundschaft empfangen worden.

Anerbietungen die Ferdinanden gethan worden sind, um wieder ins geschäftige Leben zu treten.

Daß dem Herzoge, während seines Ruhestandes, verschiedene Anerbietungen gethan worden sind, wieder ins thätige Leben zu treten, ist zuverlässig wahr. Ob aber alle diejenigen Grund haben, von denen einige Schriftsteller reden, kann ich mit Gewißheit nicht bestimmen. Ich führe also nur, ohne alle Gewährleistung, an, daß der Verfasser der gemeinnützigen Blätter in Halberstadt No. 13 und 14 vom Jahrgang 1792 erzählet, im Jahre 1763 sey ihm das Generalgouvernement von Schlesien; im Jahre 1772 die Vicekönigswürde in Preussen, und 1778 das Commando einer Armee im Bayerschen Erbfolgkriege angetragen worden. Worauf sich diese Nachrichten gründen, weiß ich nicht; aber es ist sichtbar, daß sie viel Unwahrscheinliches enthalten. Denn warum hätte er jenes Anerbieten vom Jahre 1763 ausschlagen sollen? Da war er ja noch in voller Thätig-

keit als Preußischer Generalfeldmarschall und Gouverneur von Magdeburg, und die Stelle war auch gewiß sehr anständig. Die andern beyden Vorschläge streiten aber gar zu sehr mit dem bekannten Charakter des Königs; worin es ein Grundsatz war, den nie wieder zu suchen, mit dem er einmal seine Verbindungen aufgehoben hatte, und gewiß würde sich Friedrich wenigstens nie zweymal einer abschläglichen Antwort ausgesetzt haben. Mir scheinen diese Gründe wider diese Behauptungen entscheidend, ohne noch mehrere zu rechnen, die ich vorbringen könnte. Dagegen bin ich glaublich versichert worden, außer jenem Antrag in Dännemark, von dem ich geredet habe, sey ihm noch der geschehn, die englische Armee in Amerika zu commandiren, und ich gestehe es, dieß scheint mir mit der hohen Meynung der Engländer von des Herzogs militärischen Fähigkeiten, und mit der Wichtigkeit, die die Unterjochung ihrer dortigen Pflanzstädte in ihren Augen hatte, völlig übereinzustimmen. Allein außer den Unbequemlichkeiten der Seereise; außer der Schwierigkeit in einem unbekannten, von den europäischen Gegenden ganz verschied-

nem Lande Krieg zu führen, hatte dieß Commando, nach der Denkungsart des Herzogs, wenig reitzendes für ihn. Da ward nicht für Deutschlands Freyheit und für sein Vaterland gefochten, und der Werth, den er auf diese Umstände in seinem Abschiedsbriefe an die alliirte Armee legt, berechtigt uns zu glauben, daß er es mit gutem Grunde seiner nicht würdig hielt, für eine andre als diese große Angelegenheit zu streiten. Uebrigens kann ich folgenden Umstand nicht vorbey gehen, weil er, meiner Meynung nach, dem Herzog zur größten Ehre gereicht. Es ist bekannt daß der Graf von Chatham, der größte Minister den England je gehabt hat, sich bey sehr schwächlicher Gesundheit, an einem Tage, wo die wichtige Angelegenheit des Krieges mit den Colonien entscheidend abgehandelt werden sollte, ins Oberhaus begab, dort eine Rede hielt, mitten in derselben von einer Ohnmacht befallen wurde, und sich nach Hause tragen lassen mußte, wo er kurz darauf den Geist aufgab. Diese Ohnmacht befiel ihn grade in dem Augenblicke, da er Ferdinands große Thaten im siebenjährigen Kriege lebhaft schilderte. Des

großen sterbenden Chathams letzte Rede war also das Lob unsers Helden. Von einem großen Manne gelobt zu werden ist schon an sich was großes; allein hier erhält es dadurch einen doppelten Werth, daß der Lobredner die allergenaueste Kenntniß von dem Gegenstande seines Lobes besaß.

Ferdinands Krankheiten und Tod.

Ferdinand hat manche Krankheiten aushalten müssen, ehe ihn die letzte der Welt entriß. Er war von cholerisch-sanguinischem Temperamente, und also geneigt übermäßig viel Blut und Galle zu erzeugen. Bey jedem Vorfalle, der seiner Gesundheit zustieß, mußte ihm immer eine Ader geöffnet werden; und die Erfahrung hatte gelehrt, wie sehr ihm dieses zuträglich war. Jedesmal wurden achtzehn Unzen gelassen, und den Abgang dieser großer Menge fühlte er kaum. Auch war das Blut sehr fett und hitzig, im geronnenen Zustande immer mit einer Speckhaut überzogen und ohne darauf stehendes Wasser. Der Ueberfluß der Säfte hatte sich bey dem Herzog auf die Beine geworfen, und viele Jahre vor seinem Tode waren sie ungemein geschwollen, und voller kleinen sickernden Geschwüre, die aber nicht tiefer als die Haut lagen,

und vermuthlich natürlich kleine Fontanellen für ihn abgaben. So vortrefflich also auch der Körper gebildet war, den Ferdinand von der Natur erhalten hatte, so trug er doch manchen Saamen zur Auflösung in sich, wobey man sich fast mehr wundern muß, daß er noch so lange gelebt hat, als daß er nicht älter geworden ist. Allein die Natur hat sich oft durch Krankheiten geholfen, die der Herr Leibmedicus Brückmann, sein beständiger Arzt, immer auf eine ihm wohlthätige Art zu heben wußte.

Kurz nach dem Kriege, im Jahre 1764, zogen ihm vermuthlich die Strapatzen deßelben eine sehr sonderbare Krankheit zu; eine Art von unvollkommenem Tertianfieber, deßen Symptome sie alle an sich hatte; nur daß nach dem Froste keine ordentliche Fieberhitze, sondern Mattigkeit und Schweiß erfolgte. Sie ließ sich auch durch die gegen ein solches Fieber üblichen Arzneymittel heben.

Nach dieser Krankheit war der Herzog auf eine lange Zeit wieder hergestellt. Erst mit herannahendem Alter, im Jahre 1784, zeigte sich der Ursprung derjenigen Beschaf-

senheit, die seinen Tod endlich acht Jahre nachher veranlaßte. Es scheint ein schlagartiger Anfall gewesen zu seyn. Der Herzog klagte über Schmerzen in der linken Brust, über Engbrüstigkeit und Beklemmung. Dabey waren die Augen entzündet, das Blut in starker Wallung, die linke Seite des Gesichts und Halses ganz violett. Jedoch blieb Sprache und Besinnung ohne Fehler.

Im Jahre 1787 hielt der Herzog eine schwere Krankheit aus, von welcher er erst im folgenden Sommer völlig geheilt werden konnte. Sie war mit Fieberanfällen bis zum Phantasiren und mit rheumatischen Schmerzen an den äußern Theilen der linken Brust und am Halse begleitet.

Im Jahre 1789 bekam er wiederum eine Krankheit, die durch einen dreywöchentlichen Abgang einer pechartigen schwarzen Galle gehoben wurde.

Im Jahre 1791 ward Ferdinand von einem wahren Anfalle vom Schlage getroffen, wobey die linke Seite gelähmt und der Mund verzerrt war. Er erholte sich indeß sehr bald, und dieser Vorfall verur-

sachte fast gar keine Unterbrechung in seiner Thätigkeit.

Im Jahre 1792 erfolgte endlich seine letzte Krankheit. Am 25sten Junius befiel ihn Schnupfen, Husten und Heiserkeit. Er ließ sich indeß dadurch nicht abhalten, am regierenden Hof in die Cour zu gehen. Nach seiner Rückkehr von daher stießen aber schlimmere Zufälle zu dieser Unpäßlichkeit, als Schlaflosigkeit, fieberhafte Bewegungen, Uebligkeiten, Engbrüstigkeit, und sehr große Mattigkeit. Den Herrn Leibmedicus Brückmann ließ er dennoch erst am 30sten zu sich rufen, weil er einen Kammerdiener hatte, der zugleich sein Leibwundarzt und ein geschickter Mann war, der seine Leibesbeschaffenheit genau kannte, und in gewöhnlichen Fällen ihn sehr zweckmäßig behandelte. Herr Brückmann fand den Herzog schon sehr schwach, und zog daraus eine schlimme Vorbedeutung, daß sich beym Husten nichts von der Brust lösen wollte, woraus er auf eine Lähmung der Lunge schloß, die einen vollkommnen Schlagfluß nach sich ziehn müßte. Es nahm auch endlich diese Lähmung so zu, daß der Herzog nicht einmal die Kraft mehr hatte

zu husten, und darauf ward der Othem kürzer, das Röcheln in der Brust stärker und mit Phantasien vermischt, wobey der Herzog viel mit offnen Augen schlummerte. So dauerte sein Zustand bis am 3ten Julius fort. Den Tag zuvor hatte er noch einiges frisches Obst mit Appetit gegessen. Den Morgen ließ er sich noch vor seinen Schreibtisch tragen, und versuchte zu schreiben, allein dazu reichten die Kräfte nicht hin. Endlich entschlief er sanft des Mittags um eilf Uhr, nachdem er sein Leben bis auf ein und siebzig Jahre und beynahe fünf Monate gebracht hatte. In seinem letzten Willen war alles verordnet, was sein Leichenbegängniß betraf. Er, der seinem Bruder Ludwig ein so prächtiges, als er nur konnte, halten ließ, wollte ganz ohne Pracht begraben seyn. Alles geschah auch wie ers verordnet hatte. Er ward fürs erste in das Hausbegräbniß, das sich in den Gewölbern der Domkirche zu Braunschweig befindet, beygesetzt, und dann nach Vecheln in dasjenige Grab gesenkt, das er sich selbst dort hatte anlegen lassen *).

*) Obige Nachricht von des Herzogs Constitution, Krankheiten und Tod habe ich durch

So endigte dieser große und vortreffliche Herr sein Leben, beweint von allen Hülfsbedürftigen, betrauert von allen Verehrern dessen was gut und edel ist, und von allen Freunden der Menschheit, der er auf alle Weise so viel Vortheile verschaft und ein so schönes Beyspiel aufgestellt hatte. Er hinterließ zwar keine Schätze, wie so viele andre Feldherrn, ohngeachtet er es leicht gekonnt hätte, aber den reinsten, schuldlosesten Ruhm den je ein Feldherr hinterlas-

gütige Communication von dem Herrn Leibmedicus Brückmann erhalten, und ist also daran nicht zu zweifeln. Da ich nun aus eben der Quelle weiß, daß Ferdinand, von der Zeit an, da der Herr Leibmedicus zu ihm berufen worden, außer Stand gewesen ist, eine lange zusammenhängende Unterredung zu führen, und besonders daß er die letzten drey Tage seines Lebens abwechselnd im Schlummer und in einem mit Phantasien vermischten Wachen, und dabey in der äußersten Schwachheit zugebracht hat, so sieht man leicht, daß folgende Stelle in einer Schrift, Ferdinand Alcides betitelt, unmöglich der Wahrheit gemäß seyn kann. S. S. 55 „Noch am dritten Tage, ehe er hinging an der Seligkeit der ausgerungen Wesen Theil zu nehmen, wür-

sen hat. Das Haus Preussen erhielt Dienste von ihm, die es nie vergessen darf. Deutschland muß ihm ewig dankbar seyn, und sein eigen Haus warf durch ihn einen Glanz über ganz Europa, den keine noch so lange Folge von Jahrhunderten verdunkeln wird.

Allgemeine Schilderung Ferdinands.

Einen Mann wie Ferdinanden muß die Geschichte immer blos aus seinen öffentlichen Thaten beurtheilen. Jede andre Schilderung ist, bey den Verändrungen, denen der Mensch unterworfen ist, unmög-

digte er sich, während drey Stunden sich mit mir einzelnen zu unterreden, und sein Kopf und Herz goßen Balsam in meine Wunden, die sein Tod mir so unfehlbar schlug.“ Ich führe dieß nur an, weil ich in vielen Stücken ganz andre Nachrichten vorgebracht habe, als der Verfasser dieser Schrift, damit man mich nicht so gleich dieser Verschiedenheit wegen ununtersucht verurtheile. Wer z. B. aus folgender Stelle S. 54. „Dazu kam noch die Größe seiner körperlichen Leiden, die Folgen seiner Blessuren ꝛc.“ urtheilen wollte, ich hätte versäumt von Ferdinands Blessuren in meiner Geschichte zu reden, würde mir gewiß unrecht thun, und die Beschaffenheit hat es mit andern Dingen mehr.

lich. So wie man einen Mann äußerlich nach Epochen malen müßte, um bestimmt zu wissen, wie er bey seinen Lebzeiten ausgesehn hat, so müßte man auch seinen Verstand und seine Moralität nach ähnlichen Zeiträumen schildern. Jener Umstand hat mich verhindert, einen Kupferstich vom Herzog diesem Werke vorsetzen zu lassen, weil ich nicht wollte, daß er so vorgestellt würde, wie er im höhern Alter ausgesehn hat, und ich kein recht ähnliches Gemälde von ihm in der Blüte der Jahre auftreiben konnte. Eben so sollte ich billig keine Beschreibung seines Charakters am Schlusse des Werks hersetzen, weil ich hier nicht vermögend bin die Epochen genau zu unterscheiden. Ich selbst habe erst das Glück gehabt, diesem Fürsten näher zu kommen, als das Alter schon merkliche Veränderungen bey ihm hervorgebracht haben mußte. Wenn also mein Urtheil auch von demjenigen Gewicht wäre, das ich ihm durchaus nicht beylegen kann, so würde es doch immer nur unvollkommen seyn. Zwey Betrachtungen haben mich indeß abgehalten, in Ansehung seines Charakters so zu verfahren, wie ich hier sage. Erstlich ist das

Intereße, das Deutschland an Ferdinanden genommen hat, zu groß, als daß nicht alle meine Leser gern wissen möchten: wie war er, auch in der letzten Epoche seines Lebens, beschaffen? und was konnte ein freymüthiger Beobachter darin von dem entdecken, was er war, als alle seine Kräfte noch in ihrer größten Reife standen? Ueberdem sind dergleichen Bemerkungen für die Kenntniß der menschlichen Natur überhaupt von Wichtigkeit. Ferner hat man auch verschiedne laute Klagen über die Abnahme seines Ruhms erschallen hören, z. B. in des Hrn. Hofraths Heyne Memoria Ferdinandi: und deswegen habe ich geglaubt untersuchen zu müssen, ob dergleichen Klagen und ihr Gegenstand einigen Grund haben oder nicht.

Was die Klage anbetrifft, so halte ich sie für höchst ungegründet, und Herr Hofrath Heyne verfällt ohne weitern Vergleich sey dieses gesagt,) in eben den Fehler als Herr von Archenholz, indem er einem Gerüchte, das man nicht anders als eine Klatscherey nennen kann, eine Publizität giebt, die es sonst nie bekommen haben würde. Kein Mensch ist ein Held in den

Augen seines Kammerdieners: ist eine bekannte Rede eines witzigen Mannes. Also gaben die kleinen Schwächen des Alters, einigen von denen, die sie sahen, Anlaß, dieß und jenes von Ferdinanden zu urtheilen. Braunschweig liegt so nahe von Göttingen, daß man auch dort dergleichen Urtheile hatte vernehmen können. Giebt oder nimmt aber das Geschwätz in diesen beyden Städten den Ruhm? Und wo war denn die gedruckte Schrift, wo Ferdinand, ich will nicht sagen getadelt, sondern nur nicht gelobt wurde? Ja es ist nicht leicht jemand so häufig auf eine manchmal wirklich eckelhafte Art gerühmt worden, als eben dieser Held. Gesetzt aber, es wäre auch irgend ein Tadel gegen Ferdinanden, mir unbekannt, gedruckt vorhanden: (Mirabeaus Briefe nehme ich aus, von denen ich schon geredet habe;) so zweifle ich doch, daß er in irgend einem Buche stehe, das auf die Nachwelt kommen werde. Hingegen Tempelhofs Geschichte, die voll von seinem Lobe ist, wird gewiß dahin gelangen: und wahrer Ruhm ist denn doch nur von der Nachwelt zu erwarten. Ich will aber das allerschlimmste annehmen. Ich

will setzen, es wäre ausgemacht, daß Ferdinands Geist mit zunehmenden Alter schwächer geworden wäre; und die ganze Nachwelt erführe und glaubte das: Welcher Schaden würde denn wohl dadurch dem Ruhme Ferdinands erwachsen? Schadet es dem Ruhme des großen Eugens etwas, daß man weiß, er sey gegen das Ende seines Lebens in eine weit größre Schwäche verfallen, als die, die die ärgsten Tadler Ferdinands diesem Fürsten zuschreiben können? Und doch welch ein Unterschied dabey, der ganz zu Ehren des letztern ausschlägt! Eugen zeigte seine Schwäche auf dem großen Schauplatze der Weltbegebenheiten im Jahre 1733, und übernahm ein Commando, das er nicht führen konnte. Ferdinand wollte sich aber nicht einmal der Möglichkeit aussetzen, einen wichtigen ihm anvertrauten Posten bey vielleicht abgenommenen Kräften nicht recht vollkommen auszufüllen. Man weiß auch vom großen Conde, daß er, in seiner letzten Lebenszeit, sogar in eine Art von Wahnsinn gefallen war. Geht ihm dadurch von seinem wohlverdienten Ruhme etwas ab? Sind das nicht Dinge, denen leider die

Menschheit unterworfen ist? Und wie würde die Nachwelt den verhöhnen, der daher einen Grund zur Schmälerung des Ruhms großer Männer hernehmen wollte? Wegen Ferdinands Ruhm kann aber der Herr Hofr. Heyne deshalb auch noch außer aller Sorge seyn, weil die ärgste Scheelsucht immer nur sehr geringfügige Dinge zum Beweise einer Abnahme der Kräfte im Alter dieses Fürsten wird vorbringen können, wie ich sogleich zeigen werde.

Ferdinands äußerliches Ansehn.

Herzog Ferdinand war von großer Statur. Er maaß, dem Anblick nach, was man beym Militär zehn bis eilf Zolle nennt. Sein Haar war blond, und hatte sich bis im späten Alter gut erhalten. Sein Gesicht war schön und regelmäßig gebildet; nichts grelles, nichts scharfes war in seinem Blick, sondern ausnehmend viel Feinheit und Güte, und in seinem Munde und Lächeln viel Reiz. Er war vollkommen schön gewachsen, trug sich ungemein gut, und hatte außerordentlich viel hohes, edles und anmuthiges in seinem ganzen Wesen und in allen Bewegungen, ohne den geringsten Anstrich von Aufblähung und Hochmuth. In den letztern Jahren waren ihm

die Beine stark geschwollen. Allein im Felde, wo er von dieser Ungelegenheit noch nichts wußte, konnte man sich schwerlich einen schönern Mann denken als ihn, und diejenigen, die ihn in noch jüngern Jahren gesehn haben, wissen seine damalige blendende Schönheit nicht reizend genug zu beschreiben. Er trug sich immer ganz ausnehmend sauber, jedoch ohne die geringste, seinem Alter etwa nicht angemeßne, Pracht oder Zierlichkeit; so wie überhaupt in seinem Hausgeräthe, in der Tafel, in den Equipagen, in der Menge und Art seiner Dienerschaft vollkommner Anstand, aber kein Prunk herrschte.

Ferdinands Geisteseigenschaften.

Wenn Ferdinand auch ein bloßer Mann von Stande gewesen wäre, so würde er überall für einen Mann von Verstand und Kenntnissen gehalten worden seyn. Er sprach gut, immer artig, liebte anständigen und muntern Scherz und nahm Theil daran. Dabey redete er sehr gut und fertig französisch, und hatte viele Weltlektüre. Vielen zusammenhängenden Unterredungen von ihm habe ich nicht beygewohnt, außer daß ich ihn habe ein Paarmal von seinen Feldzügen reden hören. Das geschah den-

noch sehr selten, denn niemals fing er davon an; ja er wich wohl manchmal dieser Unterredung aus, so fein war sein Gefühl von wahrem Anstande. Nur dann, wenn er recht sah, daß es Personen wünschten, daß Zeit und Umstände dazu paßten, und auch wohl, wenn er die Menschen, die er vor sich hatte, für solche hielt, die es der Mühe werth waren, daß er davon sprach, ließ er sich darauf ein. Die wenigen Gelegenheiten, wo ich einer solchen Unterredung beygewohnt habe, sind mir ein deutlicher Beweis gewesen, daß ihm seine Thaten, nach jenen, von mir oben angenommenen Bestimmungen, mit vollem Rechte zugeschrieben werden müssen. Er sprach sehr gut, richtig und deutlich darüber; erzählte ohne Mühe auf eine lebhafte und darstellende Weise; so wie es nur der kann, der die Dinge selbst durchdacht hat und wahre Kenntnisse in dem Fache besitzt. In allen seinen Erzählungen herrschte übrigens große Behutsamkeit und Schonung gegen diejenigen, die er sonst mit gutem Grunde hätte tadeln können.

Wahre wissenschaftliche Kenntnisse besitzen ungemein wenig Weltleute, und es

ist eine große aus Unkunde derselben entspringende Schwachheit einiger Gelehrten, wenn diese sich einbilden, die Achtung, die ihnen hie und da von Personen aus der großen Welt bewiesen wird, gründe sich auf eigne Einsicht und wahres Gefühl ihrer wissenschaftlichen Verdienste. Gar zu viele Hindernisse halten die zur großen Welt gebornen Personen von der Erwerbung dessen ab, was eigentlich Wissenschaft genannt werden darf. Bey Ferdinanden kam nun noch dieß dazu, daß er von Jugend auf zu seiner Bestimmung, dem Militärstände, war gebildet worden, und die Fortschritte, die er hierin gemacht hatte, beweisen zur Gnüge, daß er es in Wissenschaften eben auch weit gebracht haben würde, wenn ihm seine Erziehung und seine jugendlichen Verhältnisse die Schranken dieser Laufbahn eröfnet hätten. So aber muß ich, nach dem was ich weiß, sagen, daß er keine eigentlich so genannte Wissenschaften besaß. Zwar versichern diejenigen, die ihn genauer gekannt haben, daß er las und sich vorlesen ließ; allein wahrscheinlich waren es mehr Bücher über die Zeitläufte, auch moralische oder Erbauungsbücher, worauf er seine Auf-

merksamkeit lenkte, als solche, die in Wissenschaften einschlugen. Nie habe ich ihn wenigstens wissenschaftliche Diskurse führen oder aufs Tapet bringen hören. Seine Bibliothek, deren Catalogus ich besitze und die ungefähr sechstehalbtausend Bände beträgt, hat nicht die geringste Spur von einer systematischen Wahl in irgend einem Fache des menschlichen Wissens an sich, woraus irgend eine Liebhaberey für eins derselben hervorleuchtete. War indeß Ferdinand nicht selbst gelehrt, so wußte er doch den Werth der Gelehrsamkeit zu schätzen. Er nahm es, zum Beyspiel, mit Vergnügen an, daß ihn die Göttingsche Societät im Jahr 1780 zu ihrem Ehren-Präsidenten erwählte, nachdem sie deshalb beym Ministerium in Hannover angefragt und durch dasselbe die Einwilligung des Königs zu dieser Wahl erhalten hatte. Er wohnte auch im Jahr 1782 einer ihrer Sitzungen bey, als er durch diese Stadt reiste, um sich nach dem Wilhelmsbader Maurerconvente zu begeben: bey welcher Gelegenheit sich die Universität sehr beeiferte, ihre Ehrfurcht für ihn an den Tag zu legen. Er litt es ebenfalls sehr gern, wenn sich

ihm Gelehrte auf ihren oder seinen Reisen vorstellen ließen und nahm sie mit Achtung auf; er urtheilte aber freylich gemeiniglich von ihnen, mehr nach dem bürgerlichen Titel den sie führten, als nach dem Range den ihnen die Stimme des Publikums in der Gelehrten Republik anwies, und richtete gemeiniglich seine Aufnahme darnach ein. So viel ich weiß, hatte er auch für keine schöne Kunst irgend eine Art von Kennerliebe. Sein ganzes Schloß zu Vecheln war zwar mit Kupferstichen austapeziert. Unter diesen gab es einige schöne Stücken; aber weder die Auswahl derselben, noch die Art, sie zu stellen, zeigte eignen Geschmack, Plan, Kenntniß, und auf diese sich gründende Liebhaberey. Eben dieses gilt von den Gemälden, die sich in seiner Wohnung in der Stadt befanden, deren größte Anzahl Familien- und andre Porträts ausmachten.

Ferdinands moralische Eigenschaften.

Wichtiger als jede Bildung des Geistes sind, in allem Betrachte, die moralischen Eigenschaften; und zwar besonders deshalb, weil sie dem Menschen mehr eigen zu seyn scheinen. Jene hängen ganz von Erziehung und Umständen ab; diese aber von der

eignen und innern Liebe zum Guten und Edlen. Ferdinands Verstand hatte die volle, seinem Stande und Wirkungskreise angemeßne Bildung erhalten, und in diesem die größten Dinge geleistet, die man nur fordern konnte. Aller Zusatz in dem Punkte wäre doch immerfort nur unbedeutende Nebensache geblieben. Durch Tugenden konnte er aber sein ganzes Leben hindurch viel Gutes wirken, und das hat er auch gethan, denn er besaß ihrer sehr viele, und von der moralischen Seite wird er Denkern immer am allerehrwürdigsten bleiben.

Unter diesen Tugenden kann man als die erste, und als die Grundlage aller übrigen, seine Religiosität betrachten. Er war ein redlicher, treuer und eifriger Anhänger der christlichen Religion. Nie hatte ihn darin der Aufenthalt an Friedrichs Hofe, und der Umgang mit Voltären, d'Argens und andern Verächtern derselben, wankend machen können. Es ist wahrscheinlich, daß ihm diejenigen Menschen, die über diesen Punkt anders dachten als er, nicht sehr schätzbar vorkommen konnten. Allein er war doch so billig und so tolerant

Religiosität.

gesinnt, daß er dieses nie zu einem Grunde machte sie anzufeinden und zu verfolgen. Deshalb habe ich, meiner Meinung nach, mit Recht diejenigen gelobt, von denen er den ersten Unterricht in der Religion erhalten hat; weil sie ihm so eine Festigkeit in den Grundsätzen derselben, ohne Parthey-geist, beygebracht haben. Da ihr erster Unterricht in einem Punkte so feste Wurzeln geschlagen hat, so steht zu glauben, es würde auch in den übrigen ein gleiches geschehn seyn, wenn sie ihm frommen Haß und Verfolgungsgeist gegen anders Denkende eingeflößt hätten. Ob übrigens Ferdinand in allen Punkten dem alten kirchlichen System, worin er gewiß unterwiesen worden war, anhing; oder in einigen seine besondern Meynungen hegte, davon bin ich nicht unterrichtet, als in so fern, daß er öffentlich nie von jenem abgewichen ist.

Wohlthätigkeit. Aus dieser Religiosität entsprang, oder darauf stützte sich bey ihm, eine fast gränzenlose Wohlthätigkeit, der er einen sehr ansehnlichen Theil seiner Einkünfte widmete. Es ist unglaublich, wie viel eignen Genuß er dem seligern Genuß, Nothleiden-

den beyzustehn, aufopferte. Ich muß indeß hier eine Bemerkung machen, die zur Würdigung dieser herrlichen Eigenschaft bey Ferdinanden nothwendig ist. Ich habe es oft von gutmüthigen Menschen bedauern hören, daß Ferdinand nicht ein Land, ja ein Königreich zu beherrschen hätte, weil sie glaubten, es würde alsdenn keine Spur von Armuth in seinem Gebiete angetroffen werden, und er würde durch seine Geschenke alle Armen in Wohlstand setzen. Das ist aber ein höchst falscher Gedanke. Wenn Ferdinand regierender Landesherr gewesen wäre, so läßt es sich von seinem richtigen moralischen Gefühle erwarten, daß er nicht wohlthätig, sondern gerecht gewesen wäre. Denn Gerechtigkeit ist überhaupt die erste aller Tugenden, und besonders die einzige, die dem Regenten eines Landes geziemt. Herzog Ferdinand konnte so wohlthätig seyn als er nur wollte, ohne die Gerechtigkeit zu beleidigen. Sein Einkommen gehörte ihm ganz und auf die gerechteste Weise von der Welt, denn durch seine Verdienste hatte er sich dasselbe erworben. Also konnte er auch damit nach eignem Belieben schalten, und dasselbe ganz verschenken, wenn

er ein Vergnügen daran fand. In dieser Lage befindet sich aber kein Landesherr. Das Geld, das er bekömmt, ist die Frucht der Arbeit seiner Unterthanen, das sie ihm zu den Bedürfnissen des Staats geben. Will ers verschenken, so entwendet er es von seiner wahren Bestimmung, und das ist nicht recht. Hat er etwas übrig, so erlasse er es dem Volke an Abgaben, auf irgend eine Art. Das gebietet ihm die Gerechtigkeit. Wenn das Volk mehr haben wird, so wird es wohl selbst, wo es nöthig ist, milde Gaben austheilen; oder welches noch viel nützlicher ist, es wird den Dürftigen Gelegenheit geben zu arbeiten. Gesetzt aber, das Volk thäte das nicht, so kann doch der Landesherr nicht freygebig seyn, denn er ist nicht zum Allmosenirer seiner Unterthanen bestellt. Das Geld gehört denen, die es verdient haben, und es ist immer ein krispinsches Verfahren, wenn man es diesen nimmt um es andern zu geben. Uebrigens hat auch ein Landesherr beßere Mittel in Händen, der Armuth in seinem Lande zu steuern, als Almosen zu geben. Gebrechliche und Kranke ausgenommen, entsteht Armuth immer aus einer

schlechten Gesetzgebung. Er verbeßre nur diese, so wird die Zahl der Armen unendlich abnehmen, und auf eine viel sichrere Art als durch Geschenke, wodurch sie höchst wahrscheinlich nur vermehrt wird.

Ich halte mich für völlig berechtigt zu glauben, daß Ferdinand, als regierender Landesherr, in diesem Punkte ganz anders gehandelt haben würde, als wie er in seinen dermaligen Verhältnissen handelte. Er hatte die deutlichsten Beweise davon gegeben, daß ihm Gerechtigkeit die heiligste unter allen Tugenden war, und daß, wenn er Unterthanen gehabt hätte, er vor allen Dingen darauf bedacht gewesen wäre, ihnen alle ihre allgemeinen Lasten zu erleichtern. Fünf Jahre lang hatte er den ganzen niedersächsischen und westphälischen Kreis auf eine fast unumschränkte Weise beherrscht. Nie hatte er sich, um noch so löbliche Privatabsichten erreichen zu können, die geringste Erpressung zum eignen Vortheile erlaubt. O wenn viele Landesherrn ihre Unterthanen so schonten, ihnen nur immer so genau das zur Erreichung des allgemeinen Besten Nöthige abfoderten, als Ferdinand von jenen Provinzen nur

immer das verlangte, was zur Erreichung des Zwecks, warum Krieg geführt wurde, durchaus erforderlich war! Wie glücklich wären dann so viele Staaten! Ferdinand kam nicht reicher aus dem Kriege als er hinein zog, wenigstens war in seinem ganzen verhältnißmäßigen sehr geringen Vermögen, kein von Menschen im Krieg erpreßtes oder nicht völlig rechtmäßig an sich gebrachtes Partikelchen. Wer das recht bedenkt, wird es gewiß sehr groß finden. Noch größer muß es sich zeigen, wenn man die Mäßigkeit seiner Einkünfte betrachtet. Sie bestanden in folgenden. Die Appanage eines Braunschweigischen Prinzen beträgt viertausend Thlr. Auf sechs und zwanzigtausend Thlr. jährlich kann man das ungefähr ansetzen, was er aus England bekam. Man kann noch die preussische Pension von dreytausend achthundert Thlr. in Anschlag bringen, die ihm mit dem Zusatze, für treu geleistete Dienste, war beygelegt worden, und er auf alle Fälle noch erhalten hat. Ferner trugen ihm alle seine Magdeburgischen geistlichen Würden neuntausend Thlr. ein. Von der Johanniter-Comthurey Gorgast hatte er fünftausend Thlr., und

von

von seinem Gute Vechelde bey Braunschweig viertausend. Dieses alles zusammen macht ungefähr zwey und funfzigtausend Thaler. Zwar erhielt er erst spät die Comthurey Gorgast; allein dagegen hatte er lange ein Gut in Schlesien, das er in jüngern Jahren gekauft hatte und hernach wieder verkaufte: also daß man annehmen kann, von der Zeit, da er die preussischen Dienste verließ, habe er funfzigtausend Thaler jährlicher Einkünfte, ein Jahr ins andre, gehabt. Wenn man nun bedenkt, wie mäßig diese Einkünfte für einen Fürsten waren, der sehr leicht doppelt und dreymal so viel, während seines Commando's der alliirten Armee, hätte zusammenbringen können, ohne daß jemand im Stande gewesen wäre ihm darüber nur den Schatten eines Vorwurfs zu machen *): Wenn man bedenkt, daß er erst nachhero seine Magde-

*) Von dem Prinzen Eugen sagt mein Vater am Schlusse der Geschichte desselben: „Die Prinzessinn von Carignan habe ihn „beerbt; und die Erbschaft eines regieren- „den Fürsten ausgenommen, wäre es nicht „leicht möglich gewesen, eine beträchtlichere „zu bekommen.“ Welch ein Unterschied!

burgischen Einkünfte und dann noch einen nicht unbeträchtlichen Zuwachs zu seiner englischen Pension erhielt: so ist gewiß die Größe der Seele des Mannes zu bewundern, der sich für verpflichtet hielt, die Einkünfte seiner Feldmarschallswürde, das Gouvernement zu Magdeburg und ein preussisches Regiment gleich aufzugeben, sobald er meynte, seine Ehre erfodre es. Nicht minder ist der Mann zu bewundern, der, bey so mäßigen Einkünften, so außerordentlich wohlthätig seyn konnte. Wie viel eignen Genuß muß er aufgegeben haben, um des seligern Genusses willen Andre zu beglücken. Nie hat jemand mäßigere Einkünfte auf eine gerechtere und löblichere Weise erworben; und so groß seine Wohlthätigkeit war, eben so rechtmäßig ist sie auch gewesen. Sie war aber wirklich ganz außerordentlich; und die Armen in Braunschweig sowohl als in Magdeburg verloren an ihm einen wahren Vater. Ja auch weit außerhalb dem Bezirk dieser Städte zeigte sich seine Hülfsbeflissenheit, wenn ihm Gegenstände dafür angegeben wurden. Als Beyspiele davon will ich nur das in Erinnerung bringen, was er für den Herrn

Professor Forster in Halle, und für Schmidlins, des Verfassers des Catholicons, eines in Hamburg privatisirenden und in Armuth verstorbnen Gelehrten, Wittwe gethan hat; welches zu bekannt ist, als daß ich brauchte es hier noch umständlich zu erzählen.

Mäßigung und Gewalt über seine Leidenschaften überhaupt.

Bewundernswürdig war überhaupt die Mäßigung Ferdinands in allen Leidenschaften, oder wenigstens die Gewalt, die er über die seinigen hatte. Eine unter denselben wird gemeiniglich die Leidenschaft der Helden genannt. Daß ihr Ferdinand nicht sollte gehuldigt haben, will ich gar nicht behaupten. Allein so viel bleibt gewiß, daß sein Betragen hierin immer in den engsten Schranken der äußern Ehrbarkeit blieb. Nie hat man etwas von einer Mätreße Ferdinands weder im Felde noch hernach vernommen: ob es ihm gleich, als einem Fürsten, dem Familienverhältnisse den Ehestand gänzlich untersagten, sehr verzeihlich gewesen wäre, wenn er eine Geliebte bey sich gehabt hätte. Huldigte er also dem allgebietenden Amor, so war darüber ein fester Schleyer gezogen; und das ist wahrlich alles was man bey jetzigen Zei-

ten, in seinen Umständen, zur Erhaltung der Moralität unter den Menschen durch das Beyspiel nur verlangen kann. Uebrigens muß ich noch hinzufügen, daß man keinen galantern Mann gegen das Frauenzimmer denken konnte, als den Herzog; und zwar besaß er jene ächte, ritterliche Galanterie, welche ihren Mann, aus wahrer Achtung für das ganze schöne Geschlecht, artig und höflich gegen alle macht. Von andern Leidenschaften, als Jagd, Spiel, Schwelgerey, übermäßiger Prachtliebe ꝛc. war er ganz frey.

Edler Stolz.

Edlen Stolz besaß Ferdinand im höchsten Grade; aber gewiß nichts weniger als Hochmuth. Jenen zeigte er, als er alle seine Würden, Aemter und Einkünfte aufgab, sobald sein Ehrgefühl ihn dazu aufforderte; und als er blos er selbst ward, lieber als daß er sich die geringste herabsetzende Begegnung von dem größten Monarchen, den je der Erdball getragen hat, gefallen ließ, um nur den Schein einer wichtigen Rolle unter den Menschen fortzubehalten. Wie viel andre hätten wohl die hiezu erfoderliche Seelengröße gehabt? Allein gegen den geringsten Mann erwieß

er sich gnädig und leutselig, gegen alle mit Würde höflich und verbindlich. Dem Stande erzeigte er freylich sehr pünktlich was ihm gebührte, und was die eingeführten Gebräuche erfoderten. Allein man kann nicht sagen, daß er in seinem gesellschaftlichen Betragen sehr weitgehende Geburtsvorurtheile geäußert, oder dieselben sehr zu befördern gesucht hätte. Es läßt sich sogar behaupten, daß er oft das Gegentheil that. Die Personen, die am mehrsten bey ihm gegolten haben, waren Unadeliche. Er fand auch an vermischten Gesellschaften viel Vergnügen, wovon ich zwey merkwürdige Beyspielie anführen kann. Im Jahre 1780 ist in Braunschweig ein Club angelegt worden, bey dessen Stiftung es Grundsatz gewesen ist, die Stände zu vereinigen. Die Mitglieder, die alle gleiche Rechte genießen, theilen sich in vier Klassen, des Hofs, des Militärs, des Gelehrten, und des Kaufmannsstandes. Die Gesellschaft bat ihn bey ihrer Stiftung, zu erlauben, daß sie ihn zu ihrem Protektor ernennte. Dieses nahm er nicht nur an, sondern da es eine Einrichtung derselben ist, daß immer am ersten Montag eines jeden Monats

des Mittags im Club gespeiset wird, so wohnte er diesen Mittagsmahlen, so oft er in Braunschweig war, immer bey; bezeigte sich dabey heiter und vergnügt, und gegen jedermann ungemein liebreich; legte der Gesellschaft nicht den geringsten Zwang auf, sondern sah vielmehr gern, wenn sie sich ganz einer, wohlgezognen Leuten anständigen, aber doch recht herzlichen Freude überließ. Es ist gewiß kein Mitglied des Clubs, der nicht die Tage, wo er da mit dem Herzog zu speisen die Ehre gehabt hat, unter die vergnügtesten seines Lebens zählen sollte. Ferner, als die berühmte Sängerinn, die Todi, vor einigen Jahren durch Braunschweig reiste, ließ sie der Herzog in seinem Palais singen, und gab bey der Gelegenheit zwey kleine Feste, wo, bey jedem derselben, zugleich mit dem Hofe und was dazu gehört, verdiente Personen aus der Stadt eingeladen waren und Antheil an dem Vergnügen nahmen. Hiebey muß ich zugleich bemerken, daß sich diese Festlichkeiten, durch gute Anordnung, Geschmack, Ueberfluß, und zumal ungezwungnes Wesen und Herzlichkeit, die der Geber einflößte, ganz besonders auszeichneten.

Ich könnte die Liste der Ferdinandschen Tugenden gar sehr vermehren, wenn ich mich in mehr Umständlichkeit einlassen wollte. Allein dieß ist genug. Die hier erwähnten sind die hauptsächlichsten und die Quellen aller übrigen; denn ihre Wirkung äußerte sich in allen Verhältnissen, worin man sich diesen vortrefflichen Fürsten nur denken mag. Nun wird man aber fragen: Ob denn diese herrlichen Eigenschaften mit keinen Fehlern vermischt gewesen sind? Das wäre mehr als man von einem menschlichen Wesen erwarten darf. Um meiner Beschreibung von ihm den Stempel der Wahrheit aufzudrücken, will ich auch diese kürzlich erwähnen.

Eine der großen Eigenschaften Ferdinands war seine wahre edle Bescheidenheit, von der ich oben schon geredet habe; indem ich bemerkte, daß er nie von selbst anfing von seinen schönen Thaten zu reden. Diese Bescheidenheit bewog denn auch den Herzog in seinem Testamente zu verbieten, daß man ihm eine Leichenrede hielt. Dadurch sah sich der Herr Domprediger Wolf, sein Beichtvater, gehindert, diese angenehme Bescheidenheit.

Pflicht, die vorzüglich auf ihn gefallen wäre, zu erfüllen. Um dennoch seinen Empfindungen Gnüge zu leisten, ließ dieser vorzügliche geistliche Redner einen kleinen Anhang zu einer kurz nach des Helden Tode gehaltnen Predigt drucken, wo er von dessen Verdiensten und der gerechten allgemeinen Betrübniß über seinen Verlust handelte. Aus diesem schönen Aufsatze will ich folgende Stelle hersetzen, weil sie die Wahrheit in Ansehung des hier berührten Punktes so vortrefflich ausdrückt.

„Ferdinand der Menschenfreund war „auch der wärmste Verehrer der Religion, „das Muster guter Sitten, der unpartheyischste Anhänger der Gerechtigkeit, der „billigste im Urtheil über Andre und ihre „Schwächen, der herablassendste Herr, der „gefälligste Gesellschafter, der verschwiegenste Freund, der treuste Rathgeber. — „Freylich war er als Mensch nicht ohne „Mängel. Ich würde ihn wenig ehren, „wenn ich auch nicht dieß Geständniß hinzufügte, da er es selbst so oft und mit „der innigsten Demuth ablegte. Aber „alle seine Fehler wuchsen, wenn ich mich

„so ausdrücken darf, auf einem guten Bo-
„den. Sie entsprossen selbst aus der ihm
„eignen unbegränzten Herzensgüte. Bey
„ihm trafen jene Schriftworte: Die Liebe
„hoffet alles, sie glaubt alles, sie duldet
„alles: in einem hohen Maaße ein; und
„so konnte es denn auch nicht fehlen,
„daß seine Gutthätigkeit nicht oft sollte
„von Unwürdigen gemisbraucht worden
„seyn; oder daß er — selbst bey aller
„Menschen- und Weltkenntniß — nicht
„oft Vertrauen bewiesen haben sollte, wo
„Mißtrauen gerecht und nöthig war. Wer
„wird es ihm bey seinem Herzen zurechnen,
„wenn auch durch seine Milde, die so
„viele Nothleidende erquickte und Würdige
„unterstützte, hie und da in den Schein
„gehüllte Trägheit wäre begünstigt worden,
„oder wenn er in der Auswahl der Gegen-
„stände seines Wohlthuns nicht immer
„glücklich gewesen wäre. — Blos seiner
„Herzensgüte und, wenn man will, dem
„Zeitalter, in welchem er gebildet ward,
„war es zuzuschreiben, daß er eine größere
„Aufmerksamkeit auf die ihm zu beweisende
„äußere Achtung verlangte. Der hat ihn
„gewiß verkannt, wer dieß für eigentlichen

„bloßen Ehrgeiz hielt. Wenigstens war „es nicht der Ehrgeiz, der sich besser als „andre Menschen dünkt, oder der ihnen „vorgezogen und mit Zurücksetzung ihrer „erhoben seyn will. Nie hätte der Edel„denkende ein ihm auf fremde Kosten ge„brachtes Lob verziehn. Nein, blos ge„liebt wollte er seyn; ein edler Trieb, „von dem wir selbst in unsrer heutigen „Betrachtung erwiesen haben, daß er alle„mal den besten, fühlbarsten, theilneh„mendsten Herzen eigen ist. Daher wa„ren ihm äußere Merkmale von Achtung „so werth, weil er in ihnen — was sie „freylich nicht immer sind — zugleich Be„weise von Ergebenheit, Anhänglichkeit „und Liebe fand. — In der That, diese „Menschlichkeiten dienten nur — wie „Scharten im Gemälde — das Schöne „in seinem Charakter destomehr zu erheben. „Sie selbst wiesen den Menschenkenner auf „das liebenswürdigste Herz als ihre Quelle „hin, und nöthigten ihn zu dem Urtheile: „Ferdinand ist einer der besten Men„schen.“

So verhielt sich die Sache, wie sie der Herr Domprediger hier schildert. Ferdi-

nands kleine Fehler waren leichte Schatten, ohne die das ganze Gemälde gar nicht bestehn konnte. Ich will sie also kürzlich und nach der Wahrheit dem Leser darstellen.

Geringe Flecken im Gemälde seiner Tugenden.

Ich habe hie und da von seinem Jähzorne geredet, weil ich davon habe sprechen hören. Das war eine Temperamentseigenschaft, indem das Cholerische in Ferdinands Säftemischung die Oberhand hatte. Allein nie habe ich weder im Felde, noch nachher in Braunschweig einen Fall angeben hören, wo derselbe ihn zu einem auffallenden, übermäßigen, oder wenigstens Aufsehen erregenden Ausbruch verleitet hätte. Es ist eine bekannte Anekdote, daß der Erbprinz von Hessen, nachmaliger König von Schweden, den König von England, Wilhelm III. antraf, da er einen seiner Kammerdiener mit eigner hoher Hand durchprügelte. Daß dergleichen jemals, auch im Innersten des Ferdinandschen Haushalts geschehen sey, davon hat man wenigstens außerhalb nie etwas vernommen. Wollte man auch annehmen, die große Aufmerksamkeit seiner Leute gegen ihn habe solche Vorfälle verhütet, so

wäre es doch immer sehr viel, daß der durch andre Ursachen gereizte Zorn sich nie an den Unschuldigen, den er in der Nähe und in seiner Gewalt hatte, ausließ; wie es doch sonst so häufig geschieht. Auf alle Fälle bleibt es jederzeit sehr merkwürdig, daß diese Leidenschaft Ferdinanden nie zu einem Geräuschmachenden Schritt hat verleiten können, und dieses würde allein beweisen, daß er gewußt hat, sie sehr zu bändigen.

Diejenigen, die darüber gekrittelt haben, daß seine Wohlthaten oft auf Unwürdige fielen, haben wohl nicht bedacht, wie schwer, ja wie unmöglich es ist, nur ein Wohlthäter der Würdigen zu seyn. Außer chronisch Kranken, Gebrechlichen, Wittwen und Waisen, ist, fürs erste, jeder in Armuth versenkte Mensch fast immer selbst schuld daran; und eben der Fehler, der ihn hineingestürzt hat, macht ihn gemeiniglich der Wohlthat, die man ihm zufließen läßt, unwerth. Wenn man aber auch dieß nicht als wahr gelten lassen wollte, so gehört doch eine Mühe und Arbeit dazu, nur würdige Gegenstände der Wohlthaten auslesen zu wollen, von der

man sich schwerlich einen Begriff macht. Fast in jeder Stadt wird ein Armencollegium bestellt; und doch giebt es fast nicht eine einzige, wo man nicht finden sollte, daß sehr viele wahre Nothleidende darben, und ein großer Theil der Allmosengelder an diejenigen verspendet wird, die sie weder so sehr verdienen noch so nöthig haben. Das wäre, dächte ich, eine Erfahrung, auf die ich mich bey jedem meiner Leser berufen kann, er wohne wo er wolle. Wie könnte man nun aber das von Ferdinanden fodern, was die mehresten Armencollegien nicht bewirken? Dazu kömmt noch, daß die würdigen Armen sich des Bettelns schämen und lieber darben. Wer sie also ausfindig machen will, muß sie aufsuchen, und sich ein Geschäft daraus machen. Kann man aber so etwas von einem Fürsten, wie Ferdinanden, verlangen? Vielleicht wird man behaupten, er hätte sich dazu Leute halten sollen. Aber alsdenn wäre er ja nicht um ein Haar besser daran gewesen: denn die Leidenschaften und Verbindungen dieser Leute hätten ihm wieder viele Unwürdige untergeschoben. Ja, wenn die Klagen über diesen Punkt gegründet sind,

so kann man sicher behaupten, daß obiges sehr oft geschehen ist; denn sehr viele seiner Wohlthaten wurden gewiß auf Empfehlungen von Andern ertheilt.

Es ist wahr, Ferdinand hielt viel auf äußerliche Ehrfurchtsbezeugungen; allein das stammte aus dem Zeitpunkte her, wo er seine Bildung erhalten hatte, wie der Herr Domprediger Wolf sehr richtig bemerkt. Friedrich II. zeigte zuerst den Fürsten, daß alle diese Ceremonien zur wahren Macht oder Größe nichts thun, und mehr Mühseligkeit als Vergnügen verursachen. Dadurch ist die Mode davon bey einigen, aber lange noch nicht bey allen, abgekommen. Es ist allerdings zu verwundern, daß weder Friedrichs Beyspiel, noch das Feldleben, Ferdinanden von dieser Gewohnheit haben abbringen können. Denn ob er schon Oberster Befehlshaber war, so waren doch die Krieger, die er anführte, zwar alle bereit ihr Leben auf seinen Wink zu lassen; aber gar nicht dazu aufgelegt, große Complimente zu machen. Hierüber läßt sich indeß nichts sagen, als daß dieß nun einmal Ferdinandens Weise so war, und wer

dieß durchaus tadeln will, muß doch gestehn, daß man bey so großen Eigenschaften unmöglich einen geringern Fehler haben kann. Einige klagten zwar, daß der Herzog diejenigen nicht leiden mochte, die alle die Aufwartungen gegen ihn nicht so beobachteten, wie er es verlangte; wenn's auch sonst noch so vortreffliche Menschen waren. Allein darin hatten sie sehr Unrecht. Der Herzog begegnete solchen Menschen blos mit Gleichgültigkeit; und das muß wohl jeder sehr natürlich finden. Denn ihr Betragen gegen ihn war doch auch ein Zeichen einer ähnlichen Empfindung von ihrer Seite. Wenn ihnen recht viel an der Gnade des Herzogs gelegen gewesen wäre, so hätten sie ja wohl dasjenige gethan, was nöthig war um sie zu erwerben; da er doch eben nichts sehr schweres verlangte. Allein ob er gleich Kälte gegen solche Menschen äußerte, und ihnen eben nichts Gutes erwieß; so that er ihnen doch nie etwas zu leide; ja er begegnete ihnen sogar immer mit Anständigkeit, und das war wahrlich alles, was sie verlangen konnten.

Die einzige wahre Schwäche an dem Herzog, die ihn zu Schritten verleitete,

wodurch Tadler und Spötter Gelegenheit fanden, ihre Zunge gegen ihn zu üben, ohne daß es seinen Verehrern möglich war, etwas anders zu erwiedern, als: Jeder Mensch hat seine schwache Seiten: das war sein Glauben ans Wunderbare. Er war nicht nur von der Möglichkeit oder vielmehr Wirklichkeit geheimer Wissenschaften, durch die derjenige, der sie besitzt, übernatürliche Wirkungen hervorbringen kann, überzeugt; sondern sobald sich Menschen als Thaumaturgen, von welcher Art es wolle, ankündigten, und wenn sie hundertfältig den Stempel der Lüge und der Verworfenheit an sich trugen, so konnten sie auf seine Bereitwilligkeit zu glauben, und auf seine sehr kräftige Unterstützung rechnen. Das war nun freylich betrübt, das hatte verschiedne schlimme Folgen; das veranlaßte Auftritte, die der Hochachtung gegen Ferdinanden unter einigen seiner Zeitgenossen, wenigstens unter denen, die in der Nähe waren, allerdings Eintrag thaten. Ich will nur eine einzige solche Begebenheit zur Probe und zur Erhärtung meiner Aussage erzälen. Als der berüchtigte St. Germain starb, der so lange

gelebt

gelebt haben sollte; von dem es hieß, er könne so lange leben als er wolle, der einen Thee erfunden zu haben vorgab, dessen medicinalsche Kraft alle Krankheiten überwältigen oder verhüten sollte: als, sage ich, dieser Elende hinschied, und sich durch seinen Tod sogleich als einen verächtlichen Marktschreyer bewies, war Ferdinand so weit entfernt, diese Begebenheit in einem solchen Lichte zu betrachten, daß er es gar nicht verbarg, er empfinde sie als einen ihn tief schmerzenden Vorfall, als den Verlust eines in seinen Augen vortrefflichen, großen, außerordentlichen Mannes. Der damalige Redacteur der braunschweigischen Zeitungen, Herr Professor Remer, kündigte indeß dieses St. Germains Tod in dem Tone an, der eines Mannes von seiner Gelehrsamkeit, von seiner Liebe zur Wahrheit und zum Guten, von seinem Abscheu gegen niederträchtige Betrügereyen und ihnen zur Stütze dienende verderbliche Vorurtheile würdig war. Ueber den Ton dieser Ankündigung bezeigte ihm aber der Herzog seine Empfindlichkeit in einem Schreiben; und um den erhabnen, aber

hierin seine fast einzige Schwachheit haben, den Mann zu befriedigen, ließ Herr Nemer im folgenden Blatte etwas einrücken, das einer Entschuldigung ähnlich sah, und womit die Sache abgethan war. Dieß ist nur Ein Beyspiel zur Erhärtung der Wahrheit meiner Behauptung, gegen einige Menschen, die das Gegentheil haben behaupten wollen. Sonst ließen sich deren noch weit mehrere beybringen. Diesen Zug in Ferdinands Denkart kann nun zwar freylich kein Mensch loben oder rechtfertigen. Er läßt sich aber doch gewissermaaßen durch folgende Gründe entschuldigen. Es gehört eine ganz unglaubliche Stärke des Verstandes dazu, um die Mittelstraße zwischen Aberglauben und Unglauben ohne Wanken fortzuwandeln. Ohne tiefe Nachforschungen über Gott und Welt ist es fast unmöglich. Eben so unmöglich ist es auch bey dem gewöhnlichen Religionsunterricht nach dem alten Schlage, wo einem der Kopf mit Geistern, Dämonen, Engeln, ägyptischer Priesterweisheit und Zauberkraft vollgepfropft ward. Wenn man dabey nur etwas Abscheu und Furcht vor dem Un-

glauben hat, so wird man sich immer zu viel nach der Seite des Aberglaubens hinneigen, und lieber etwas mehr als zu wenig glauben. Nur eine felsenfeste Ueberzeugung, daß alles, was von einer Geister-Welt erzählt wird, uns anjetzt durchaus nichts mehr angeht; daß wir nunmehr mit dieser in gar keiner Verbindung stehn, und nimmermehr, so lange wir leben, darein kommen können; ist fähig uns vor Verirrungen dieser Art zu bewahren. Den ersten Menschen, der einem von solchen Dingen etwas vorschwatzen will, muß man sogleich zur Thür heraus weisen, wenn man vor aller Ansteckung dieser Art gesichert bleiben will. Sobald aber jemand nur glaubt: es gebe eine Geister-Welt, die mit unsrer Körper- und Sinnen-Welt in Verbindung steht, und es sey einem Menschen auf irgend eine Art möglich, den Knoten dieser Verbindung aufzufassen und dadurch irgend etwas außerordentliches zu wirken; so ist er schon in den Schlund des Aberglaubens hinunter gestiegen, und es bedarf nur einiger geschickter Stöße, um zu machen, daß er bis

in den untersten Grund desselben herabrollt.

Nach diesen zuverläßigen Voraussetzungen betrachte man nun Ferdinands Lage, und urtheile selbst, wie leicht ihn die hier angeführte Schwachheit befallen konnte. Er hatte seine vorzüglichen Verstandeskräfte auf das gewendet, was seines Berufs war, nämlich auf die Wissenschaft des Krieges. Studiert hatte er nicht. Gegen die Philosophie hatte ihn der Mißbrauch derselben, den er bey einigen guten Köpfen bemerkt hatte, eingenommen. Wohlwollen hatten ihm seine Religionslehrer, und noch mehr sein eigen Herz eingeflößt; allein, ob ihr Unterricht von allem Aberglauben frey gewesen war, daran läßt sich billig zweifeln. Dazu kam nun noch das von so vielen mißverstandne Geheimniß der Maurerey und die teuflische List, womit Gaukler diesen Mißverstand zu benutzen wissen. Eine Menge solcher Gaukler hatten sich in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens an ihn gedrängt, und ihn bestrickt. Wie hätte er bey solchen Anlagen allen ihren Kunstgriffen entgehn

können? Der müßte wahrlich ein schlechter Menschenkenner seyn, der nicht begreifen könnte, wie leicht selbst ein großer Verstand, wenn er sich nach einer Richtung hingewendet hat, in irgend einem andern, weit außerhalb seiner Sphäre liegenden Punkte, einige Schwäche äußern kann.

Man überlege ferner: wenn sich diese Schwäche an dem ewig verehrungswürdigen Ferdinand auf eine bemerkliche Weise äusserte. In den letzten Jahren seines Lebens, wo das Alter den Geist aller Menschen schwächt. Wenn gleich des Herrn von Archenholz Blümchen viel verkehrtes enthält, so sagt er doch da die Wahrheit, wo er die Schwachheiten dieses Helden, seinem zunehmenden Alter, und selbst der Ehelosigkeit zuschreibt. Letztere lieferte ihn wohl vorzüglich den Schmeichlern und allen Arten von Gaunern in die Hände, vor denen ihn sonst die Aegide einer klugen Gemahlinn geschützt hätte. Man überdenke doch nur das Exempel Eugens und des großen Conde, das ich schon angeführt habe. Oder will man welche von einer an-

dern Art haben; so bedenke man, daß Neuton eine Erklärung der Offenbarung Johannis schrieb, daß Ernesti in einen Zustand der völligen Denk- und Besinnungslosigkeit verfiel. Ja was noch auffallender ist, man erinnere sich nur, welche noch weit läppischere Auftritte, im Fache der Goldmacherey, der Wundertinkturen und des Geisterspukes, sehr große und berühmte Gelehrte, als ein Semler, ein Lavater, gegeben haben; und dann wage man es noch, wenn man darf, Ferdinanden zu tadeln. Denn von diesen Männern hat keiner die mancherley Entschuldigungsgründe für sich, die man für Ferdinanden anführen kann.

Es ist zwar nicht zu läugnen, daß diese seine Schwachheit einige böse Folgen, auch im Allgemeinen, gehabt hat. Sein Beyspiel war dazu gemacht um zu wirken, und es hat auch gewirkt. Allein wie unbedeutend sind diese Folgen, gegen das wichtige Große und Gute, was er gethan hat. Jenen hat der Geist des Jahrhunderts schon mit ziemlichem Glücke entgegen gear-

beitet, und es ist Hoffnung da, daß er sie bald ganz vernichten wird. Dieses hat diesen mächtigen Geist eben befördert und aufrecht erhalten. Davon wird die Wirkung durch alle Folgezeiten dauern, so lange wenigstens sich ein europäisches Menschengeschlecht auf diesem Erdball herumtreiben wird.

Man muß also die wenigen und kleinen Schwächen des großen Mannes, die noch dazu blos in spätern Jahren durch ein zu gütiges Zutrauen gegen schlechte Menschen erzeugt, und hernach durch Entkräftung des Alters und zum Theil durch Krankheit vermehrt worden sind, vergessen. Man muß ihn so betrachten, wie ihn die Nachwelt sehn wird, als den Helden, den die Vorsehung mit herrlichen Eigenschaften ausrüstete, um ihn in den Stand zu setzen, so große, für die Menschheit so wichtige Thaten auszurichten. In diesem Lichte wollen wir ihn bewundern, und eben dieser Vorsehung danken, daß sie ihn dem deutschen Vaterlande schenkte. Da wir zunächst die Früchte seiner Thaten einge- Beschluß.

ärntet haben, da wir dabey Zeugen seiner ganz außerordentlichen Güte des Herzens und aller seiner übrigen Privattugenden gewesen sind, so wollen wir ihm reine, dankbare Verehrung im Grabe zollen. Nur dann, wenn es darauf ankommen wird, den Hochmuth der menschlichen Natur in uns selbst oder in andern zu beugen, wollen wir bedenken oder sagen: Selbst Ferdinand hatte einige Schwachheiten; selbst an diesem Geist, an diesem Herz, vermochten Ehelosigkeit, Alter und Schmeichler einige ihrer Wirkungen hervorzubringen.

Ende des zweyten und letzten Theils.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mauvillon, Jakob, 1743-1794

Geschichte Ferdinands, Herzogs von Braunschweig-Lüneburg, Oberster Befehlshaber der Armee Sr. Maj. des Königs von Großbritannien in Deutschland während des siebenjährigen Krieges, Königlich Preußischer Generalfeldmarschall, des blauen Hosenbandes, rothen und schwarzen Adlerordens, wie auch des Ordens de l'Union parfaite Ritter, des hohen Johanniterordens Commenthur in Gorgast, des hohen Domstifts zu St.
Bd.: 2

Leipzig (1794)

Biogr. 404-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10063148-2
VD18 80445683